This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

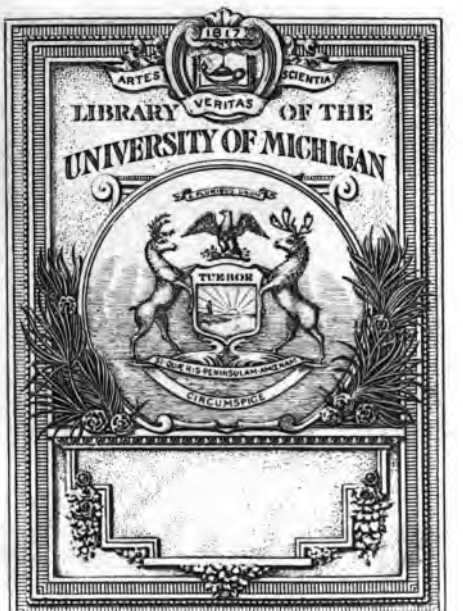
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
W64
1824
v.39


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

C. M. Wielands
sämmtliche Werke.

Neun und dreißigster Band.

Herausgegeben

von

J. G. Gruber.

Philosophische und kulturhistorische Werke X. Band.

Aristipp. 4ter Theil.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen 1825.

[redacted]
W64
1824
v.39

Aristipp.

Viertes Buch.

I.

Aristipp an Eurybates.

Ich habe mich gewöhnt mir einzubilden, daß es meinen Freunden sehr wohl ergehe, wenn sie mich lange nichts von sich hören lassen, und es wäre mir lieb, wenn sie sich eben dasselbe von mir vorstellen wollten. In der That hat die Zeit für niemand schnellere Flügel als für die Glücklichen; und wenn man auch vielbeschäftigte Personen sagen hört, daß ihnen Tage zu Stunden werden, so geschieht dieß doch meistens nur, wenn sie sich aus eigener Wahl und mit Dingen, die ihnen in einem hohen Grade wichtig oder angenehm sind, beschäftigen; denn bei Arbeiten dieser Art fühlt man sich nicht minder glücklich, ja vielmehr noch glücklicher als im Genuß eines nicht mit Arbeit erkauften Vergnügens. Bei allem dem gestehe ich, lieber Eurybates, wir haben uns beinahe zu viel darauf verlassen, daß wir einander nicht unentbehrlich sind, und wenn wir es noch lange so forttrieben, könnt' es, wiewohl gegen unsre Meinung,

doch so weit mit uns kommen, daß wir einander vor lauter Wohlbefinden endlich ganz vergäßen. Denke indessen nicht, daß ich mir ein Verdienst daraus machen wolle, dir in Erneuerung unsers Briefwechsels zuvor gekommen zu seyn. Du weißt, es ist meine Sache nicht, meinen Handlungen einen gleissenden Anstrich zu geben, und für weiser oder uneigennütziger angesehen seyn zu wollen, als wir andern anspruchlosen Leute gewöhnlich zu seyn pflegen. Kurz, ich habe zwei sehr eigennützige Ursachen dir zu schreiben: die erste, daß mir das Verlangen nach zuverläßigen Nachrichten von dir selbst und allem was zu dir gehört, und von der schönen Athenä überhaupt, durch so lange Nichtbefriedigung peinlich zu werden anfängt; die andere, daß ich vielleicht durch dich aus meiner Ungewißheit über das Schicksal unsrer Freundin Laïs gezogen zu werden hoffe. Zwei Jahre sind bereits vorüber, seitdem Sie, im Begriff Korinth und das südliche Griechenland auf immer zu verlassen, mit den ahnungsschweren Worten von mir und Kleonidas Abschied nahm; „wenn ich an den Ufern des Peneus die Ruhe wieder finde, werdet Ihr mehr von mir hören; wo nicht, so laßt mich in euerm Andenken leben und seyd glücklich.“ — Sie hat in dieser langen Zeit nichts von sich hören lassen, und ich kann mich nicht erwehren ihrentwegen in Sorgen zu seyn; denn wofern es ihr nicht ginge wie wir wünschen, so bin ich nur allzu gewiß, daß

zu ſtolz iſt, Hülfe von ihren Freunden anzuneh-
:n, geſchweige bei ihnen zu ſuchen.

Wir genügſamen Cyrener befinden uns bei unſrer
ldnen Mittelmäßigkeit ſo wohl, daß wir uns wenig
: die beſondern Umſtände der ewigen Zwiſtigkeiten
d Fehden bekümmern, welche Eiferſucht, Ehrgeiz
d Begierde immer mehr zu haben, zwiſchen Athen
d Sparta, und überhaupt zwiſchen dem Dori-
)en und Joniſchen Stamm der Hellenen
:mals ausgehen laſſen werden. Alles was ich ſeit
ıiger Zeit von dem Uebermuth, womit die Spar-
ıer ſich der ihnen aufgetragenen Vollziehung des
'iedens des Antalcidas überheben, vernom-
n habe, läßt mich einen nahe bevorſtehenden neuen
sbruch des allgemeinen Mißvergnügens der Städte
m zweiten und dritten Rang vermuthen, wovon
: Athener ohne Zweifel Gelegenheit nehmen wer-
ı, ſich der Herrſchaft des Meers wieder zu bemäch-
en, auf deren langen Beſitz ſie ein vermeintes
)angsrecht gründen, welches ihnen von den übrigen
eſtädten freiwillig niemals zugeſtanden werden
rd.

Inzwiſchen erheben ſich im nördlichen Griechen-
:de, wie uns neuerlich ein reiſender Byzantiner
ichtet, zwei neue Mächte; eine ſeit ungefähr vier-
Jahren unvermerkt heran gewachſene Republik,
) ein vor kurzem noch unbedeutender Fürſt; welche,
nn man ihren raſchen Fortſchritten noch einige Zeit

so gleichgültig wie bisher zusehen würde, beide der bisherigen Verfassung der Hellenen eine große Veränderung drohen. Du siehest, daß ich von Olynthus in der Chalcidice und von dem Thessalischen Fürsten Jason rede, der, nach allem was der Byzantiner von ihm erzählt, den Unternehmungsgeist seines alten Namensverwandten in der Heldenzeit mit der Tapferkeit Achills und der Besonnenheit des erfindungsreichen Ulysses verbindet, und kein Geheimniß mehr daraus macht, daß er nichts geringeres vorhabe, als das alte Mutterland der Hellenen wieder in sein schon so lange her verscherztes vormaliges Ansehen zu setzen, und die Macht des gesammten Griechenlands darin zusammen zu drängen, um sodann, an die Spitze aller Abkömmlinge Deukalions, das Griechische Asien auf immer vom Joche der Perser zu befreien. Meiner Meinung nach könnte euern übelberathenen, die wahre Freiheit und ihr wahres Interesse ewig verkennenden Freistaaten nichts glücklicheres begegnen, als wenn es diesem edeln Thessalier gelänge seinen großen Gedanken auszuführen.

Aergere dich nicht, lieber Eurybates, mich so filotyrannisch reden zu hören; meine Vorliebe zur Monarchie dauert gewöhnlich nur so lange, als ich in einem demokratischen oder oligarchischen Staat lebe, und ich bin der Freiheit nie wärmer zugethan, als da wo ein Einziger alle Gewalt in den Händen

hat. Ein weiser und edel gesinnter Monarch weiß jedoch beides sehr gut mit einander zu vereinigen; nur Schade, daß die weisen und guten Monarchen ein eben so seltnes Geschenk des Zufalls sind, als die weisen und guten Demagogen. Ist es nicht ein niederschlagender Gedanke, daß noch kein Volk auf dem Erdboden Verstand genug gehabt hat, das, was bisher bloß Sache des Zufalls war, zu einem Werke seiner Verfassung und seiner Gesetze zu machen? Und wo ist das Volk, von welchem ein solches Kunstwerk (vielleicht das größte, dessen der menschliche Verstand fähig ist) zu erwarten wäre, da das sinnreichste und gebildetste von allen, die Griechen, in so vielen Jahrhunderten noch nicht so weit gekommen ist, sich den Unterschied zwischen Regierung und Herrschaft deutlich zu machen, und einzusehen, daß wohl regieren eine Kunst, und in der Ausübung zwar eine der schwersten, aber doch, so gut wie jede andre, zu erlernen und auf feste Grundsätze zurück zu führen ist? Das schlimmste ist nur, daß die Kunst wohl zu regieren, wenn sie auch gefunden wäre, ohne die Kunst zu gehorchen wenig helfen könnte; oder mit andern Worten: daß das Volk zum Gehorchen eben so wohl erzogen und gebildet werden müßte, als seine Obern zum Regieren. Der Gesetzgeber der Lacedämonier ist meines Wissens der einzige, der dieß eingesehen hat; und daß die Verfassung, die er ihnen gab, der Natur

zum Trotz länger als irgend eine andere gedauert hat, ist, denke ich, hauptsächlich der sonderbaren Erziehung beizumessen, an welche alle Bürger von Sparta durch seine Gesetze gebunden sind.

Ich für meine Person werde immer und überall frei gestehen, daß mir die Wörter Herr und Herrschaft eben so herzlich zuwider sind, als Knecht und Knechtschaft; ich will regiert seyn, nicht beherrscht; wenn ich aber doch ja einen Herren über mich dulden muß, so sey es ein einziger Agamemnon, nicht alle Heerführer — und am allerwenigsten das ganze Heer der Achaier. Da jedoch die Wahl nicht immer in meiner Willkühr steht, so werde ich mich, im Nothfall wenigstens bis uns Plato mit seiner Republik beschenken wird, mit meiner Filosofie zu behelfen wissen, die mich allenthalben unter leidlichen Umständen so glücklich zu seyn lehrt als ich billiger Weise verlangen kann; und leidlich sollte sie mir sogar den Schnappsack und Stecken unsers Freundes Diogenes machen, wenn der einzige Herr, den ich gutwillig über mich erkenne, die allmächtige Göttin Anangke jemals Belieben tragen sollte, mich auf so wenig Eigenthum herabzusetzen; ein Fall, wovor der große König zu Persepolis am Ende nicht sicherer ist als ich.

2.

Eurybates an Ariſtipp.

Das zweideutige Mittelding von Knabe und Jüngling, aus deſſen Händen du dieſen Brief erhalten wirſt, lieber Ariſtipp, trägt ſo deutliche Merkmahle ſeiner Abkunft in ſeinem Geſichte, daß er Euch hoffentlich beim erſten Anblick lebhaft genug an Droſo und Eurybates erinnern wird, um ihn ohne ſchärfere Unterſuchung für den, wofür er ſich ausgiebt, gelten zu laſſen, und als ſolchen gaſtfreundlich aufzunehmen. Ich glaubte dir nicht beſſer beweiſen zu können, daß Zeit und Entfernung meine dir längſt bekannten Geſinnungen nicht geſchwächt haben, als indem ich dir meinen Sohn Lyſanias unangemeldet zuſchickte, in voller Zuverſicht, daß du ihn für einige Zeit unter deine Hausgenoſſen aufnehmen, und des Glückes unter deinen Augen zu leben, würdigen werdeſt. Es iſt nun ſeine eigene Sache, ſich Euch durch ſich ſelbſt zu empfehlen. Ihr werdet wenigſtens finden, daß er Euch, wie billig, nicht als ein roher Marmorblock zugefertiget worden iſt. Er hat drei Jahre lang die Schule unſers berühmten Iſokrates, und in dem letzt verfloßnen ſogar die

Akademie besucht; und da sein noch zu grünes Alter ihm den Zutritt zu den Geheimnissen der Filosofie verwehrte, welche der göttliche Plato in ein beinahe noch dichteres Dunkel einhüllt als jenes, das die heiligen Mysterien zu Eleusis umgiebt, so hat er wenigstens von dem exoterischen Unterricht unsers Attischen Pythagoras so viel mit genommen als er aufpacken konnte.

Die Wahrheit zu sagen, wünsche ich auch nicht, daß mein Sohn und Erbe sich jemals so hoch versteige, um unter die Dinge über uns zu gerathen, oder gar bis zu den Ideen unsers großen Sehers empor zu dringen, und bis zu der hehren „Göttin Anangke und ihrem vom Gipfel des Lichthimmels herabhangenden, unermeßlichen stählernen Spinnrocken und ihrer wundervollen Spindel mit den acht in einander steckenden Wirteln, auf deren jedem eine Sirene sitzt, die ihren eigenen aber immer eben denselben Ton von sich giebt, wozu die Moiren, Lachesis, Klotho und Atropos, während sie unsre Schicksale spinnen, sich die Zeit damit kürzen, alle drei zugleich, Lachesis das Vergangene, Klotho das Gegenwärtige, und Atropos das Künftige zu singen;“ — wie du aus dem zehenten Buch der wundervollen Republik mit mehrerem vernehmen wirst, von welcher, als einer der neuesten überirdischen Erscheinungen aus de Akademie, Lysanias dir eine von unserm Freund

Speuſipp ſelbſt berichtigte Abſchrift überbringt.
du mir gelegentlich dein Urtheil über dieſes
bare Kunſtwerk, ſo ausführlich als Luſt und
dirs geſtatten werden, mittheilen wollteſt, n
du mir keine geringe Gefälligkeit erweiſen: den
eigenes macht mit den dithyrambiſchen Lobge
ſeiner Bewunderer einen ſo häßlichen Mißklan
es unbeſcheiden wäre, wenn ich nicht einige
trauen in ſeine Vollgültigkeit ſetzte. Aufrich
zu reden, Ariſtipp, ich hab' es noch nicht üb
gewinnen können, das ganze Werk von Anfa
zu Ende zu durchleſen; ich kenn' es nur aus
Bruchſtücken, und würde dir daher deſto mehr
wiſſen, wenn du mich durch einen umſtän
Bericht, wie du das Ganze gefunden haſt
vollſtändigen Auszug darf ich dir nicht zumu
in den Stand ſetzen wollteſt, mir einen hinlän
Begriff davon zu machen.

Es wird dir nicht entgehen, daß mein Ly
mit einer gewiſſen natürlichen Anmuthung z
Spindeln, Wirteln, Sirenen und ſingenden
nerinnen des göttlichen Platons auf die
gekommen iſt. Um ſo nöthiger fand ich, i
Zeiten in einen geſellſchaftlichen Kreis feingeb
aber unverkünſtelter und unverſchrobener, vorzü
aber anſpruchloſer, mit Einem Wort, u
fälſchter und (wenn ich dir eine deiner R
arten abborgen darf) menſchlicher Men

zu bringen, unter welchen er sich an eine natürliche Ansicht der Dinge gewöhnen, für alles Menschliche das rechte Maß finden, und sich in Allem auf der Mittellinie zwischen zu wenig und zu viel mit Sicherheit und Leichtigkeit sein ganzes Leben durch fort bewegen lernen könne.

Ich würde einen meiner angelegensten Wünsche erfüllt sehen, wenn Lysanias bei Euch den Beschäftigungen und Freuden des Landlebens Geschmack abgewinnen, und bei täglichem Anblick der Glückseligkeit etlicher durch Uebereinstimmung der Gemüther und wechselseitiges Wohlwollen noch enger als durch die Bande der Anverwandtschaft und Verschwägerung vereinigter Familien, den hohen Werth des häuslichen Glückes schätzen lernte. Er ist mein einziger Sohn; ich möchte ihn einst als einen glücklichen Menschen hinter mir lassen, und ich habe keine Lust, ihn einer Republik aufzuopfern, in welcher der Uebermuth und thörichte Dünkel des zu herrschen wähnenden, aber jedem kecken Schwätzer zu Gebote stehenden Pöbels täglich ausschweifender, die Unredlichkeit der Demagogen, die ihm den Ring durch die Nase gezogen haben, immer schreiender, die Maximen, nach welchen man handelt, immer widersinnischer, der gegenwärtige Zustand immer heilloser, und die Aussicht in die Zukunft immer trüber werden. Der gute Plato hat uns mit seiner erhabenen, aber nur gar zu hoch hinauf geschraubten Filosofie, die er zu

bösen Stunde der schlichten Sokratischen un
geschoben hat, im Ganzen nicht um einen Sch
vorwärts gebracht; und wie sollt' er auch? Wa
lich, die Behauptung in seinem Menon, daß
Tugend keine Frucht des Unterrichts und der Er
bung seyn könne, ist nicht sehr geschickt eine bes
Erziehung unsrer immer mehr verwildernden Jug
zu befördern; und was ein noch so fein und zier
ausgearbeitetes Modell einer Republik idealischer M
schen, die von lauter leibhaften Platonen nach id
lischen Gesetzen zu einem idealischen Zweck regi
werden, uns Athenern und allen übrigen eben
unplatonischen Hellenen helfen soll, — wenn du
ausfindig machen kannst, lieber Aristipp, so wirst
mich durch die Mittheilung sehr verbinden. Was
täglich sehe, ist, daß die um uns her aufschießer
neue Generazion (vermuthlich zu großem Trost uns
Filosofen) alle mögliche Hoffnung giebt, noch schle
ter als ihre schon so sehr ausgeartete Väter zu w
den, und also für die Wahrheit seiner Behaupti
daß außer einer Republik von Filosofen seines Schla
kein Heil sey, noch handgreiflicher beweisen w
als wir.

So wie die Sachen dermalen bei uns stehen, ka
ein ehrlicher Mann, der nicht das Opfer eines v
geblichen und lächerlichen Heldenthums zu werd
Lust hat, keine bessere Partei ergreifen, als nach d
Beispiel unsrer wackern Großväter sich auf seine H

zurück zu ziehen, seiner Oehlbäume und Knoblauch-
felder zu warten, seinem Hauswesen vorzustehen, und
sich von allen Versuchungen der unter der schöner
Larve der Vaterlandsliebe sich verbergenden Ruhm-
sucht und Begierde den Meister zu spielen so rein
als möglich zu erhalten.

Bei allem dem können doch in Zeitläufen, wie
die unsrigen, Fälle eintreten, wo man schlechterdings
zwischen zwei Uebeln wählen muß, und, um nicht
durch die Untüchtigkeit oder Treulosigkeit des Schif-
fers, auf dessen Fahrzeug man sich befindet, zu Grunde
zu gehen, genöthigt ist, selbst Hand anzulegen, und
zu Erhaltung des Ganzen mit Rath und That bei-
zutragen. In dieser Rücksicht wird es dann freilich
nöthig seyn, daß Lysanias, außer den gewöhnlichen
gymnastischen und andern Leibesübungen, sich haupt-
sächlich in den beiden Künsten, die einem hellenischen
Staatsmann und Kriegsbefehlshaber die unentbehr-
lichsten sind, der Redekunst und der Kunst die Men-
schen recht zu behandeln, so geschickt zu machen suche
als nur immer möglich seyn wird. In der letztern
kann ihn niemand weiter bringen als Du selbst; zur
erstern hat er unter Isokrates einen so festen
Grund gelegt, daß es bloß einer fleißig fortgesetzten
Uebung unter den Augen eines guten Meisters bedarf.
Ich habe ihn deßwegen noch besonders an deinen
Freund und ehmaligen Zögling Antipater empfoh-
len, der, nach einem langen Aufenthalt unter un-

it allen Schätzen der Griechiſchen Muſen beladen,
Euch zurück gekehrt iſt, und auch durch die genaue
nntniß, die er ſich von dem Innern unſrer zahl-
ſen Republiken und ihren Verhältniſſen gegen ein-
der erworben hat, dem jungen Menſchen nützlich
rden könnte. In allem dieſem, Ariſtipp, wird,
ie ich zuverſichtlich hoffe, deine Geſinnung für den
ater auch dem Sohne zu Statten kommen, und ich
erde dir und deinen Freunden in ſeiner mit euerer
ülfe vollendeten Bildung die größte aller Wohltha-
n zu danken haben.

Nun noch ein Wort von unſrer Freundin Lais.
uch ich nehme an der ſchönſten und liebreitzendſten
ler Weiber, die ſeit der ſchönen Helena die
Männerwelt in Flammen geſetzt haben, zu warmen
ntheil, um nicht zu wünſchen, daß ich dir die
genehmſten Nachrichten von ihr zu geben haben
öchte: aber mit allen möglichen Nachforſchungen iſt
n ihrem dermaligen Aufenthalt und Zuſtand nichts
verläßiges zu erhalten geweſen, wiewohl es an
lerlei einander widerſprechenden und mehr oder
eniger ungereimten Gerüchten nicht fehlt. Ich be-
rge ſehr, die Moiren ſpinnen ihr nicht viel
utes. So viel ſcheint gewiß, daß ihr Vorſatz, ſich
Theſſalien anzuſiedeln, nicht zu Stande gekommen
. Der heilloſe Menſch, der ihr ganzes Weſen auf
ne ſo unbegreifliche Art überwältiget hat, ſcheint

ihr nicht Zeit dazu gelassen zu haben. Er führte sie wie im Triumf von einer Thessalischen und Epirotischen Stadt zur andern, machte überall großen Aufwand, und verließ sie endlich (sagt man) wie Theseus die arme Ariadne auf Naxos, ohne sich zu bekümmern was aus ihr werden könnte. Sobald ich diese Nachricht aus einer ziemlich sichern Hand erhielt, schickte ich einen meiner Freigelaßnen, auf dessen Verstand und Treue ich rechnen darf, mit dem Auftrag ab, wofern es nöthig wäre ganz Thessalien, Epirus und Akarnanien zu durchwandern, um sie aufzusuchen und Nachrichten von ihr einzuziehen. Learch zu Korinth that eben dasselbe, und unser Vorsatz war, sie, sobald sie gefunden wäre, mit möglichster Schonung ihres Zartgefühls zu bewegen, überall wo sie künftig zu leben gedächte, uns die Sorge für ihre Haushaltung zu überlassen. Aber, wie gesagt, bis itzt ist es unmöglich gewesen, auf ihre Spur zu kommen. Wir geben indessen noch nicht alle Hoffnung auf, und sobald wir etwas entdecken, soll es dir unverzüglich mitgetheilt werden. Wenigstens haben wir so viel mit unsern Nachforschungen gewonnen, daß alle über ihren Tod und die Art ihres Todes herumlaufende Gerüchte bei genauerer Untersuchung falsch befunden worden sind. Mit wie vielem Vergnügen würde ich sie in den Besitz des schönen Witthums wieder einsetzen, wo der edle Leontides ihr auf alle Fälle eine ruhige

angenehme Freistätte gegen alle Zufälle des Lebens zu hinterlassen glaubte!

Was euch der Byzantiner von dem schnellen Wachsthum der neuen Chalcidischen Republik Olynthus und von den weit aussehenden Entwürfen des Thessalischen Fürsten Jason berichtet hat, bestätigt sich alle Tage mehr. Der letztere ist wirklich ein Mann von seltnen und glänzenden Eigenschaften, ganz dazu gemacht, sein Vaterland aus dem politischen Nichts, worin es beinahe seit der Heroenzeit gelegen, hervor zu ziehen, und ihm die ganze Wichtigkeit zu verschaffen, die es vermöge seiner Lage, Fruchtbarkeit und starken Bevölkerung schon längst hätte behaupten können, wenn seine Kräfte in einen einzigen Punkt zusammen gedrängt gewirkt hätten. Was Olynthus betrifft, so hat sie sich nicht nur zum Haupt einer beinahe allgemeinen Bundesvereinigung aller Städte der Chalcidice erhoben, sie hat sogar einen ansehnlichen Theil der Macedonischen Provinz Pierien an sich gebracht, den unmächtigen Amyntas aus seinem Königssitz zu Pella vertrieben, und sich unter den benachbarten Thrazischen Völkerschaften einen bedeutenden Anhang zu verschaffen gewußt; kurz sie ist bereits mächtig genug, eine gänzliche Unabhängigkeit von Athen und Sparta

begun[illegible]
zige im nördl[illegible]
rungssucht Grenzen zu setz[illegible]
cher Weise seinem Interesse gemäßer [illegible] zu steu[illegible]
ser neuen Republik in gutem Vernehmen zu steh[illegible]
Daß beide unsrer Aufmerksamkeit nicht entgang[illegible]
sind, kannst du dir leicht vorstellen. Beide, vorz[illegible]
lich aber der Held des Tages, Jason, versehen u[illegible]
Versammlungsplätze, Märkte und Hallen reichlich
immer frischen Neuigkeiten, und wenn du uns
hören könntest, müßtest du glauben, die Athene[illegible]
ten sich dem letztern noch sehr verbunden, [illegible]
nicht müde wird, ihnen so viel Stoff zu zeit[illegible]
den Unterhaltungen zu geben. Denn daß [illegible]
den Fortschritten, die er in Thessalien und
grenzenden Landschaften macht, etwas für u[illegible]
befürchten sollten, dazu ist er noch zu
uns entfernt; und sollte die Gefahr wide[illegible]
then größer werden, „so sind wir ja auch
im Nothfall findet sich wohl immer, mit
unser Zuthun, ein Dolch, der den luftig[illegible]
fen eines kleinen Thessalischen Parteigäng[illegible]
mal ein Ziel setzt.“ Mit den Olynthierr[illegible]
lich zunehmende Seemacht billig uns[illegible]
reitzen sollte, scheint es zwar eine andr[illegible]
zu haben; aber „was ist denn am End[illegible]
das wie ein Pilz seit gestern aus d[illegible]
gegen die uralte, weltberühm[illegible]

und Poseidon und allen andern Göttern begünstigte Athenä? und was werden diese Chalcidier gegen die Abkömmlinge der unüberwindlichen Männer von Marathon und Salamis ausrichten? Laß sie sich doch vergrößern und ausbreiten so gut sie können, sie arbeiten doch nur für Uns! Wir können der Zeitigung dieser schönen saftreichen Frucht ruhig zusehen, sicher daß wir sie pflücken werden, so bald sie uns reif genug zu seyn dünken wird." — So, mein Freund, denkt und spricht man in Athen, und sieht daher mit der größten Gleichgültigkeit den Anstalten zu, welche die herrschlustigen Spartaner, als Vollzieher und Schirmherren des Friedens des Antalcidas, zu machen im Begriff sind, um etliche kleine, von ihnen selbst aufgehetzte Städte gegen die Olynthier in Schutz zu nehmen, und sich mit diesen in eine Fehde einzulassen, „von welcher wir, wie sie auch ausfallen mag, immer den Vortheil haben werden, im Trüben zu fischen, und uns um so leichter wieder zu Herren des Meers zu machen, da, allem Ansehen nach, entweder Sparta oder Olynth in den Fall kommen wird, unsern Beistand suchen zu müssen."

Diese eben so unkluge als unedle Art von Politik ist nun einmal unter uns Griechen herrschend geworden, und wird (wie du sehr richtig voraus siehst) über lang oder kurz den Verlust unsrer Freiheit zur Folge haben. Ein Staat, der von seiner Unabhän-

gigkeit keinen weiſern Gebrauch macht als wir, und es immer nur darauf anlegt, Alles rings um ſich her zu unterdrücken und ſeiner Willkühr zu unterwerfen, iſt eben ſo unfähig als unwürdig ſeine eigene Freiheit zu behaupten, und bereitet thörichter Weiſe die Feſſeln ſich ſelbſt, die er unaufhörlich für alle andre ſchmiedet. Aber wie weit ſind wir Athener noch entfernt, uns eine ſolche Kataſtrofe der ewigen Tragödie, die wir in Griechenland ſpielen, träumen zu laſſen? Wir ſehen mit hämiſcher Schadenfreude zu, wie das ſtolze, gewaltthätige und unerſättliche Sparta ſich allen Griechen täglich verhaßter und unerträglicher macht, und kein warnender Dämon flüſtert uns zu, daß die Spartaner nichts thun, als was wir ſelbſt an ihrer Stelle ſo lange gethan haben und mit Freuden wieder thun werden, ſo bald das Uebergewicht wieder auf unſrer Seite ſeyn wird.

Wie hoch haben die Stifter von Cyrene ſich um ihre Nachkommen verdient gemacht, da ſie euch jenſeits des lybiſchen Meeres, unter dem heiterſten Himmel und auf dem fruchtbarſten Boden, eine ſo ſchöne und ſichere Freiſtätte bereiteten; weit genug von der ſtürmiſchen Hellas entfernt, um weder mit Gewal in den Wirbel unſrer Händel hinein geriſſen zu we den, noch in Verſuchung zu gerathen, euch freiwil darein zu miſchen. Wohl Euch bei eurer gold Mittelmäßigkeit! Cyrene wird vermuthlich nie bedeutende Rolle in der Geſchichte ſpielen;

in Hinsicht auf Glückseligkeit ist es mit Völkern und Staaten wie mit einzelnen Menschen: man wird immer unter denen, die sich still und unbekannt durchs Leben schleichen, mehr glückliche finden, als unter denen, die am meisten Aufsehen, Geräusch und Staub um sich her machen.

3.

Aristipp an Eurybates.

Der schöne Lysanias hat sich durch sein sittsames, anmuthiges und gefälliges Wesen bereits nicht weniger Freunde in Cyrene erworben als Personen sind, mit welchen er bekannt zu werden Gelegenheit hatte. An einem jungen Cekropiden sind dieß so seltene Tugenden, daß man beinahe, wo nicht an seiner Attischen Autochthonie, wenigstens an seiner Erziehung in Athen zweifeln müßte, wenn er nicht von so vielen andern Seiten eine Bildung zeigte, die man in seinem Alter nur zu Athen erhalten haben kann. Mit Einem Worte, Freund Eurybates, die Grazien haben ihm bei seiner Geburt zugelächelt und ihn mit der Gabe zu gefallen beschenkt, der köstlichsten aller Göttergaben, die ihrem Besitzer in allen Verhältnissen des Lebens unzählige Vortheile bringt,

und nur dann gefährlich wird, wenn er ſich ſelbſt zu ſehr gefällt. Bis itzt ſcheint unſer junger Freund von dieſer Untugend völlig frei zu ſeyn; nichts an ihm verräth, daß er ſich ſeiner Liebenswürdigkeit bewußt ſey; im Gegentheil beweiſet die Art, wie er das Wohlgefallen, ſo wir Alle an ihm haben, aufnimmt, daß er, weit entfernt es für einen ſchuldigen Tribut zu halten, uns vielmehr dafür, als für eine ganz freiwillige Aeußerung unſerer Gutherzigkeit und Wohlmeinung mit ihm, verbunden zu ſeyn glaubt. Daß er in dieſer ſchönen Unbefangenheit erhalten, und weder durch zu vieles Liebkoſen verzärtelt, noch durch Schmeichelei eitel und einbildiſch gemacht werde, ſoll eine der angelegenſten Sorgen aller derer ſeyn, denen du dieſes edle Gewächs zu pflegen anvertraut haſt. Wir fühlen den ganzen Werth deines Zutrauens, und werden uns beeifern es zu rechtfertigen. Inzwiſchen vereinigen ſich Muſarion und Kleone mit Kleonidas und mir, der ſchönen Droſo zu danken, daß ſie unſern Freund Eurybates mit einem ſo liebenswürdigen Erben beſchenkt hat, und bitten Sie, verſichert zu ſeyn, daß es nicht an ihrem guten Willen liegen ſoll, wenn er ſeine geliebte Mutter in Cyrene nicht doppelt wieder gefunden zu haben glauben wird.

Du ſieheſt ohne mein Erinnern, daß ſechzehn Jahre das Alter nicht ſind, wo das Landleben für einen in Athen aufgewachſenen Abkömmling v Kodrus einen überwiegenden Reitz haben kön

s wird aber auch zu deiner Abſicht genug ſeyn, enn er nur, durch öftre Abwechslung des ſtädtiſchen ebens mit dem ländlichen, das Nützliche ſowohl als as Angenehme des letztern immer beſſer kennen und hätzen lernt. Der Werth, den er uns auf die rbeiten des Landmanns, auf Feldbau, Baumzucht nd alle Arten von Anpflanzungen, legen ſieht, wird n immer aufmerkſamer auf dieſe Gegenſtände achen; er wird ſehen, bemerken, fragen, auch wohl weilen ſelbſt Hand anlegen, und ſo unvermerkt zu enntniſſen kommen, die er, ſobald der Anfang ein- al gemacht iſt, bei jeder Gelegenheit zu vermehren chen wird. Ich ſehe mit Vergnügen, daß ſich viſchen ihm und Kratippus, dem älteſten Sohn eines Bruders, eine gegenſeitige Zuneigung ent- innt, die zu einer dauerhaften Freundſchaft zu wachſen verſpricht. Mein Neffe hat fünf oder ſechs ahre mehr als dein Sohn, und weiß ſich des klei- n Anſehens, ſo ihm dieſer Vorſprung giebt, mit guter Art zu bedienen, daß er wirklich mehr über n vermag als wir andern alle. Lyſanias zeigt eine nhänglichkeit an ſeinen ältern Freund, von welcher h viel Gutes um ſo gewiſſer erwarten läßt, weil ratippus nichts liebkoſendes in ſeinem Betragen t, und für die Lebhaftigkeit eines jungen Atheners er zu trocken ſcheinen könnte. Wahrſcheinlich wird eſe Vorliebe zu meinem Neffen deinen Abſichten för- rlicher ſeyn, als alles was wir Aeltern dazu bei-

tragen können. Mein Bruder beſitzt große und einträgliche Ländereien in allen Gegenden der Cyrenaika, und Kratippus hat ſich aus angebornem Hang zum thätigen Landleben der Verwaltung der väterlichen Güter gänzlich gewidmet. Dieß veranlaßt häufige kleine Reiſen und einen längern oder kürzern Aufenthalt bald auf dieſem bald auf jenem Gute. Lyſanias, der nicht lange ohne ſeinen Freund leben kann, hat ihn alſo ſchon mehrmals begleitet, und findet an dieſen landwirthſchaftlichen Reiſen, die ihm in einem der fruchtbarſten und angebauteſten Striche des Erdbodens immer neue und anziehende Gegenſtände, Anſichten und Genüſſe verſchaffen, ſo viel Belieben, daß wir eher auf Mittel denken müſſen ihn in der Stadt zurück zu halten als ihm Reigung zum Landleben einzuflößen. Indeſſen, da es bei dieſen Landpartien weniger um Ergötzlichkeiten als um Geſchäfte zu thun iſt, und unſer junger Gaſtfreund jedesmal gelehrter, verſtändiger und geſetzter zurückkommt, ohne einen andern Nachtheil davon zu haben als daß die etwas mädchenhafte Geſichtsfarbe, er nach Cyrene brachte, unvermerkt eine bräunliche Schattierung gewinnt; ſo halten wir es für gut ihn hierin ſeiner eigenen Willkühr zu überlaſſen werden dennoch alles ſo einzurichten wiſſen, daß die übrigen Zwecke ſeines Hierſeyns nicht vernachläßigt werden ſollen.

Seit kurzem, lieber Eurybates, habe ich an

Learch einen Brief erhalten, der mir über das Schickſal unſrer armen Lais nicht mehr Licht noch Troſt giebt als der deinige. Wenn ſie nirgends gefunden werden kann, und niemand etwas zuverläßigeres von ihr zu ſagen hat, als daß ſie aus Pandaſia, ihrem letzten Aufenthalt, plötzlich verſchwunden ſey; wenn der Taugenichts, dem ſie ſich aufgeopfert, ſie in einer Lage verlaſſen hat, wo ihr keine andere Wahl blieb, als entweder die Hülfe ihrer Freunde anzunehmen — oder zur Schmach einer gewöhnlichen Hetäre herab zu ſinken — oder zu ſterben — ſo weiß ich was ſie gewählt hat. O mein Freund, der Stolz dieſes ſo hochbegabten außerordentlichen Weibes hatte keine Grenzen; er mußte ihr in einer ſolchen Lage das Herz brechen, und — es brach! Das meinige ſagt es mir — Sie hat gelebt! — Und wohl hat Sie, in der ſchönſten Hora des Lebens, gelebt, wie nur wenigen von Göttern Gezeugten oder ohne Maß Begünſtigten zu leben vergönnt wird; und was auch das Loos ihrer letzten Tage war, über die Natur und das Glück hatte ſie ſich nicht zu beklagen; denn ſchwerlich haben Beide jemals zugleich ſo viel für eine Sterbliche gethan als für ſie. Ob ſie nicht mit den Geſchenken von Beiden beſſer hätte haushalten können? — iſt eine Frage, welcher die Freundſchaft itzt, da ihr Schickſal entſchieden iſt, auszuweichen ſtrebt. — Vielleicht hätten wir weniger ſchonend mit ihr umgehen ſollen, da

ſie noch glücklich war? — Dieſen Vorwurf habe
mir ſelbſt ſchon mehr als Einmal gemacht, und ka
jedesmal nicht umhin, mir ſelbſt zu antworten:
würde vergebens geweſen ſeyn; denn ſchwerlich h
man je ein Weib geſehen, die mit einer ſo zaube
ſchen Sanftheit und Geſchmeidigkeit eine ſo eiſenfe
Beharrlichkeit auf ihrer Meinung, und mit einem
hellen Blick und ſcharfen Urtheil eine ſo unerſchö
liche Gabe, ſich ſelbſt zu täuſchen, und ihre eige
Vernunft (wenn ich ſo ſagen kann) zu überliſte
vereinigt hätte.

Ob wir gleich wohl thun, uns unaufhörlich
ſagen, es hange immer von unſerm Willen ab, re
zu handeln oder nicht: ſo ſcheint doch — wenn n
den Menſchen betrachten, ſo wie er, in unzähligc
ihm ſelbſt größten Theils unſichtbaren Ketten und Fäd
an Platons großer Spindel der Anang
hangend, von eben ſo unſichtbaren Händen in d
unermeßliche und unauflösliche Gewebe der Natur e
gewoben wird — ſo ſcheint, ſage ich, nichts gewiſ
zu ſeyn, als „daß ein Jedes iſt was es ſeyn kar
und daß es unter allen den Bedingungen, unter w
chen es iſt, nicht anders hätte ſeyn können.“ La
ſelbſt hielt ſich nur zu gut hiervon überzeugt. „
ich nun einmal Lais bin (ſchrieb ſie in ihrem letz
Brief an Muſarion) ſo ergebe ich mich mit gu
Art darein, und kann nicht wünſchen, daß ich e
Andere ſeyn möchte.“ — Auch mir, lieber Eurybc

[illegible]
[illegible] Polyxena des Euri-
[illegible]ost im Fallen noch besorgt keine Blöße zu
Nichts wäre ihr unerträglicher gewesen als
end einem Auge, das einst Zeuge ihrer Glorie
als ein Gegenstand des Mitleidens zu erschei-
Die Art, wie sie verschwand, war die letzte
igung ihres Stolzes: wir werden nichts mehr
hören.

siehest, guter Eurybates, wie ich bei diesem
en Ereigniß mein Gefühl zu beschwichtigen
Aber die Natur behauptet ihr Recht darum
eniger; es kommen Augenblicke, da ich, wenig
als Musarion (deren Thränen um ihre
Freundin und Wohlthäterin so bald nicht
n werden) eine Art von Trost darin finde.

Schatten auf das herrliche Götterbild fallen lie
und die vom Herzen beſtochne Einbildungskraft ſpi
gelt mir eine trügeriſche Möglichkeit vor, wie all
anders hätte gehen können; bis endlich die Vernun
das gefällige Duftgebilde wieder zerſtreut, und mi
wiewohl ungern, zu geſtehen nöthigt: es habe de
noch ſo gehen müſſen, und, wie unbegreiflich u
auch die Verkettung unſrer Freiheit mit dem allg
meinen Zuſammenhange der Urſachen und Erfol
ſeyn möge, immer bleibe das Gewiſſeſte, daß d
ewige, mit der ſchärfſten Genauigkeit in die Nat
der Dinge eingreifende Räderwerk des Schickſals n
unrichtig gehen kann.

4.

An Ebendenſelben.

Ueber Platons Dialog von der Republik.

In Lagen, wo das Gefühl mit der Vernunft i
Gedränge kommt, iſt uns alles willkommen, was u
in einen andern Zuſammenhang von Vorſtellung
verſetzt, die entweder durch Neuheit, Schönheit u
Wichtigkeit anziehen, oder durch einen Anſtrich v
ſinnreichem Unſinn und Räthſelhaftigkeit zum Nac

denken reitzen, und ſich unvermerkt unſrer ganzen Aufmerkſamkeit bemächtigen. In dieſer Rückſicht, lieber Eurybates, hätte mir der neue Platoniſche Dialog, womit du mich beſchenkt haſt, zu keiner gelegenern Zeit kommen können. Ich habe ihn, unter häufig abwechſelnden Uebergängen von Beifall, Intereſſe, Bewunderung und Vergnügen — zu Mißbilligung, Kopfſchütteln, Langeweile und Ungeduld, bereits zum zweiten Male durchgeleſen; was wenigſtens ſo viel beweiſet, daß, meinem Gefühle nach, das Lobenswürdige in dieſem ſeltſamen Werke mit dem Tadelhaften um das Uebergewicht kämpfe, und es daher keine leichte Sache ſey, über den innern Werth oder Unwerth deſſelben ein unbefangenes Urtheil auszuſprechen. Wirklich ſcheint mir Plato alle Kräfte ſeines Geiſtes und den ganzen Reichthum ſeiner Fantaſie, ſeines Witzes und ſeiner Beredſamkeit aufgeboten zu haben, um das Vollkommenſte, was er vermag, hervor zu bringen; und ich müßte mich ſehr irren, oder es iſt ihm gelungen, nicht nur alle ſeine Vorgänger und Mitbewerber, ſo viele ich deren kenne, ſondern, in gewiſſem Sinne, auch ſich ſelber zu übertreffen. Denn unſtreitig muß ſogar ſein Phädon, Phädrus, und das allgemein bewunderte Sympoſion ſelbſt, vor dieſem neuen Prachtwerke zurück weichen. Da man über dieſen Punkt (wie mir Lyſanias ſagt) zu Athen nur Eine Stimme hört, und die Meinige zu unbedeutend iſt, um das

allgemeine Koax Koax der Aristofanischen Frösche merklich zu verstärken, so wäre wohl das Bescheidenste und auf alle Fälle das Klügste, was ich thun könnte, wenn ich es bei dem bisher Gesagten bewenden ließe. Aber du verlangst meine Meinung von dieser neuen Dichtung unsers erklärten Dichterfeindes ausführlich zu lesen, und hast mich gewissermaßen in die Nothwendigkeit gesetzt, dir zu Willen zu seyn, da ich nicht umhin kann, ihn gegen einen Vorwurf zu vertheidigen, den du ihm machst, und der, neben so vielen andern, die er nur zu sehr verdient, mit deiner Erlaubniß, gerade der Einzige ist, von welchem ich ihn frei gesprochen wissen möchte. Bei so bewandten Dingen will ich denn (nach andächtiger Anrufung aller Musen und Grazien — die Freiheiten, die ich mir mit ihrem Günstling nehmen werde, nicht in Ungnaden zu vermerken) mich dem Wagestück unterziehen, und dir meine Gedanken sowohl von Platons Republik als von diesem Dialog überhaupt ungescheut eröffnen; ohne mich jedoch zu einer vollständigen Beurtheilung anheischig zu machen, welche leicht zu einem zweimal so dicken Buch als das beurtheilte Werk selbst, erwachsen könnte.

Vor allem laß uns bei der Form dieses Dialogs, als dem ersten was daran in die Augen fällt, eine Weile stehen bleiben.

Ich setze als etwas Ausgemachtes voraus, was

wenigſtens Plato ſelbſt willig zugeben wird: daß ein Dialog in Rückſicht auf Erfindung, Anordnung, Nachahmung der Natur u. ſ. f. in ſeiner Art eben ſo gut ein dichteriſches Kunſtwerk iſt und ſeyn ſoll, als eine Tragödie oder Komödie; und iſt er dieß, ſo muß er allen Geſetzen, die ihren Grund in der Natur eines aus vielen Theilen zuſammen geſetzten Ganzen haben, und überhaupt den Regeln des Wahrſcheinlichen und Schicklichen in Anſehung der Perſonen ſowohl als der Zeit, des Ortes und anderer Umſtände, eben ſo wohl unterworfen ſeyn als dieſe. Laß uns ſehen, wie der Werkmeiſter dieſes Dialogs gegen die verſchiedenen Klagepunkte beſtehen wird, die ich ihm zum Theil von etlichen ſtrengen Kunſtrichtern aus meiner Bekanntſchaft machen höre, zum Theil (ohne ſelbſt ein ſehr ſtrenger Kunſtrichter zu ſeyn) meinem eigenen Gefühle nach, zu machen habe.

Ich übergehe den allgemeinen Vorwurf, der beinahe alle ſeine Dialogen, aber den gegenwärtigen noch viel ſtärker als die meiſten andern, trifft: daß er dem guten Sokrates unaufhörlich ſeine eigenen Ideen auszubrüten giebt, und ihm ein Syſtem von Philoſofie oder Myſtoſofie unterſchiebt, womit der ſchlichte Verſtand des Sohns des Sofroniskus wenig oder nichts gemein hatte; kurz, daß er ihn nicht nur zu einem ganz andern Mann, ſondern in gewiſſen Stücken ſogar zum Gegentheil deſſen

macht was er war. Wir wiſſen was er h
ſeiner Rechtfertigung zu ſagen pflegt, und
dabei bewenden. Aber auf die ſehr natürli
„Woher uns dieſer Dialog komme?“ ſol
die Antwort nicht ſchuldig bleiben. Das
die Erzählung eines im Peiräon am Feſte
ziſchen Göttin Bendis im Hauſe des re
Cefalus vorgefallenen filoſofiſchen Geſp
ſchen Sokrates, Glaukon und Adim
denn die übrigen im Eingang vorkommen
nen nehmen an dem Hauptgeſpräche blo
Ohren Antheil. Dieſe Erzählung legt
Sokrates ſelbſt in den Mund; aber an
Erzählung gerichtet ſey, und aus wel
anlaſſung? Wo und wann ſie vo
davon ſagt er uns kein Wort. Was müſſe
anders glauben, als Sokrates habe dieſe
allen, die es zu leſen Luſt haben, ſo
erzählt, d. i. er habe ein Buch daraus
Wir wiſſen aber, daß Sokrates in ſein
Leben nichts geſchrieben hat, das einem B
ſieht. Plato verſtößt alſo gegen alle Wah
keit, da er ihn auf einmal zum Urheber ei
macht, das kaum um den ſechsten Theil
als die ganze Ilias.

Doch wir wollen ihm die Freiheit zuge
man einem Dichter von Profeſſion nich
würde, den Sokrates zum Schriftſ

machen, was dieſer wenigſtens hätte ſeyn können, wenn er gewollt hätte: aber wie kann er verlangen, wir ſollen es für möglich halten, daß ein Geſpräch, welches von einem nicht langſamen Leſer in ſechzehn vollen Stunden ſchwerlich mit einigem Bedacht geleſen werden kann, an Einem Tage gehalten worden ſey, wenn gleich (was doch keineswegs der Fall war) ſein redſeliger Sokrates von Sonnenaufgang bis in die ſinkende Nacht in Einem fort geſprochen hätte? Adimanth und Glaukon, welche bei weitem in dem größten Theile des Geſprächs bloße Wiederhaller ſind, brauchten ſich zwar auf ihre ewigen, „ja freilich, allerdings, nicht anders, warum nicht? ſo ſcheints, ich ſollte meinen,“ und wie die kopfnickenden Formeln alle lauten, eben nicht lange zu bedenken; aber man muß doch wenigſtens Athem holen, und da in dieſen vollen ſechzehn Stunden, die das Geſpräch dauert, weder gegeſſen noch getrunken wurde, ſo kann man ohne Uebertreibung annehmen, der gute Sokrates müßte ſich, trotz ſeiner kräftigen Leibesbeſchaffenheit, dennoch zuletzt ſo ausgetrocknet und verlechzt gefühlt haben, daß es ihm unmöglich geweſen wäre, das wundervolle Ammenmährchen von dem Armenier Er, womit Plato ſeinem Werke die Krone aufſetzt, in hörbaren Lauten hervor zu bringen.

Laß uns indeſſen aus Gefälligkeit gegen den filoſofiſchen Dichter über alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten

hinausgehen: aber wer kann uns zumuthen, (hört ich einige meiner kunstliebenden Freunde sagen) daß wir die Urbanität so weit treiben, die Augen mit Gewalt vor einem andern Fehler zuzuschließen, der ganz allein hinreichend ist, jedes Kunstwerk, wie schön auch dieser oder jener einzelne Theil desselben seyn möchte, in so fern es ein Ganzes seyn soll, verwerflich zu machen? Was würden wir von einem Baumeister sagen, der sich um die Richtigkeit und Schönheit der Verhältnisse der Seiten, Hallen, Säle, Kammern, Thüren und andrer einzelner Theile seines Gebäudes so wenig bekümmerte, daß er ohne Bedenken die rechte Seite kürzer als die linke, oder das Vorhaus größer machte als das Wohnhaus; einem hohen geräumigen Speisezimmer kleine Fenster und ungleiche Thüren gäbe, und den Gesellschaftssaal neben die Küche setzte? Oder wie würden wir den Mahler loben, der, wenn er z. B. den Kampf des Herkules mit dem Achelous zum Hauptgegenstand eines Gemähldes genommen hätte, auf derselben Tafel die schöne Deianira in einem Gewimmel von Mägden mit Trocknen der Wäsche beschäftigt zeigte, und, zu mehrerer Unterhaltung der Liebhaber, auf beiden Seiten noch eine Aesopische Fabel, eine Gluckhenne mit ihren Küken neben einem sich stolz in der Sonne spiegelnden Pfauhahn anbringen, und das alles so genau und ängstlich auspinseln wollte, daß der Zuschauer,

, ob der Fuchs und der Rabe, oder Deianira ihren Mägden, oder Herkules und Achelous, oder Gluckhenne und der Pfau die Hauptfiguren des cks vorstellen sollten, über dem Betrachten der endinge den eigentlichen Gegenstand immer aus Augen verlöre? Wiewohl dieser Tadel sich auf , meiner Meinung nach, etwas schiefe Ansicht Dialogs, als Kunstwerk betrachtet, gründet, und er um vieles übertrieben ist, wie ich in der Folge eigen Gelegenheit finden werde: so muß ich doch ehen, daß das vor uns liegende Werk von einem allenden Mißverhältniß der Theile zum Ganzen, von Ueberladung mit Nebensachen, welche die merksamkeit von der Hauptsache abziehen und higern Untersuchungen den Weg versperren, nicht z frei gesprochen werden könne. Das Problem, um es dem angeblichen Sokrates eigentlich zu n ist, nämlich den wahren Begriff eines rechten Mannes durch das Ideal eines llkommenen Staats zu finden, macht kaum vierten Theil des Ganzen aus; und ob ich schon t in Abrede bin, daß der Verfasser die häufigen chweifungen und Episoden mit der Hauptsache in rbindung zu setzen gesucht hat, so ist doch unläug- , daß einige derselben wahre Auswüchse und ige Wasserschößlinge sind, andere hingegen ohne Noth so ausführlich behandelt werden, daß der

Ver
vergessen scheint.
Indessen werden alle diese
zu Kleinigkeiten, so bald gefragt
Platonische Machwerk in Ansehung dessen,
wesentlichste Schönheit eines Dialog
steht, beschaffen sey? — Vorausgesetzt, daß die
nicht von Unterweisung eines Knäbleins durch
und Antwort, sondern von einem Gespräch
Männern, über irgend einen wichtigen,
hinlänglich aufgeklärten, oder verschiedene
und Auflösungen zulassenden Gegenstand ist
sich doch wohl als etwas Ausgemachtes a
ein erdichteter Dialog sey desto vollkom
mehr er einem unter geistreichen und gebi
sonen wirklich vorgefallenen Gespräch ä
In einer solchen gesellschaftlichen Unterh
jeder seinen Mann; jeder hat seinen
mitgebracht, hat seine Meinung, und
sie angefochten wird, mit starken oder
doch wenigstens mit scheinbaren, Grü
stützen. Wird gestritten, so wehrt
Haut so gut er kann; oder sucht m
welcher Allen noch dunkel ist, rut
schaftlich aufzuhellen, so trägt jede
dazu bei. Glaubt Einer die Wahrh
wird, gefunden zu haben, so h
ihm dagegen gemacht werden

[redacted] legen; ſo iſt dieſer ſo weit entfernt zu überheben, das Wort allein führen, und den andern nichts übrig zu laſſen, immer Ja zu ſagen, daß er ihnen ſogar, die ihre Zweifel und Einwürfe nicht in ihrer Stärke vorzutragen wiſſen, mit guter Art zu kommt, ihre Partei gegen ſich ſelbſt nimmt, recht eher Recht behalten will, bis alle Waffen, ſeine Meinung beſtritten werden kann, ſtumpf erbrochen ſind. Unterhaltungen dieſer Art , die der Dialogendichter zu Muſtern n muß; aber auch dadurch hat er den Forde- der Kunſt noch kein Genüge gethan. Denn als Künſtler, ſich nicht auf das Gemeine und liche beſchränken, ſondern das Schönſte und mmenſte in jeder Art, oder, genauer zu reden, ſeinem Geiſte ſich ergreifendes Bild deſſelben.

Schatten auf das herrliche Götterbild fallen
und die vom Herzen beſtochne Einbildungskraft
gelt mir eine trügeriſche Möglichkeit vor, wie
anders hätte gehen können; bis endlich die Vern
das gefällige Duftgebilde wieder zerſtreut, und
wiewohl ungern, zu geſtehen nöthigt: es habe
noch ſo gehen müſſen, und, wie unbegreiflich
auch die Verkettung unſrer Freiheit mit dem a
meinen Zuſammenhange der Urſachen und Er
ſeyn möge, immer bleibe das Gewiſſeſte, daß
ewige, mit der ſchärfſten Genauigkeit in die R
der Dinge eingreifende Räderwerk des Schickſal
unrichtig gehen kann.

4.

An Ebendenſelben.

Ueber Platons Dialog von der Republik.

In Lagen, wo das Gefühl mit der Vernunft
Gedränge kommt, iſt uns alles willkommen, was
in einen andern Zuſammenhang von Vorſtellu
verſetzt, die entweder durch Neuheit, Schönheit
Wichtigkeit anziehen, oder durch einen Anſtrich
ſinnreichem Unſinn und Räthſelhaftigkeit zum

denken reitzen, und ſich unvermerkt unſrer ganzen Aufmerkſamkeit bemächtigen. In dieſer Rückſicht, lieber Eurybates, hätte mir der neue Platoniſche Dialog, womit du mich beſchenkt haſt, zu keiner gelegenern Zeit kommen können. Ich habe ihn, unter häufig abwechſelnden Uebergängen von Beifall, Intereſſe, Bewunderung und Vergnügen — zu Mißbilligung, Kopfſchütteln, Langeweile und Ungeduld, bereits zum zweiten Male durchgeleſen; was wenigſtens ſo viel beweiſet, daß, meinem Gefühle nach, das Lobenswürdige in dieſem ſeltſamen Werke mit dem Tadelhaften um das Uebergewicht kämpfe, und es daher keine leichte Sache ſey, über den innern Werth oder Unwerth deſſelben ein unbefangenes Urtheil auszuſprechen. Wirklich ſcheint mir Plato alle Kräfte ſeines Geiſtes und den ganzen Reichthum ſeiner Fantaſie, ſeines Witzes und ſeiner Beredſamkeit aufgeboten zu haben, um das Vollkommenſte, was er vermag, hervor zu bringen; und ich müßte mich ſehr irren, oder es iſt ihm gelungen, nicht nur alle ſeine Vorgänger und Mitbewerber, ſo viele ich deren kenne, ſondern, in gewiſſem Sinne, auch ſich ſelber zu übertreffen. Denn unſtreitig muß ſogar ſein Fädon, Fädrus, und das allgemein bewunderte Sympoſion ſelbſt, vor dieſem neuen Prachtwerke zurück weichen. Da man über dieſen Punkt (wie mir Lyſanias ſagt) zu Athen nur Eine Stimme hört, und die Meinige zu unbedeutend iſt, um das

allgemeine Koax Koax der Aristofanischen Frösche merklich zu verstärken, so wäre wohl das Bescheidenste und auf alle Fälle das Klügste, was ich thun könnte, wenn ich es bei dem bisher Gesagten bewenden ließe. Aber du verlangst meine Meinung von dieser neuen Dichtung unsers erklärten Dichterfeindes ausführlich zu lesen, und hast mich gewissermaßen in die Nothwendigkeit gesetzt, dir zu Willen zu seyn, da ich nicht umhin kann, ihn gegen einen Vorwurf zu vertheidigen, den du ihm machst, und der, neben so vielen andern, die er nur zu sehr verdient, mit deiner Erlaubniß, gerade der Einzige ist, von welchem ich ihn frei gesprochen wissen möchte. Bei so bewandten Dingen will ich denn (nach andächtiger Anrufung aller Musen und Grazien, — die Freiheiten, die ich mir mit ihrem Günstling nehmen werde, nicht in Ungnaden zu vermerken) mich dem Wagestück unterziehen, und dir meine Gedanken sowohl von Platons Republik als von diesem Dialog überhaupt ungescheut eröffnen; ohne mich jedoch zu einer vollständigen Beurtheilung anheischig zu machen, welche leicht zu einem zweimal so dicken Buch als das beurtheilte Werk selbst, erwachsen könnte.

Vor allem laß uns bei der Form dieses Dialogs, als dem ersten was daran in die Augen fällt, eine Weile stehen bleiben.

Ich setze als etwas Ausgemachtes voraus, was

wenigstens Plato selbst willig zugeben wird: daß ein Dialog in Rücksicht auf Erfindung, Anordnung, Nachahmung der Natur u. s. f. in seiner Art eben so gut ein dichterisches Kunstwerk ist und seyn soll, als eine Tragödie oder Komödie; und ist er dieß, so muß er allen Gesetzen, die ihren Grund in der Natur eines aus vielen Theilen zusammen gesetzten Ganzen haben, und überhaupt den Regeln des Wahrscheinlichen und Schicklichen in Ansehung der Personen sowohl als der Zeit, des Ortes und anderer Umstände, eben so wohl unterworfen seyn als diese. Laß uns sehen, wie der Werkmeister dieses Dialogs gegen die verschiedenen Klagepunkte bestehen wird, die ich ihm zum Theil von etlichen strengen Kunstrichtern aus meiner Bekanntschaft machen höre, zum Theil (ohne selbst ein sehr strenger Kunstrichter zu seyn) meinem eigenen Gefühle nach, zu machen habe.

Ich übergehe den allgemeinen Vorwurf, der beinahe alle seine Dialogen, aber den gegenwärtigen noch viel stärker als die meisten andern, trifft: daß er dem guten Sokrates unaufhörlich seine eigenen Eyer auszubrüten giebt, und ihm ein System von Filosofie oder Mystosofie unterschiebt, womit der schlichte Verstand des Sohns des Sofroniskus wenig oder nichts gemein hatte; kurz, daß er ihn nicht nur zu einem ganz andern Mann, sondern in gewissen Stücken sogar zum Gegentheil dessen

macht was er war. Wir wissen was er hierüber zu seiner Rechtfertigung zu sagen pflegt, und lassen es dabei bewenden. Aber auf die sehr natürliche Frage: „Woher uns dieser Dialog komme?“ sollte er doch die Antwort nicht schuldig bleiben. Das Ganze ist die Erzählung eines im Peiräon am Feste der Thrazischen Göttin Bendis im Hause des reichen alten Cefalus vorgefallenen filosofischen Gesprächs zwischen Sokrates, Glaukon und Adimanthus; denn die übrigen im Eingang vorkommenden Personen nehmen an dem Hauptgespräche bloß mit den Ohren Antheil. Diese Erzählung legt Plato dem Sokrates selbst in den Mund; aber an wen die Erzählung gerichtet sey, und aus welcher Veranlassung? Wo und wann sie vorgefallen? davon sagt er uns kein Wort. Was müssen wir also anders glauben, als Sokrates habe dieses Gespräch allen, die es zu lesen Lust haben, schriftlich erzählt, d. i. er habe ein Buch daraus gemacht? Wir wissen aber, daß Sokrates in seinem ganzen Leben nichts geschrieben hat, das einem Buche gleich sieht. Plato verstößt also gegen alle Wahrscheinlichkeit, da er ihn auf einmal zum Urheber eines Buches macht, das kaum um den sechsten Theil kleiner ist als die ganze Ilias.

Doch wir wollen ihm die Freiheit zugestehen, die man einem Dichter von Profession nicht versagen würde, den Sokrates zum Schriftsteller z

achen, was dieser wenigstens hätte seyn können,
enn er gewollt hätte: aber wie kann er verlangen,
ir sollen es für möglich halten, daß ein Gespräch,
elches von einem nicht langsamen Leser in sechzehn
ollen Stunden schwerlich mit einigem Bedacht gele-
n werden kann, an Einem Tage gehalten worden
y, wenn gleich (was doch keineswegs der Fall war)
in redseliger Sokrates von Sonnenaufgang bis in
ie sinkende Nacht in Einem fort gesprochen hätte?
dimanth und Glaukon, welche bei weitem in dem
rößten Theile des Gesprächs bloße Wiederhal-
er sind, brauchten sich zwar auf ihre ewigen, „ja
eilich, allerdings, nicht anders, warum nicht? so
heints, ich sollte meinen," und wie die kopfnicken-
en Formeln alle lauten, eben nicht lange zu beden-
n; aber man muß doch wenigstens Athem holen,
nd da in diesen vollen sechzehn Stunden, die das
espräch dauert, weder gegessen noch getrunken
urde, so kann man ohne Uebertreibung annehmen,
er gute Sokrates müßte sich, trotz seiner kräftigen
eibesbeschaffenheit, dennoch zuletzt so ausgetrocknet
nd verlechzt gefühlt haben, daß es ihm unmöglich
ewesen wäre, das wundervolle Ammenmährchen von
em Armenier Er, womit Plato seinem Werke
ie Krone aufsetzt, in hörbaren Lauten hervor zu
ringen.

Laß uns indessen aus Gefälligkeit gegen den filo-
ofischen Dichter über alle diese Unwahrscheinlichkeiten

hinausgehen: aber wer kann uns zumuthen, (höre ich einige meiner kunstliebenden Freunde sagen) daß wir die Urbanität so weit treiben, die Augen mit Gewalt vor einem andern Fehler zuzuschließen, der ganz allein hinreichend ist, jedes Kunstwerk, wie schön auch dieser oder jener einzelne Theil desselben seyn möchte, in so fern es ein Ganzes seyn soll, verwerflich zu machen? Was würden wir von einem Baumeister sagen, der sich um die Richtigkeit und Schönheit der Verhältnisse der Seiten, Hallen, Säle, Kammern, Thüren und andrer einzelner Theile seines Gebäudes so wenig bekümmerte, daß er ohne Bedenken die rechte Seite kürzer als die linke, oder das Vorhaus größer machte als das Wohnhaus; einem hohen geräumigen Speisezimmer kleine Fenster und ungleiche Thüren gäbe, und den Gesellschaftssaal neben die Küche setzte? Oder wie würden wi den Mahler loben, der, wenn er z. B. den Kam des Herkules mit dem Achelous zum Haur gegenstand eines Gemähldes genommen hätte, u auf derselben Tafel die schöne Deianira un einem Gewimmel von Mägden mit Trocknen il Wäsche beschäftigt zeigte, und, zu mehrerer Un haltung der Liebhaber, auf beiden Seiten noch Aesopische Fabel, eine Gluckhenne mit ihren Kü neben einem sich stolz in der Sonne spiegelnden hahn anbringen, und das alles so genau und lich auspinseln wollte, daß der Zuschauer, z

haft, ob der Fuchs und der Rabe, oder Deianira mit ihren Mägden, oder Herkules und Achelous, oder die Gluckhenne und der Pfau die Hauptfiguren des Stücks vorstellen sollten, über dem Betrachten der Nebendinge den eigentlichen Gegenstand immer aus den Augen verlöre? Wiewohl dieser Tadel sich auf eine, meiner Meinung nach, etwas schiefe Ansicht des Dialogs, als Kunstwerk betrachtet, gründet, und daher um vieles übertrieben ist, wie ich in der Folge zu zeigen Gelegenheit finden werde: so muß ich doch gestehen, daß das vor uns liegende Werk von einem auffallenden Mißverhältniß der Theile zum Ganzen, und von Ueberladung mit Nebensachen, welche die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abziehen und nöthigern Untersuchungen den Weg versperren, nicht ganz frei gesprochen werden könne. Das Problem, warum es dem angeblichen Sokrates eigentlich zu thun ist, nämlich den wahren Begriff eines gerechten Mannes durch das Ideal eines vollkommenen Staats zu finden, macht kaum den vierten Theil des Ganzen aus; und ob ich schon nicht in Abrede bin, daß der Verfasser die häufigen Abschweifungen und Episoden mit der Hauptsache in Verbindung zu setzen gesucht hat, so ist doch unläugbar, daß einige derselben wahre Auswüchse und üppige Wasserschößlinge sind, andere hingegen ohne alle Noth so ausführlich behandelt werden, daß der

Verfasser selbst das Hauptwerk darüber gänzlich zu vergessen scheint.

Indessen werden alle diese Fehler in meinen Augen zu Kleinigkeiten, so bald gefragt wird: wie dieses Platonische Machwerk in Ansehung dessen, worin die wesentlichste Schönheit eines Dialogs besteht, beschaffen sey? — Vorausgesetzt, daß die Rede nicht von Unterweisung eines Knäbleins durch Frage und Antwort, sondern von einem Gespräch unter Männern, über irgend einen wichtigen, noch nicht hinlänglich aufgeklärten, oder verschiedene Ansichten und Auflösungen zulassenden Gegenstand ist, so läßt sich doch wohl als etwas Ausgemachtes annehmen; ein erdichteter Dialog sey desto vollkommener, je mehr er einem unter geistreichen und gebildeten Personen wirklich vorgefallenen Gespräch ähnlich sieht. In einer solchen gesellschaftlichen Unterhaltung stellt jeder seinen Mann; jeder hat seinen eigenen Kopf mitgebracht, hat seine Meinung, und weiß sie, wenn sie angefochten wird, mit starken oder schwachen, aber doch wenigstens mit scheinbaren, Gründen zu unterstützen. Wird gestritten, so wehrt sich jeder seiner Haut so gut er kann; oder sucht man einen Punkt, welcher Allen noch dunkel ist, ruhig und gemeinschaftlich aufzuhellen, so trägt jeder nach Vermögen dazu bei. Glaubt Einer die Wahrheit, welche gesucht wird, gefunden zu haben, so hört er die Zweifel, die ihm dagegen gemacht werden, gelassen an, und

ote daraus entstehende Erörterung dient entweder, die gefundene Wahrheit zu bestätigen und anerkennen zu machen, oder den vermeinten Finder zu überführen, daß er sich geirret habe; und wäre auch Einer der Gesellschaft allen übrigen an Scharfsinn und Sachkenntniß merklich überlegen, so ist dieser so weit entfernt sich dessen zu überheben, das Wort allein führen zu wollen, und den andern nichts übrig zu lassen als immer Ja zu sagen, daß er ihnen sogar, falls sie ihre Zweifel und Einwürfe nicht in ihrer ganzen Stärke vorzutragen wissen, mit guter Art zu Hülfe kommt, ihre Partei gegen sich selbst nimmt, und nicht eher Recht behalten will, bis alle Waffen, womit seine Meinung bestritten werden kann, stumpf oder zerbrochen sind. Unterhaltungen dieser Art sind es, die der Dialogendichter zu Mustern nehmen muß; aber auch dadurch hat er den Forderungen der Kunst noch kein Genüge gethan. Denn da er, als Künstler, sich nicht auf das Gemeine und Alltägliche beschränken, sondern das Schönste und Vollkommenste in jeder Art, oder, genauer zu reden, ein in seinem Geiste sich erzeugendes Bild desselben, zum Vorbilde seines Werkes nehmen und dieses eben dadurch zum wahren Kunstwerk erheben soll: so kann mit dem größten Rechte von ihm erwartet werden, daß die gelungene Bestrebung, dem Ideal eines vollkommenen Dialogs so nahe als möglich zu kommen, in seinem ganzen Werke sichtbar sey. Ich

darf nicht besorgen, einer Ungerechtigkeit gegen unsern Dialogendichter beschuldiget zu werden, wenn ich sage, daß er bei der Ausarbeitung des Gespräches, wovon wir reden, eher an alles andere als an diese Pflicht gedacht habe; denn statt eines Gemähldes, worin Sokrates als die Hauptfigur in einer Gesellschaft, in welcher es ehrenvoll ist, der erste zu seyn, erschiene, glauben wir den Homerischen Tiresias unter den Todten zu sehen.

„Er allein hat Verstand, die andern sind flatternde Schatten."

In der That sind von der letzten Hälfte des zweiten Buchs an, alle übrigen eine Art von stummen Personen; selbst Glaukon und Adimanth, an welche Sokrates seine Fragen richtet, haben größtentheils wenig mehr zu sagen, als was sie, ohne den Mund zu öffnen, durch bloßes Kopfnicken, oder ohne sichtbar zu seyn, wie die körperlose Nymfe Echo, durch bloßes Wiederhallen hätten verrichten können; und so ist nicht zu läugnen, daß dieser so genannte Dialog eben so gut und mit noch besserm Recht ein sokratischer Monolog heißen könnte.

Daß das erste und zweite Buch hiervon eine Ausnahme macht, brachte die Natur der Sache mit sich. In einer Gesellschaft von mehr als zwölf Personen, will sichs nicht wohl schicken, daß Einer sich der Rede sogleich ausschließlich bemächtige; und Plato

benutzt dieſen Umſtand, ſeine Leſer gleich Anfangs durch das Geſpräch zwiſchen Sokrates und dem alten Cefalus (dem Herrn des Hauſes) über die Vortheile und Nachtheile des hohen Alters (die kleinſte und ſchönſte Epiſode dieſes Werks) in Erwartung einer angenehmen und intereſſanten Unterhaltung zu ſetzen. Aber lange kann der Platoniſche Sokrates ein Geſpräch dieſer Art nicht ausdauern. Er muß etwas zu diſputiren haben; und da ihm Cefalus keine Gelegenheit dazu giebt, macht er ſie ſelbſt, indem er ihn, man ſieht nicht recht warum, durch eine verfängliche Frage in einen Streit über den richtigen Begriff der Gerechtigkeit zu ziehen ſucht, und dadurch den eigentlichen Gegenſtand dieſes Dialogs, wiewohl ein wenig bei den Haaren, herbeizieht. Der ſchlaue Alte, der die Falle ſogleich gewahr wird, macht ſich, mit der Entſchuldigung, daß ſeine Gegenwart beim Opfer nöthig ſey, in Zeiten aus dem Staube; ſeinem Sohne Polemarchus auftragend, die Sache mit dem kampfluſtigen Herren auszufechten. Der junge Mann zeigt ſich dazu bereitwillig, und der Streit beginnt über den Spruch des Simonides, „jedem das Seine geben iſt gerecht,“ welchen Polemarch behauptet, Sokrates hingegen mit verſtellter Beſcheidenheit und Ehrfurcht „vor einem ſo weiſen und göttlichen Manne wie Simonides,“ unter dem ironiſchen Vorwand, er verſtehe die Meinung dieſer Worte nicht recht, nach ſeiner gewohnten

Art bestreitet, indem er jenen durch unerwartete Fragen und Indukzionen in die Enge zu treiben und zum Widerspruch mit sich selbst zu bringen sucht. Polemarch wehrt sich zwar eine Weile, sieht sich aber, da er zu rasch und hitzig dabei zu Werke geht und seinem Gegner an Spitzfindigkeit nicht gewachsen ist, ziemlich bald genöthigt, seine Meinung zurück zu nehmen. Ich gestehe, daß ich es, an Platons Stelle, nicht über mich hätte gewinnen können, weder den Sokrates mit so strohernen Waffen fechten, noch den Sohn des Cefalus sich so unrühmlich überwunden geben zu lassen. Man könnte zwar zu seiner Entschuldigung sagen: Bekannter Maßen habe Sokrates sich gegen die Sofisten und ihre Schüler aus Verachtung keiner schweren Waffen bedient; da es ihm nicht darum zu thun gewesen sey, sie zu belehren, sondern ihrer zu spotten, sie in Widersprüche mit sich selbst zu verwickeln, und eben dadurch, daß sie sich so leicht verwirren und in Verlegenheit setzen ließen, sie selbst und die Zuhörer ihrer Unwissenheit und Geistesschwäche zu überweisen. Ich antworte aber: so bald Plato, der Schriftsteller, sich die Freiheit herausnahm, den nicht mehr lebenden Sokrates zum Helden seiner filosofischen Dramen und dialektischen Kampfspiele zu wählen, und ihm zu diesem Ende eine subtile, schwärmerische, die Grenzen des Menschenverstandes überfliegende Filosofie, die nichts weniger als die seinige war, in den Busen zu

ſchieben; mit Einem Wort, ſo bald er ſich erlaubte, aus dem wirklichen Sokrates einen idealiſchen zu machen, würde es ihm ſehr wohl angeſtanden haben, auch die einzigen Züge, die er ihm laſſen mußte, wenn er ſich ſelbſt noch ähnlich ſehen ſollte, die Art wie er die Ironie und die Induktzion zu handhaben pflegte, zu idealiſiren; ich will ſagen, ſie mit aller der Feinheit und Kunſt zu behandeln, deren ſie bedarf, wenn ſie für eine Methode gelten ſoll, dem gemeinen Menſchenverſtand den Sieg über ſofiſtiſche Spitzfindigkeit und täuſchende Gaukelei mit Aehnlichkeiten, Wortſpielen und Trugſchlüſſen zu verſchaffen. Dieß, denke ich, müßte ihm Pflicht ſeyn, wenn er das Andenken ſeines ehrwürdigen Lehrers wirklich in Ehren hielte, und ich ſehe nicht, womit er zu entſchuldigen wäre, daß er in dieſem Wortgefechte mit Polemarch gerade das Gegentheil thut. Oder muß es nicht dem blödeſten Leſer in die Augen ſpringen, daß ſein vorgeblicher Sokrates den Spruch des Simonides auf eine Art beſtreitet, die den Leſer ungewiß läßt, ob der Sofiſt Sokrates den ehrlichen Polemarch, oder der Sofiſt Plato den ehrlichen Sokrates zum Beſten haben wolle? Denn (was wohl zu bemerken iſt) Polemarch erſcheint in dieſem Streit zwar als ein ziemlich kurzſinniger und im Denken wenig geübter Mann, aber nichts an ihm läßt uns argwohnen, daß es ihm nicht um Wahrheit zu thun ſey; und der Satz des

Simonides, wenn er gleich den höchſten und reinſten Begriff deſſen was gerecht iſt, nicht erreicht, drückt doch eine ſo allgemein für Wahrheit anerkannte Maxime aus, daß man nicht begreift, wie Platons Sokrates ſich erlauben kann, einen ſo platten langweiligen Scherz damit zu treiben. Oder ſollte Plato im Ernſt glauben, die Erklärung des Simonides werde dadurch der Unrichtigkeit überwieſen, „daß einer z. B. Unrecht hätte, wenn er ein bei ihm hinterlegtes Schwert dem Eigenthümer auf Verlangen wieder gäbe, falls dieſer wahnſinnig wäre, oder der Depoſitor gewiß wüßte, daß er ſeinen Vater damit ermorden wolle?“ — Denn wer ſieht nicht, daß hier bloß mit den verſchiedenen Bedeutungen, die das Wort gerecht im gemeinen Leben hat, geſpielt wird; daß die Fälle, worin es nicht recht, d. i. weder geſetzmäßig noch klug, ſchicklich und rathſam iſt, das Anvertraute dem Eigenthümer wieder zu geben, Ausnahmen ſind, die aus dem Zuſammenſtoß verſchiedener gleich heiliger Pflichten entſtehen; und daß daher unter verſchiedenen Umſtänden und in verſchiedener Anſicht eben daſſelbe recht und unrecht ſeyn kann? Daß Sokrates dieß nicht zu wiſſen ſcheint — und daß der gute Polemarch, ſo bald ihm die Ausnahme als ein Einwurf vorgehalten wird, gleich ſo erſchrocken, als würde ihm der Kopf der Gorgone vor die Augen gehalten, zurück ſpringt, und den Worten des Simonides flugs

andere Deutung giebt, die er gleichwohl eben wenig gegen die Sofistereien und Ironien des ien dialektischen Kampfhahns zu behaupten weiß, — dieſe Antinomien gegen die Geſetze der geſun- Vernunft ſind, ich muß es geſtehen, etwas hart verdauen, wiewohl ſie aufhören in Erſtaunen zu n., wenn man geſehen hat, daß das ganze Buch ihres gleichen wimmelt. Und gleichwohl dürft' edem Leſer, der gerade keinen beſonderen Sinn die Reitze dieſer Art von Spaßmacherei hat, er fallen, an dem göttlichen Plato nicht irre zu den, wenn er auf die platten, und in eine ge kleiner, zum Theil ganz müßiger Quäſtiun- n aufgelöſten Indukzionen ſtößt, wodurch treuherzige Polemarch ſich vom Sokrates weiß hen läßt: aus ſeiner Hypotheſe, „jedem das ne geben ſey ſo viel als ſeinen Freunden tes und ſeinen Feinden Böſes thun," e ganz natürlich, der gerechteſte Mann ſey der ßte Dieb, und die Gerechtigkeit ſey nur in ſo fern- as Gutes als man keinen Gebrauch von ihr he. Wer kann ſich einbilden, ein ſo ſcharfſinniger metriſcher Kopf wie Plato, habe ſich ſelbſt über Armſeligkeit ſolcher Beweiſe, die zum Theil auf ien Wortſpielen beruhen, täuſchen können, ſehe nicht ſo gut als wir, daß Polemarch der ſinnigſte Knabe von der Welt geweſen ſeyn müßte, m er ſich in ſo groben Schlingen hätte fangen

laſſen? Er muß alſo eine beſondere Abſicht dabe gehabt haben; und was konnte dieſe anders ſeyn als ſeinem Pſeudo-Sokrates, um ihm deſt mehr Aehnlichkeit mit dem wahren zu geben, ein Eirons-Larve umzubinden; und die bekannt Manier im Dialogiſiren, welche dem ächten Sokra tes eigen war und vom Xenofon in ſeinem Sympo ſion ſo ſchön dargeſtellt wird, auf eine Art nachzu ahmen, die zu jener Larve paßt, und gerade deß wegen, weil ſie übertrieben iſt, dem großen Haufen und den Ferneſtehenden die Aehnlichkeit ſeine Zerrbildes mit dem Original (deſſen feinſte Züge im Gedächtniß der Meiſten ſchon ziemlich abgebleicht ſind) deſto auffallender macht?

Unter die ziemlich häufig in dieſem Dialog vor kommenden Beiſpiele, daß Plato, ſo bald er will die dramatiſche Wahrheit und das, was jeder Per ſon zukommt, ſehr gut zu beobachten weiß, rechne ich die Art, wie er den Sofiſten Thraſymachus auf den Kampfplatz ſpringen läßt, und überhaupt die wahrhaft attiſche Eleganz und Feinheit, wo mit er die eitle Selbſtgefälligkeit und den neckenden naſerümpfenden, nicht ſelten in beleidigende Grob heit übergehenden Stolz des plumpen Sofiſten mit der kaltblütigen Urbanität und ironiſchen Demuth des ſeiner ſpottenden Sokrates kontraſtiren läßt. Nur Schade, daß der letztere auch hier ſeine Würde nicht durchaus ſo behauptet, wie der Anfang und

erwarten macht. Man könnte zwar sagen, es zeige sich in dem ganzen ersten Buche, daß es dem Sokrates noch kein rechter Ernst sey; daß er bloß, wie ein Citherspieler der sich hören lassen will, sein Instrument zu stimmen und zu probiren scheine, wiewohl er, auch indem er nur nachlässig auf den Saiten herumklimpert, schon zu erkennen giebt, was man von ihm zu erwarten habe. Es mag seyn, daß Plato diesen Gedanken hatte; indessen möcht' ich doch behaupten, daß die Disputazion mit dem Sofisten Thrasymachus unter die ausgearbeitetsten Theile des ganzen Werks gehöre, und für ein Meisterstück in der ächtsokratischen Manier, einen streitigen Punkt aufs Reine zu bringen, gelten könnte, wenn Sokrates seinem eigenen Karakter immer getreu bliebe und — nachdem er den Sofisten so weit getrieben, daß er geradezu behaupten muß, die Ungerechtigkeit sey Weisheit, und die Gerechtigkeit also das Gegentheil, — sich nicht, aus wirklicher oder verstellter Verlegenheit, wie er ihn widerlegen wolle, in eine weitausgeholte, spitzfindige Manier mit unbestimmten, schillernden und doppelsinnigen Begriffen und Sätzen, wie mit falschen Würfeln, zu spielen, verirrte, d. i. wenn der verkappte Sokrates, der seine Rolle bisher bis zum Täuschen gespielt hatte, nicht auf einmal in den leibhaften Plato zurückfiele, und am Ende noch zehnmal mehr Sofist würde, als sein Gegner selbst. Es ist schwer zu

begreifen, wie Plato sich in solchen Spielereien so sehr gefallen, oder wie er glauben kann, er habe seinen Gegner zu Boden gelegt, wenn er durch eine lange Reihe nichts beweisender Gleichungen zuletzt das Gegentheil von dem, was jener behauptet hatte, herausbringt. Das allerseltsamste aber ist dann doch: daß in diesem ganzen Schattengefechte beide streitende Parteien, indem sie einen bestimmten filosofischen Begriff von der Gerechtigkeit suchen, den popularen, auf das allgemeine Menschengefühl gegründeten Begriff immer stillschweigend voraussetzen, ohne es gewahr zu werden. Es ist als ob die närrischen Menschen den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen könnten; sie suchen was ihnen vor der Nase liegt, und was sie bloß deßwegen nicht finden, weil sie sich in einer Art von Schneckenlinie immer weiter davon entfernen. Sie würden gar bald einig geworden seyn, wenn Sokrates, statt der kleinen spitzfindigen und hinterstelligen Fragen, die ihm schon Aristofanes vorwarf, geradezu gegangen, und das, was alle Menschen, vermöge eines von ihrer Natur unzertrennlichen Gefühls, von jeher Recht und Unrecht nannten, in seiner ersten Quelle aufgesucht hätte. Leicht wär' es dann gewesen, das, was Recht ist, von dem, was Wahn oder Gewalt zu Recht setzen, zu unterscheiden; die Streitenden hätten einander nicht lange mißverstehen können, und wären in der Hälfte der Zeit

einig geworden, welche Platons sofistisirender Sokrates verschwendet, um — am Ende selbst gestehen zu müssen, daß — nach allem, was über die albernen Fragen: ob die Gerechtigkeit Tugend oder Untugend, Weisheit oder Thorheit, nützlich oder schädlich sey? seit mehr als einer langen Stunde gewitzelt, ironisirt und in die Luft gefochten worden, — die große Frage, was ist Gerechtigkeit? aus seiner Schuld noch immer unausgemacht geblieben sey.

Wie Sokrates, nach einem solchen Geständniß, zu Anfang des zweiten Buchs sagen kann: „er habe geglaubt, das Gespräch sey nun zu Ende," weiß ich nicht; denn daß Thrasymachus schon seit einer ziemlichen Weile, mit dem hoffärtigen Anstand eines Kämpfers, der seinen Gegner nicht für gut genug hält, ihn seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen, sich zurückzieht, machte zwar dem Spiegelgefecht mit ihm ein Ende; aber die Untersuchung selbst war so wenig beendigt, daß sie nicht einmal recht angefangen hatte. In der That hatte Thrasymachus seine Sache so schlecht geführt, daß man zur Entschuldigung des Sokrates sagen könnte: er habe es nicht der Mühe werth gehalten, Ernst gegen einen Antagonisten zu gebrauchen, den man schon mit Strohhalmen in die Flucht jagen konnte. Ob Plato diesem Sofisten, indem er ihn zu einem eben so hohlen als aufgeblasenen Strohkopf macht, Recht oder Unrecht gethan habe, mag dahin gestellt seyn; genug daß durch die

Art, wie der Streit bisher geführt wurde, für die gute Sache der Gerechtigkeit, welche doch nach Platons Abſicht in dieſem Dialog einen entſchiedenen Sieg über ihre Gegner erhalten ſollte, wenig oder nichts gewonnen war. Das Werk mußte alſo ernſthafter angegriffen werden. Um dieſes zu bewerkſtelligen, ſtellt Plato in ſeinen Brüdern Glaukon und Adimanthus zwei neue Perſonen auf, welche bisher noch keinen thätigen Antheil an dem Geſpräche genommen hatten; und man muß geſtehen, daß er ſein möglichſtes gethan hat, die Rolle, die er ihnen im zweiten Buche zu ſpielen giebt, glänzend und ehrenvoll zu machen. Der erſte von ihnen, Glaukon, tritt zwar als Verfechter der Ungerechtigkeit auf, deren Sache Thraſymachus (wie er meint) allzu läſſig vertheidigt und ohne Noth viel zu früh aufgegeben habe; verwahrt ſich aber mit vieler Wärme gegen den Verdacht, als ob er, indem er alle ſeine Kräfte zu Gunſten der Ungerechtigkeit aufbiete, aus eigener Ueberzeugung und gleichſam aus der Fülle des Herzens rede. Alſo bloß um den Gegnern der Gerechtigkeit alle Möglichkeit der Einwendung, als ob ihre Gründe nicht in ihrer ganzen Stärke geltend gemacht worden wären, abzuſchneiden, und um den Sokrates in die Nothwendigkeit zu ſetzen, ſich der guten Sache in vollem Ernſt anzunehmen, nimmt Glaukon das Wort, und macht ſich anheiſchig, in allen Dingen zu erklären, was nach der Mein

derjenigen, für welche Thrasymachus gesprochen habe, die Gerechtigkeit sey und woher sie ihren Ursprung nehme; sodann zu zeigen, daß diejenigen, die sich der Gerechtigkeit befleißigen, es nicht deßwegen thun, weil sie in ihren Augen ein Gut, sondern weil sie ein nothwendiges Uebel ist; und endlich drittens zu beweisen, daß diese Leute Recht haben; sintemal die Erfahrung bezeuge, daß das Leben des Ungerechten in der That glücklicher sey, als des Gerechten. „Nicht als ob ich selbst diese Meinung hegte, sagt Glaukon; aber doch stoßen mir zuweilen Zweifel auf, da ich täglich von Thrasymachus und zehen Tausend andern so viel dergleichen hören muß, daß mir die Ohren davon gellen, hingegen mir noch Niemand, so wie ich es wünschte, bewiesen hat, daß der Gerechte sich im Leben besser befinde als der Ungerechte."

Ich zweifle, ob unser alter Freund Hippias selbst diese Lieblingslehre der Sofisten (die übrigens in der Geschichte der Menschen und der Erfahrung nur allzugegründet ist) deutlicher und scheinbarer hätte vortragen und zierlicher zusammen fassen können, als in der kleinen Rede geschehen ist, welche Plato seinem Bruder Glaukon hier in den Mund legt. Ob aber gleichwohl durch die unserm Filosofen eigene Art, alles aufs höchste zu treiben, den Behauptern der Lehre, „daß der Unterschied zwischen dem, was „die Menschen Recht und Unrecht nennen, sich bloß

„auf einen ou
„gründe,“ nicht einiges
die Frage seyn. „Unrecht thu
„ist, nach der gemeinen Meinung, an sich
„oder seiner Natur nach gut, Unrecht leiden
„sich selbst, übel. Aber aus dem Unrecht
„leiden entsteht mehr und größeres Unheil, al
„Gutes aus dem Unrecht thun. Nachdem nu
„die Menschen einander lange Unrecht gethan u
„Unrecht von einander erlitten, glaubten die Schw
„chern, — eben darum, weil die Schwäche,
„derentwillen sie alles Unrecht von den Stärkern
„den müssen, sie unvermögend machte, das V
„tungsrecht an jenen auszuüben, — sich nicht
„helfen zu können, als indem sie in Güte m
„ander übereinkämen, weder Unrecht zu thun
„leiden.“ — Auf diese Weise, meint er,
Gesetze und Verträge entstanden, und so
durchs Gesetz Befohlene oder Verbotene d
nung des Rechts oder Unrechts erhalten.
also der Ursprung der Gerechtigkei
stehe sie, ihrem Wesen nach, zwischen
und dem Schlimmsten in der Mitte; der
wäre, ungestraft Unrecht zu thun, d
ste Unrecht zu leiden ohne sich räch
Die Gerechtigkeit werde also nicht ge
etwas Gutes an sich sey, sondern
hwächern zur Brustwehr

trächtigungen der Stärkern diene. Wer ſich folglich ſtark genug fühle, dieſer Bruſtwehr nicht zu bedürfen, werde ſich wohl hüten ſich in Verträge, andern kein Unrecht zu thun, um keines von ihnen zu leiden, einzulaſſen; denn da er das letztere nicht zu befürchten habe, ſo müſſe er wahnſinnig ſeyn, wenn er ſich des Vortheils, den Schwächern ungeſtraft Unrecht zu thun, freiwillig begeben wollte.“

Ich kann mich irren, aber ſo weit ich die Sofiſten, deren Syſtem Plato in dieſem zweiten Buche in ſeiner ganzen Stärke vorzutragen unternommen hat, kenne, ſcheint er mir, es ſey nun vorſätzlich oder unvermerkt, etwas von ſeiner eigenen Vorſtellungsweiſe in die Darſtellung der ihrigen eingemiſcht zu haben. Ich wenigſtens zweifle ſehr, ob es jemals einem Menſchen eingefallen iſt, zu behaupten: Unrecht thun ſey gut an ſich. Und was verſteht Glaukon, aus deſſen Munde Plato hier ſpricht, unter Unrecht thun? Wenn der Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht erſt durch Verträge und verabredete Geſetze beſtimmt werden muß, ſo giebt es in dem Zuſtande der natürlichen Freiheit, der den geſellſchaftlichen Vereinigungen vorhergeht, kein Unrecht. Oder ſpielt Plato, wie er ſo gern thut, auch hier mit dem Doppelſinn des Worts adikein, welches ſo wohl beleidigen, als Unrecht thun bedeutet? Im Stande der natürlichen Freiheit (den ich lieber den Stand der menſchlichen Thierheit

Simonides, wenn er gleich den höchsten und reinsten Begriff dessen was gerecht ist, nicht erreicht, drückt doch eine so allgemein für Wahrheit anerkannte Maxime aus, daß man nicht begreift, wie Platons Sokrates sich erlauben kann, einen so platten langweiligen Scherz damit zu treiben. Oder sollte Plato im Ernst glauben, die Erklärung des Simonides werde dadurch der Unrichtigkeit überwiesen, „daß einer z. B. Unrecht hätte, wenn er ein bei ihm hinterlegtes Schwert dem Eigenthümer auf Verlangen wieder gäbe, falls dieser wahnsinnig wäre, oder der Depositor gewiß wüßte, daß er seinen Vater damit ermorden wolle?“ — Denn wer sieht nicht, daß hier bloß mit den verschiedenen Bedeutungen, die das Wort gerecht im gemeinen Leben hat, gespielt wird; daß die Fälle, worin es nicht recht, d. i. weder gesetzmäßig noch klug, schicklich und rathsam ist, das Anvertraute dem Eigenthümer wieder zu geben, Ausnahmen sind, die aus dem Zusammenstoß verschiedener gleich heiliger Pflichten entstehen; und daß daher unter verschiedenen Umständen und in verschiedener Ansicht eben dasselbe recht und unrecht seyn kann? Daß Sokrates dieß nicht zu wissen scheint — und daß der gute Polemarch, sobald ihm die Ausnahme als ein Einwurf vorgehalten wird, gleich so erschrocken, als würde ihm der Kopf der Gorgone vor die Augen gehalten, [illegible] springt, und den Worten des Simonides [illegible]

eine andere Deutung giebt, die er gleichwohl
ſo wenig gegen die Sofiſtereien und Ironie
großen dialektiſchen Kampfhahns zu behaupten w
alle dieſe Antinomien gegen die Geſetze der
den Vernunft ſind, ich muß es geſtehen. etwa
zu verdauen, wiewohl ſie aufhören in Erſtaun
ſetzen, wenn man geſehen hat, daß das ganze
von ihres gleichen wimmelt. Und gleichwohl
es jedem Leſer, der gerade keinen beſonderen
für die Reitze dieſer Art von Spaßmachere
ſchwer fallen, an dem göttlichen Plato nicht i
werden, wenn er auf die platten, und ir
Menge kleiner, zum Theil ganz müßiger Quäſ
keln aufgelöſten Induktzionen ſtößt, w
der treuherzige Polemarch ſich vom Sokrates
machen läßt: aus ſeiner Hypotheſe, „jedem
ſeine geben ſey ſo viel als ſeinen Freu
Gutes und ſeinen Feinden Böſes th
folge ganz natürlich, der gerechteſte Mann ſ
gröſte Dieb, und die Gerechtigkeit ſey nur in ſ
etwas Gutes als man keinen Gebrauch v
mache. Wer kann ſich einbilden, ein ſo ſcharfſi
geometriſcher Kopf wie Plato, habe ſich ſelbſt
die Armſeligkeit ſolcher Beweiſe, die zum The
bloßen Wortſpielen beruhen, täuſchen k
und ſehe nicht ſo gut als wir, daß Polemar
blödſinnigſte Knabe von der Welt geweſen ſeyn
wenn er ſich in ſo groben Schlingen hätte

lassen? Er muß also eine besondere Absicht dabei gehabt haben; und was konnte diese anders seyn, als seinem Pseudo-Sokrates, um ihm desto mehr Aehnlichkeit mit dem wahren zu geben, eine Eirons-Larve umzubinden; und die bekannte Manier im Dialogisiren, welche dem ächten Sokrates eigen war und vom Xenofon in seinem Sympossion so schön dargestellt wird, auf eine Art nachzuahmen, die zu jener Larve paßt, und gerade deßwegen, weil sie übertrieben ist, dem großen Haufen und den Fernestehenden die Aehnlichkeit seines Zerrbildes mit dem Original (dessen feinste Züge im Gedächtniß der Meisten schon ziemlich abgebleicht sind) desto auffallender macht?

Unter die ziemlich häufig in diesem Dialog vorkommenden Beispiele, daß Plato, so bald er will, die dramatische Wahrheit und das, was jeder Person zukommt, sehr gut zu beobachten weiß, rechne ich die Art, wie er den Sofisten Thrasymachus auf den Kampfplatz springen läßt, und überhaupt, die wahrhaft attische Eleganz und Feinheit, womit er die eitle Selbstgefälligkeit und den neckenden, naserümpfenden, nicht selten in beleidigende Grobheit übergehenden Stolz des plumpen Sofisten mit der kaltblütigen Urbanität und ironischen Demuth des seiner spottenden Sokrates kontrastiren läßt. Nur Schade, daß der letztere auch hier seine Würde nicht durchaus so behauptet, wie der Anfang uns

ht. Man könnte zwar sagen, es zeige anzen ersten Buche, daß es dem Sokra- rechter Ernst sey; daß er bloß, wie ein der sich hören lassen will, sein Instru- men und zu probiren scheine, wiewohl dem er nur nachlässig auf den Saiten ert, schon zu erkennen giebt, was man von warten habe. Es mag seyn, daß Plato nken hatte; indessen möcht' ich doch be- daß die Disputazion mit dem Sofisten hus unter die ausgearbeitetsten Theile des erks gehöre, und für ein Meisterstück in okratischen Manier, einen streitigen Punkt ne zu bringen, gelten könnte, wenn Sokra- m eigenen Karakter immer getreu bliebe nachdem er den Sofisten so weit getrieben, eradezu behaupten muß, die Ungerechtigkeit heit, und die Gerechtigkeit also das Gegen- sich nicht, aus wirklicher oder verstellter heit, wie er ihn widerlegen wolle, in eine eholte, spitzfindige Manier mit unbestimm- llernden und doppelsinnigen Begriffen und wie mit falschen Würfeln, zu spielen, ver- i. wenn der verkappte Sokrates, der lle bisher bis zum Täuschen gespielt hatte, einmal in den leibhaften Plato zu- und am Ende noch zehnmal mehr Sofist sein Gegner selbst. Es ist schwer zu

begreifen, wie Plato sich in solchen Spielereien so sehr gefallen, oder wie er glauben kann, er habe seinen Gegner zu Boden gelegt, wenn er durch eine lange Reihe nichts beweisender Gleichungen zuletzt das Gegentheil von dem, was jener behauptet hatte, herausbringt. Das allerseltsamste aber ist dann doch: daß in diesem ganzen Schattengefechte beide streitende Parteien, indem sie einen bestimmten filosofischen Begriff von der Gerechtigkeit suchen, den popularen, auf das allgemeine Menschengefühl gegründeten Begriff immer stillschweigend voraussetzen, ohne es gewahr zu werden. Es ist als ob die närrischen Menschen den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen könnten; sie suchen was ihnen vor der Nase liegt, und was sie bloß deßwegen nicht finden, weil sie sich in einer Art von Schneckenlinie immer weiter davon entfernen. Sie würden gar bald einig geworden seyn, wenn Sokrates, statt der kleinen spitzfindigen und hinterstelligen Fragen, die ihm schon Aristofanes vorwarf, geradezu gegangen, und das, was alle Menschen, vermöge eines von ihrer Natur unzertrennlichen Gefühls, von jeher Recht und Unrecht nannten, in seiner ersten Quelle aufgesucht hätte. Leicht wär' es dann gewesen, das, was Recht ist, von dem, was Wahn oder Gewalt zu Recht setzen, zu unterscheiden; die Streitenden hätten einander nicht lange mißverstehen können, und wären in der Hälfte der Zei-

geworden, welche Platons sofistisirender Sokra-
xschwendet, um — am Ende selbst gestehen zu
n, daß — nach allem, was über die albernen
en: ob die Gerechtigkeit Tugend oder Untugend,
heit oder Thorheit, nützlich oder schädlich sey?
mehr als einer langen Stunde gewitzelt, ironi-
und in die Luft gefochten worden, — die große
ge, was ist Gerechtigkeit? aus seiner
huld noch immer unausgemacht geblieben sey.

Wie Sokrates, nach einem solchen Geständniß,
Anfang des zweiten Buchs sagen kann: „er habe
glaubt, das Gespräch sey nun zu Ende," weiß ich
icht; denn daß Thrasymachus schon seit einer ziem-
chen Weile, mit dem hoffärtigen Anstand eines
ämpfers, der seinen Gegner nicht für gut genug
ält, ihn seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen, sich
urückzieht, machte zwar dem Spiegelgefecht mit ihm
n Ende; aber die Untersuchung selbst war so wenig
eendigt, daß sie nicht einmal recht angefangen hatte.
n der That hatte Thrasymachus seine Sache so
hlecht geführt, daß man zur Entschuldigung des
Sokrates sagen könnte: er habe es nicht der Mühe
erth gehalten, Ernst gegen einen Antagonisten zu
ebrauchen, den man schon mit Strohhalmen in die
lucht jagen konnte. Ob Plato diesem Sofisten, in-
em er ihn zu einem eben so hohlen als aufgeblase-
en Strohkopf macht, Recht oder Unrecht gethan
abe, mag dahin gestellt seyn; genug daß durch die

Art, wie der Streit bisher geführt wurde, für die gute Sache der Gerechtigkeit, welche doch nach Platons Absicht in diesem Dialog einen entschiedenen Sieg über ihre Gegner erhalten sollte, wenig oder nichts gewonnen war. Das Werk mußte also ernsthafter angegriffen werden. Um dieses zu bewerkstelligen, stellt Plato in seinen Brüdern Glaukon und Adimanthus zwei neue Personen auf, welche bisher noch keinen thätigen Antheil an dem Gespräche genommen hatten; und man muß gestehen, daß er sein möglichstes gethan hat, die Rolle, die er ihnen im zweiten Buche zu spielen giebt, glänzend und ehrenvoll zu machen. Der erste von ihnen, Glaukon, tritt zwar als Verfechter der Ungerechtigkeit auf, deren Sache Thrasymachus (wie er meint) allzu lässig vertheidigt und ohne Noth viel zu früh aufgegeben habe; verwahrt sich aber mit vieler Wärme gegen den Verdacht, als ob er, indem er alle seine Kräfte zu Gunsten der Ungerechtigkeit aufbiete, aus eigener Ueberzeugung und gleichsam aus der Fülle des Herzens rede. Also bloß um den Gegnern der Gerechtigkeit alle Möglichkeit der Einwendung, als ob ihre Gründe nicht in ihrer ganzen Stärke geltend gemacht worden wären, abzuschneiden, und um den Sokrates in die Nothwendigkeit zu setzen, sich der guten Sache in vollem Ernst anzunehmen, nimmt Glaukon das Wort, und macht sich anheischig: vor allen Dingen zu erklären, was nach der Meinung

jenigen, für welche Thrasymachus gesprochen habe, die Gerechtigkeit sey und woher sie ihren Ursprung nehme; sodann zu zeigen, daß diejenigen, die sich der Gerechtigkeit befleißigen, es nicht deßwegen thun, weil sie in ihren Augen ein Gut, sondern weil sie ein nothwendiges Uebel ist; und endlich drittens zu beweisen, daß diese Leute Recht haben; sintemal die Erfahrung bezeuge, daß das Leben des Ungerechten in der That glücklicher sey, als des Gerechten. „Nicht als ob ich selbst diese Meinung hegte, sagt Glaukon; aber doch stoßen mir zuweilen Zweifel auf, da ich täglich von Thrasymachus und zehen Tausend andern so viel dergleichen hören muß, daß mir die Ohren davon gellen, hingegen mir noch Niemand, so wie ich es wünschte, bewiesen hat, daß der Gerechte sich im Leben besser befinde als der Ungerechte."

Ich zweifle, ob unser alter Freund Hippias selbst diese Lieblingslehre der Sofisten (die übrigens in der Geschichte der Menschen und der Erfahrung nur allzugegründet ist) deutlicher und scheinbarer hätte vortragen und zierlicher zusammen fassen können, als in der kleinen Rede geschehen ist, welche Plato seinem Bruder Glaukon hier in den Mund legt. Ob aber gleichwohl durch die unserm Filosofen eigene Art, alles aufs höchste zu treiben, den Behauptern der Lehre, „daß der Unterschied zwischen dem, was „die Menschen Recht und Unrecht nennen, sich bloß

„auf einen durch die Noth aufgedrungenen Vertrag „gründe," nicht einiges Unrecht geschehe, dürfte wohl die Frage seyn. „Unrecht thun (sagt Glaukon) „ist, nach der gemeinen Meinung, an sich selbst, „oder seiner Natur nach gut, Unrecht leiden an „sich selbst, übel. Aber aus dem Unrecht „leiden entsteht mehr und größeres Unheil, als „Gutes aus dem Unrecht thun. Nachdem nun „die Menschen einander lange Unrecht gethan und „Unrecht von einander erlitten, glaubten die Schwä„chern, — eben darum, weil die Schwäche, um „derentwillen sie alles Unrecht von den Stärkern lei„den müssen, sie unvermögend machte, das Vergel„tungsrecht an jenen auszuüben, — sich nicht besser „helfen zu können, als indem sie in Güte mit ein„ander übereinkämen, weder Unrecht zu thun noch zu „leiden." — Auf diese Weise, meint er, seyen die Gesetze und Verträge entstanden, und so habe das durchs Gesetz Befohlene oder Verbotene die Benennung des Rechts oder Unrechts erhalten. Dieß sey also der Ursprung der Gerechtigkeit, und so stehe sie, ihrem Wesen nach, zwischen dem Besten und dem Schlimmsten in der Mitte; denn das Beste wäre, ungestraft Unrecht zu thun, das Schlimmste Unrecht zu leiden ohne sich rächen zu können. Die Gerechtigkeit werde also nicht geschätzt, weil sie etwas Gutes an sich sey, sondern bloß in so fer

htigungen der Stärkern diene. Wer ſich folglich
genug fühle, dieſer Bruſtwehr nicht zu bedür-
, werde ſich wohl hüten ſich in Verträge, andern
Unrecht zu thun, um keines von ihnen zu leiden,
ulaſſen; denn da er das letztere nicht zu befürch-
habe, ſo müſſe er wahnſinnig ſeyn, wenn er ſich
Vortheils, den Schwächern ungeſtraft Unrecht
hun, freiwillig begeben wollte.

Ich kann mich irren, aber ſo weit ich die Soſi-
, deren Syſtem Plato in dieſem zweiten Buche
ſeiner ganzen Stärke vorzutragen unternommen
, kenne, ſcheint er mir, es ſey nun vorſätzlich
unvermerkt, etwas von ſeiner eigenen Vorſtel-
gsweiſe in die Darſtellung der ihrigen eingemiſcht
haben. Ich wenigſtens zweifle ſehr, ob es jemals
m Menſchen eingefallen iſt, zu behaupten: Un-
t thun ſey gut an ſich. Und was verſteht
ukon, aus deſſen Munde Plato hier ſpricht, un-
Unrecht thun? Wenn der Unterſchied zwi-
n Recht und Unrecht erſt durch Verträge und
bredete Geſetze beſtimmt werden muß, ſo giebt
n dem Zuſtande der natürlichen Freiheit, der den
llſchaftlichen Vereinigungen vorhergeht, kein Un-
t. Oder ſpielt Plato, wie er ſo gern thut, auch
mit dem Doppelſinn des Worts adikein, wel-
ſo wohl beleidigen, als Unrecht thun
eutet? Im Stande der natürlichen Freiheit (den
lieber den Stand der menſchlichen Thierheit

ſchen Geſellſchaft thue [illegible]
weil das Geſetz alle Beleidigungen verbieten. [illegible]
verſtehen es, meines Wiſſens, die Sofiſten; und wie-
wohl ſie behaupten, daß es dem Menſchen, welcher
Macht genug hat alles zu thun was ihm beliebt und
gelüſtet, nicht unrecht ſey, die Schwächern zu berau-
ben oder zu unterjochen, ſobald er Vortheil oder
Vergnügen davon zu ziehen vermeint: ſo hat doch
ſchwerlich einer von ihnen jemals im Ernſte behaup-
tet, Unrecht thun, oder andere beleidigen,
ſey ſchon an ſich ſelbſt, ohne Einſchränkung, Be-
dingung oder Rückſicht auf einen dadurch zu gewin-
nenden Vortheil, gut, folglich recht thun an ſich
ſelbſt übel. Sie kennen überhaupt kein Gut noch
Uebel an ſich, ſondern betrachten alle Dinge blos
wie ſie in der Wirklichkeit ſind, d. i. wie ſie alle
Menſchen, in Beziehung auf ſich ſelbſt oder auf de
Menſchen überhaupt, unter gegebenen Umſtände
ſcheinen. Im Stande der freien Natur erlaubt ſi
(ſagen ſie) der Stärkere Alles, wozu er durch irge
ein Naturbedürfniß oder irgend eine Leidenſchaft, L
oder Unluſt, getrieben wird; aber in dieſem Sta
giebt es, genau zu reden, keinen Stärkern als
den Augenblick; denn der Stärkſte wird ſogleich
ſobald mehrere über ihn kom

[illegible]gun [illegible]
[illegible]zwungen [illegible]
[illegible], nicht aus Achtung und Zutrau
Bedingung, freiwillig untergeben.
Fällen sind Gesetze, welche bestim-
ohl den Regierenden oder Macht-
n Regierten oder Unterworfenen
echt ist, nothwendig; denn sogar ein
r Alles kann, was ihm gelüstet, wird
Verstand genug hat, sein eigenes Be-
igen, nicht alles erlauben was er kann.
icht zu läugnen, daß der Grundsatz der
e. Gerechtigkeit (in so fern die Erfül-
ürgerlichen Gesetze darunter verstanden
in Zaum, den bloß die Nothwendigkeit
n über den Hals geworfen habe, und
t jedermann, so bald er es ungestraft
. sich los zu machen suche," sich als
[illegible] Erfahrung gründet, und
[illegible] als Ei-

Menschen aus dem freien Naturstande (wo die Kraft allein entschied, und, weil es noch kein Gesetz gab, Jeder sich alles erlauben durfte was er auszuführen vermögend war) heraustrieb, und in den Stand des politischen Vereins zu treten nöthigte. Jene unbeschränkte Freiheit würde von den Menschen als ihr höchstes Gut angesehen werden, wenn sie nicht, eben darum weil sie nur von dem Stärkern ausgeübt werden kann, die unsicherste Sache von der Welt wäre. Denn welcher Mensch kann sich in einem Stande, wo Einer immer gegen Alle und Alle gegen Einen sind, nur einen Tag darauf verlassen, der Stärkere zu bleiben? Die eiserne Nothwendigkeit zwingt sie also, wider ihren Willen, zum gesellschaftlichen Verein, als dem einzigen Mittel, ihr Daseyn und jeden daher entspringenden Genuß unter Gewährleistung der Gesetze in Sicherheit zu bringen. Natürlicher Weise aber behält sich jeder stillschweigend vor, die Gesetze, (die ihm nur, in so fern sie ihn gegen andere schützen, heilig, aber, in so fern sie seiner eigenen Freiheit Schranken setzen, verhaßt sind) so oft zu übertreten, als er es mit Sicherheit thun kann. Diesem nach wäre denn bei allen, welchen es an Macht gebricht, sich öffentlich und ungescheut über Recht und Unrecht weg zu setzen, kein anderer Unterschied zwischen dem gerechten und ungerechten Manne, als daß jener sich nie ohne eine Larve der Gerechtigkeit sehen läßt, die er sich

so geschickt anzupassen weiß, daß sie sein eigenes Gesicht zu seyn scheint; dieser hingegen so plump und unvorsichtig ist, sich immer über der That ertappen zu lassen. Darin, daß keiner sich etwas, das ihn gelüstet, versagen möchte, und jeder wo möglich Alles zu haben wünscht, sind sie einander beide gleich.

Da dieß in der That hart klingt, so hält sich Glaukon, im Namen derjenigen, deren Sachwalter er vorstellt, zum Beweise verbunden, und führt ihn sehr sinnreich, vermittelst der Voraussetzung, daß beide, der Gerechte und der Ungerechte, wie jener aus dem Herodot bekannte Lydier, (dessen fabelhafte Geschichte Glaukon hier etwas anders als Herodot erzählt) im Besitz eines unsichtbar machenden Ringes wären. Ein solcher Ring würde, dünkt mich, als Probierstein gebraucht, allerdings das untrüglichste Mittel seyn, den wahrhaft rechtschaffenen Mann von dem Heuchler zu unterscheiden; aber zu dem Gebrauch, den Glaukon von ihm macht, scheint er nicht zu taugen. Denn indem dieser ganz herzhaft annimmt, daß der Gerechte, so bald er sich im Besitz eines solchen Ringes sähe, nicht um ein Haar besser als der Ungerechte seyn, und alle mögliche Bubenstücke, wozu Lust, Habsucht oder andere Leidenschaften ihn reizen könnten, eben so unbedenklich verüben würde als jener, setzt er als etwas Ausgemachtes voraus, was erst bewiesen werden sollte. Wenn auch wir andern gewöhnlichen Leute so überschweng-

lich bescheiden seyn wollten, einen Zweifel in uns selbst zu setzen, ob wir wohl den Versuchungen eines solchen Zauberringes widerstehen könnten; wer darf nur einen Augenblick zweifeln, daß ein Sokrates durch den Besitz desselben weder an Macht, noch Geld, noch sinnlichen Genüssen reicher geworden wäre?

Indessen, wofern es auch an einzelnen Ausnahmen nicht fehlen sollte, so ist doch nur gar zu wahrscheinlich, daß unter Tausend, die für gute ehrliche Leute gelten, weil sie weder Muth noch Macht haben, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, nicht Einer wäre, der mit dem Ring des Gyges nicht die vollständigste Befreiung von allem Zwang der Gesetze zu erhalten glauben würde. Glaukon, (der noch immer im Namen derjenigen spricht, denen Recht und Unrecht für bloße Satzung des gesellschaftlichen Vereins und der Machthaber in demselben gilt) ist seiner Sache so gewiß, daß er geradezu versichert: jedermann sey so völlig davon überzeugt, daß die Ungerechtigkeit dem Ungerechten vortheilhafter sey als die Gerechtigkeit, daß, sobald jemand glaube, er könne mit Sicherheit unrecht thun, er es nicht nu ohne alles Bedenken thun werde, sondern sich fi den größten aller Thoren und Dummköpfe halt würde, wenn er es nicht thäte. Um sich, sagt zu überzeugen, daß einem verständigen Menschen n zuzumuthen sey, anders zu denken und zu hand

brauche es nichts als das Loos zu erwägen, das der Gerechte und der Ungerechte im Leben unter den Menschen zu gewarten habe.

So weit hatte Plato seinen Glaukon die Lehre der Sofisten, die er nicht ohne Grund die gemeine Meinung nennt, ziemlich treu und unverfälscht vortragen lassen; aber nun schiebt er ihm wieder unvermerkt seine eigene Vorstellungsart unter, indem er ihn aus der wirklichen Welt, aus welcher sich jene nie versteigen, auf einmal in seine eigene Ideenwelt versetzt, unter dem Vorwand: das Problem, wovon die Rede ist, könne auf keine andere Weise ganz rein aufgelöset werden. Wir wollen sehen!

Denken wir uns (sagt der platonisirende Glaukon), um uns den Unterschied zwischen dem gerechten und ungerechten Mann völlig anschaulich zu machen, beide in ihrer höchsten Vollkommenheit, so daß dem Ungerechten nichts, was zur Ungerechtigkeit, dem Gerechten nichts, was zur Gerechtigkeit gehört, abgehe. Es ist also, um mit dem Ungerechten den Anfang zu machen, nicht genug, daß er immer und bei jeder Gelegenheit so viel Unrecht thut als er kann und weiß; wir müssen ihm auch noch erlauben, daß er, indem er nichts als Böses thut, sich immer den Schein des Gegentheils zu geben und die Meinung von sich fest zu setzen wisse, daß er der rechtschaffenste Mann von der Welt sey; und da es, mit allem dem,

doch begegnen könnte, daß auf eine oder die andere Weise etwas von seinen Bubenstücken an den Tag käme, so muß er auch noch Beredsamkeit genug, um sich in den Augen der Menschen völlig rein zu waschen, und im Nothfall, so viel Muth, Vermögen und Anhänger besitzen, als nöthig ist, um Gewalt zu brauchen, wenn List und Heuchelei nicht hinreichen will. Diesem Bösewicht nun stellen wir den Gerechten gegen über, einen guten, ehrlichen, einfachen Biedermann, der was er ist, nicht scheinen will, sondern sich begnügt es zu seyn. Damit wir aber recht gewiß werden, daß ihm nichts zur vollkommenen Rechtschaffenheit abgeht, ist schlechterdings nöthig, daß wir ihn in der öffentlichen Meinung zum Gegentheil dessen machen, was er ist; denn wenn er auch rechtschaffen zu seyn schiene, würden ihm Ehrenbezeugungen und Belohnungen nicht fehlen, und da würde es ungewiß seyn, ob er das, was er schiene, wirklich und aus reiner Liebe zur Gerechtigkeit, oder nur der damit verbundenen Vortheile wegen sey. Wir müssen ihm also Alles nehmen, bis ihm nichts als die nackte Rechtschaffenheit übrig bleibt, und ihn, mit Einem Worte, so setzen, daß er in Allem als das Gegentheil des Ungerechten dastehe. Dieser ist ein ausgemachter Bösewicht und scheint der unbescholtenste Biedermann zu seyn; jener ist sein ganzes Leben durch der rechtschaffenste aller Menschen, und wird für den größten

Böſewicht gehalten; geht aber, ohne ſich ſeinen ſchlimmen Ruf und die Folgen deſſelben im geringſten anfechten zu laſſen, ſeinen Weg fort, und beharret, wiewohl mit jeder Schande des verworfenſten Buben belaſtet, unbeweglich bei ſeiner Rechtſchaffenheit bis in den Tod. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie es dieſen beiden idealiſchen Weſen, wenn ſie verkörpert und ins menſchliche Leben verſetzt würden, ergehen müßte. „Der Gerechte, ſagen die Lobredner der Ungerechtigkeit, wird gegeißelt, auf die Folter geſpannt und in Ketten gelegt werden: man wird ihm die Augen ausbrennen, und nachdem er alle nur erſinnliche Mißhandlungen erduldet hat, wird er ans Kreuz geſchlagen werden, und nun zu ſpät einſehen, daß man zwar rechtſchaffen ſcheinen, aber kein Thor ſeyn muß, es wirklich zu ſeyn. Wie herrlich iſt hingegen das Loos des Ungerechten, der die Klugheit hat, die öffentliche Meinung auf ſeine Seite zu bringen, und während er ſich unter der Larve der Tugend ungeſtraft alles erlauben kann, für einen rechtſchaffnen und verdienſtvollen Mann gehalten zu werden? Die höchſten Ehrenſtellen im Staat erwarten ſeiner; er kann heirathen wo er will, und die Seinigen ausgeben an wen er will; jedermann rechnet ſichs zur Ehre in Verhältniß und Verbindung mit ihm zu kommen; ihm, dem kein Mittel zu ſeinem Zweck zu ſchlecht iſt, ſchlägt alles zum Vortheil an; bei allen Gelegenheiten weiß er andern den

n durch die Noth aufgedrungenen Vertrag
„ nicht einiges Unrecht geſchehe, dürfte wohl
ge ſeyn. »Unrecht thun (ſagt Glaukon)
ach der gemeinen Meinung, an ſich ſelbſt,
ſeiner Natur nach gut, Unrecht leiden an
ſelbſt, übel. Aber aus dem Unrecht
den entſteht mehr und größeres Unheil, als
ates aus dem Unrecht thun. Nachdem nu
e Menſchen einander lange Unrecht gethan ur
nrecht von einander erlitten, glaubten die Schw
hern — eben darum, weil die Schwäche,
derentwillen ſie alles Unrecht von den Stärkern
»den müſſen, ſie unvermögend machte, das Be
»tungsrecht an jenen auszuüben, — ſich nicht
»helfen zu können, als indem ſie in Güte m
»ander übereinkämen, weder Unrecht zu thun
leiden.« — Auf dieſe Weiſe, meint er, ſ
und Verträge entſtanden, und ſo
ſene oder Verbotene di
ts erhalten.

trächtigungen der Stärkern diene. Wer sich folglich stark genug fühle, dieser Brustwehr nicht zu bedürfen, werde sich wohl hüten sich in Verträge, andern kein Unrecht zu thun, um keines von ihnen zu leiden, einzulassen; denn da er das letztere nicht zu befürchten habe, so müsse er wahnsinnig seyn, wenn er sich des Vortheils, den Schwächern ungestraft Unrecht zu thun, freiwillig begeben wollte."

Ich kann mich irren, aber so weit ich die Sofisten, deren System Plato in diesem zweiten Buche in seiner ganzen Stärke vorzutragen unternommen hat, kenne, scheint er mir, es sey nun vorsätzlich oder unvermerkt, etwas von seiner eigenen Vorstellungsweise in die Darstellung der ihrigen eingemischt zu haben. Ich wenigstens zweifle sehr, ob es jemals einem Menschen eingefallen ist, zu behaupten: Unrecht thun sey gut an sich. Und was versteht Glaukon, aus dessen Munde Plato hier spricht, unter Unrecht thun? Wenn der Unterschied zwischen Recht und Unrecht erst durch Verträge und verabredete Gesetze bestimmt werden muß, so giebt es in dem Zustande der natürlichen Freiheit, der den gesellschaftlichen Vereinigungen vorhergeht, kein Unrecht. Oder spielt Plato, wie er so gern thut, auch hier mit dem Doppelsinn des Worts adikein, welches so wohl beleidigen, als Unrecht thun bedeutet? Im Stande der natürlichen Freiheit (den ich aber den Stand der menschlichen Thierheit

nennen möchte) beleidige ich den Schwäche
dem ich die Speise, womit er seinen Hunger stil
will, mit Gewalt wegnehme; im Stande der pol
schen Gesellschaft thue ich ihm dadurch Unrec
weil das Gesetz alle Beleidigungen verbietet.
verstehen es, meines Wissens, die Sofisten; und n
wohl sie behaupten, daß es dem Menschen, wel
Macht genug hat alles zu thun was ihm beliebt
gelüstet, nicht unrecht sey, die Schwächern zu ber
ben oder zu unterjochen, sobald er Vortheil o
Vergnügen davon zu ziehen vermeint: so hat d
schwerlich einer von ihnen jemals im Ernste beha
tet, Unrecht thun, oder andere beleidig
sey schon an sich selbst, ohne Einschränkung,
dingung oder Rücksicht auf einen dadurch zu gew
nenden Vortheil, gut, folglich recht thun an
selbst übel. Sie kennen überhaupt kein Gut n
Uebel an sich, sondern betrachten alle Dinge b
wie sie in der Wirklichkeit sind, d. i. wie sie al
Menschen, in Beziehung auf sich selbst oder auf
Menschen überhaupt, unter gegebenen Umstän
scheinen. Im Stande der freien Natur erlaubt
(sagen sie) der Stärkere Alles, wozu es durch irg
ein Naturbedürfniß oder irgend eine Leidenschaft,
oder Unlust, getrieben wird; aber in diesem Sta
giebt es, genau zu reden, keinen Stärkern als
den Augenblick; denn der Stärkste wird sogleich
Schwächste, sobald mehrere über ihn kom

obwohl er jedem einzelnen überlegen wäre. Jener angebliche Naturstand ist also ein allgemeiner Kriegsstand, bei welchem sich am Ende, wo nicht Alle, doch gewiß die Meisten so übel befinden, daß sie sich entweder in Güte zu einem gesellschaftlichen Leben auf gleiche Bedingungen verbinden, oder irgend einem Mächtigen gezwungen unterwerfen müssen, falls sie sich ihm nicht aus Achtung und Zutrauen, mit oder ohne Bedingung, freiwillig untergeben. In allen dreien Fällen sind Gesetze, welche bestimmen, was sowohl den Regierenden oder Machthabern als den Regierten oder Unterworfenen recht und unrecht ist, nothwendig; denn sogar ein Tyrann, der Alles kann, was ihm gelüstet, wird sich, wenn er Verstand genug hat, sein eigenes Bestes zu beherzigen, nicht alles erlauben was er kann. Indessen ist nicht zu läugnen, daß der Grundsatz der Sofisten, „die Gerechtigkeit (in so fern die Erfüllung der bürgerlichen Gesetze darunter verstanden „wird) sey ein Zaum, den bloß die Nothwendigkeit „den Menschen über den Hals geworfen habe, und „von welchem jedermann, so bald er es ungestraft „thun könne, sich los zu machen suche," sich als Thatsache auf die allgemeine Erfahrung gründet, und daß die Sokratesse (wofern es jemals mehr als Einen gegeben hat) noch seltner als die weißen Raben sind. Diese Thatsache ist im Lehrbegriff der Sofisten eine natürliche Folge des Beweggrundes, der die

führen vermögend war, ...
Stand des politiſchen Vereins zu tr ...
Jene unbeſchränkte Freiheit würde von den Men
als ihr höchſtes Gut angeſehen werden, wenn
nicht, eben darum weil ſie nur von dem Stär
ausgeübt werden kann, die unſicherſte Sache von
Welt wäre. Denn welcher Menſch kann ſich in ei
Stande, wo Einer immer gegen Alle und Alle g
Einen ſind, nur einen Tag darauf verlaſſen,
Stärkere zu bleiben? Die eiſerne Nothwendi
zwingt ſie alſo, wider ihren Willen, zum g
ſchaftlichen Verein, als dem einzigen Mittel,
Daſeyn und jeden daher entſpringenden Genuß u
Gewährleiſtung der Geſetze in Sicherheit zu brin
Natürlicher Weiſe aber behält ſich jeder ſtillſch
gend vor, die Geſetze, (die ihm nur, in ſo fer
ihn gegen andere ſchützen, heilig, aber, in ſo
ſie ſeiner eigenen Freiheit Schranken ſetzen, ver
ſind) ſo oft zu übertreten, als er es mit Sic
heit thun kann. Dieſem nach wäre denn bei a
welchen es an Macht gebricht, ſich öffentlich und
geſcheut über Recht und Unrecht weg zu ſetzen
anderer Unterſchied zwiſchen dem gerechten
ungerechten Manne, als daß jener ſich nic
... Larve der Gerechtigkeit ſehen läßt, die

so geschickt anzupassen weiß, daß sie sein eigenes Gesicht zu seyn scheint; dieser hingegen so plump und unvorsichtig ist, sich immer über der That ertappen zu lassen. Darin, daß keiner sich etwas, das ihn gelüstet, versagen möchte, und jeder wo möglich Alles zu haben wünscht, sind sie einander beide gleich.

Da dieß in der That hart klingt, so hält sich Glaukon, im Namen derjenigen, deren Sachwalter er vorstellt, zum Beweise verbunden, und führt ihn sehr sinnreich, vermittelst der Voraussetzung, daß beide, der Gerechte und der Ungerechte, wie jener aus dem Herodot bekannte Lydier, (dessen fabelhafte Geschichte Glaukon hier etwas anders als Herodot erzählt) im Besitz eines unsichtbar machenden Ringes wären. Ein solcher Ring würde, dünkt mich, als Probierstein gebraucht, allerdings das untrüglichste Mittel seyn, den wahrhaft rechtschaffenen Mann von dem Heuchler zu unterscheiden; aber zu dem Gebrauch, den Glaukon von ihm macht, scheint er nicht zu taugen. Denn indem dieser ganz herzhaft annimmt, daß der Gerechte, so bald er sich im Besitz eines solchen Ringes sähe, nicht um ein Haar besser als der Ungerechte seyn, und alle mögliche Bubenstücke, wozu Lust, Habsucht oder andere Leidenschaften ihn reizen könnten, eben so unbedenklich verüben würde als jener, setzt er als etwas Ausgemachtes voraus, was erst bewiesen werden sollte. Wenn auch wir andern gewöhnlichen Leute so überschweng-

ſolchen Zauberringes widerſtehen könnten; wer darf nur einen Augenblick zweifeln, daß ein Sokrates durch den Beſitz deſſelben weder an Macht, noch Geld, noch ſinnlichen Genüſſen reicher geworden wäre?

Indeſſen, wofern es auch an einzelnen Ausnahmen nicht fehlen ſollte, ſo iſt doch nur gar zu wahrſcheinlich, daß unter Tauſend, die für gute ehrliche Leute gelten, weil ſie weder Muth noch Macht haben, ſich in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen, nicht Einer wäre, der mit dem Ring des Gyges nicht die vollſtändigſte Befreiung von allem Zwang der Geſetze zu erhalten glauben würde. Glaukon, (der noch immer im Namen derjenigen ſpricht, denen Recht und Unrecht für bloße Satzung des geſellſchaftlichen Vereins und der Machthaber in demſelben gilt) iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er geradezu verſichert: jedermann ſey ſo völlig davon überzeugt, daß die Ungerechtigkeit dem Ungerechten vortheilhafter ſey als die Gerechtigkeit, daß, ſobald jemand glaube, er könne mit Sicherheit unrecht thun, er es nicht nur ohne alles Bedenken thun werde, ſondern ſich für den größten aller Thoren und Dummköpfe halten würde, wenn er es nicht thäte. Um ſich, ſagt er, zu überzeugen, daß einem verſtändigen Menſchen nicht zuzumuthen ſey, anders zu denken und zu handeln

auche es nichts als das Loos zu erwägen, de
Gerechte und der Ungerechte im Leben unte
Menſchen zu gewarten habe.

So weit hatte Plato ſeinen Glaukon die
der Soſiſten, die er nicht ohne Grund die gem
Meinung nennt, ziemlich treu und unver
vortragen laſſen; aber nun ſchiebt er ihm
unvermerkt ſeine eigene Vorſtellungsart unt
dem er ihn aus der wirklichen Welt, auf
cher ſich jene nie verſteigen, auf einmal in ſei
gene Ideenwelt verſetzt, unter dem Vor
das Problem, wovon die Rede iſt, könne auf
andere Weiſe ganz rein aufgelöſet werden. Wi
len ſehen!

Denken wir uns (ſagt der platoniſirende
kon), um uns den Unterſchied zwiſchen dem
ten und ungerechten Mann völlig anſchaulich z
chen, beide in ihrer höchſten Vollkommenheit,
dem Ungerechten nichts, was zur Ungerechtigkei
Gerechten nichts, was zur Gerechtigkeit gehört
gehe. Es iſt alſo, um mit dem Ungerechte
Anfang zu machen, nicht genug, daß er imm
bei jeder Gelegenheit ſo viel Unrecht thut als e
und weiß; wir müſſen ihm auch noch erlauben
er, indem er nichts als Böſes thut, ſich imm
Schein des Gegentheils zu geben und die Me
von ſich feſt zu ſetzen wiſſe, daß er der rechtſcha
Mann von der Welt ſey; und da es, mit allem

doch begegnen könnte, daß auf eine oder die andere Weise etwas von seinen Bubenstücken an den Tag käme, so muß er auch noch Beredsamkeit genug, um sich in den Augen der Menschen völlig rein zu waschen, und im Nothfall, so viel Muth, Vermögen und Anhänger besitzen, als nöthig ist, um Gewalt zu brauchen, wenn List und Heuchelei nicht hinreichen will. Diesem Bösewicht nun stellen wir den Gerechten gegen über, einen guten, ehrlichen, einfachen Biedermann, der was er ist, nicht scheinen will, sondern sich begnügt es zu seyn. Damit wir aber recht gewiß werden, daß ihm nichts zur vollkommenen Rechtschaffenheit abgeht, ist schlechterdings nöthig, daß wir ihn in der öffentlichen Meinung zum Gegentheil dessen machen, was er ist; denn wenn er auch rechtschaffen zu seyn schiene, würden ihm Ehrenbezeugungen und Belohnungen nicht fehlen, und da würde es ungewiß seyn, ob er das, was er schiene, wirklich und aus reiner Liebe zur Gerechtigkeit, oder nur der damit verbundenen Vortheile wegen sey. Wir müssen ihm also Alles nehmen, bis ihm nichts als die nackte Rechtschaffenheit übrig bleibt, und ihn, mit Einem Wort so setzen, daß er in Allem als das Gegentheil d Ungerechten dastehe. Dieser ist ein ausgemachter B sewicht und scheint der unbescholtenste Biederma zu seyn; jener ist sein ganzes Leben durch der re schaffenste aller Menschen, und wird für den grö

idealischen Wesen, u
menschliche Leben versetzt wurden, ergeyen
„Der Gerechte, sagen die Lobredner der Un-
heit, wird gegeißelt, auf die Folter gespannt
Ketten gelegt werden: man wird ihm die
ausbrennen, und nachdem er alle nur ersinn-
ißhandlungen erduldet hat, wird er ans Kreuz
gen werden, und nun zu spät einsehen, daß
war rechtschaffen scheinen, aber kein Thor
uß, es wirklich zu seyn. Wie herrlich ist
n das Loos des Ungerechten, der die Klug-
t, die öffentliche Meinung auf seine Seite zu
; und während er sich unter der Larve der
ungestraft alles erlauben kann, für einen
und verdienstvollen Mann gehalten zu
Stellen im Staat erwar-

Rang abzulaufen, kurz er wird ein reicher und gewaltiger Mann, und ist also im Stande, seinen Freunden nützlich zu seyn, seinen Feinden zu schaden, und die Götter selbst durch häufige Opfer und reiche Weihgeschenke zu gewinnen, so daß er ihnen lieber seyn wird, als der Gerechte, der nichts zu geben hat."

Ich weiß nicht, wie vielen Dank euere Sofisten dem göttlichen Plato für diese Darstellung ihrer Lehre von den Vortheilen der Ungerechtigkeit über die Gerechtigkeit wissen werden; gewiß ist wenigstens, daß es keinem von ihnen je eingefallen ist, die Frage auf diese Spitze zu stellen, und einen gerechten Mann, wie nie einer war, noch seyn wird noch seyn kann, zu erdichten, um durch Vergleichung des glücklichen Looses des Ungerechten mit dem jammervollen Leben und schrecklichen Ende dieses Rechtschaffnen die Vorzüge der Ungerechtigkeit in ein desto größeres Licht zu setzen. Ich, meines Orts, habe gegen das Ideal des Platonischen Gerechten zwei Einwendungen. Erstens liegt es keineswegs in der Idee eines vollkommen rechtschaffenen Mannes, daß er nothwendig ein Bösewicht scheinen müsse; im Gegentheil, es ist ihm nicht nur erlaubt zu scheinen was er ist, sondern die Rechtschaffenheit selbst legt es ihm sogar als Pflicht auf, bösen Schein, so viel möglich, zu vermeiden. Auch sehe ich nicht, wie er es ohne Nachtheil sowohl seiner Rechtschaf-

fenheit als seines Menschenverstandes anfangen wollte, um von allen den Menschen, welche tägliche Augenzeugen seines Lebens sind, immer verkannt, gehaßt und verabscheuet zu werden. Alle Umstände, alle Menschen, die ganze Natur müßten sich auf die unbegreiflichste Art gegen ihn verschworen, und er selbst müßte sich, unbegreiflicher Weise, unendliche Mühe gegeben haben, seinen Tugenden und guten Handlungen die Gestalt des Lasters und Verbrechens zu geben. Ich zweifle sehr, ob ein einziges Beispiel aufzustellen sey, daß ein so guter, redlicher und gerechter Mann, wie ihn Plato setzt, ohne alle Freunde geblieben, und von Niemand gekannt, geliebt und geschätzt worden wäre. Ueberdieß ließe sich noch fragen, ob irgend ein menschenähnliches Wesen, ohne ein Gott zu seyn, die Probe, auf welche unser Ideendichter seinen Gerechten stellt, zu bestehen, und alle Schmach und Marter, die er zu Bewährung seiner Tugend über ihn zusammenhäuft, auszuhalten vermöchte. Dieses Ideal ist also, von welcher Seite man es ansieht, ein Hirngespenst, und zu der Absicht, wozu Plato es erdichtet hat, ganz unbrauchbar. Denn solcher ungerechter Menschen, wie er bei dieser Vergleichung annimmt, hat es zwar in der wirklichen Welt von jeher nur allzuviele gegeben, einen solchen Gerechten hingegen nie. Wenn sich also auch aus der Vergleichung des einen mit dem andern die Folge ziehen ließe, welche Glaukon daraus zieht, so würde

doch dadurch nicht bewiesen seyn, daß die Vortheile, welche der wirkliche Ungerechte von seiner Heucheley erntet, wenn alles, was bei einer scharfen Berechnung in Anschlag kommen muß, ehrlich und redlich angesetzt wird, denen, die der wirkliche Gerechte durch seine Rechtschaffenheit genießt, vorzuziehen wären.

5.

An Ebendenselben.

Fortsetzung des vorigen.

Da ich mich, beinahe wider Willen, aber durch die Natur der Sache selbst, mit welcher ich mich zu befassen angefangen, unvermerkt in eine nähere Beleuchtung der einzelnen Theile, woraus die vor uns liegende reiche Komposizion zusammengefügt ist, hineingezogen finde; wird es, bevor wir weiter gehen, edler Eurybates, nöthig seyn, uns auf den Punkt zu stellen, aus welchem das Ganze angeschaut seyn will, um richtig beurtheilt zu werden. Außer mehrern nicht unbedeutenden Nebenzwecken, welche Plato in seinen vorzüglichsten Werken mit dem Hauptzwecke zu verbinden gewohnt ist, scheint mir seine vornehmste

Absicht in dem gegenwärtigen dahin zu gehen, der in mancherlei Rücksicht äußerst nachtheiligen Dunkelheit, Verworrenheit und Unhaltbarkeit der vulgaren Begriffe und herrschenden Vorurtheile über den Grund und die Natur dessen, was recht und unrecht ist, durch eine scharfe Untersuchung auf immer abzuhelfen. Diesem großen Zwecke zu Folge zerfällt dieser Dialog in zwei Haupttheile. In dem einen, der das erste Buch und die größere Hälfte des zweiten einnimmt, ist es darum zu thun, die folgenden drei Lehrsätze, als die gemeine, von Dichtern, Sofisten und Priestern aus allen Kräften unterstützte, Meinung vorzutragen und auf alle Weise einleuchtend zu machen; nämlich:

1) daß der Unterschied zwischen Recht und Unrecht lediglich entweder auf willkührlicher Verabredung unter freien Menschen, oder auf den Verordnungen regierender Machthaber beruhe, welche letztere natürlicher Weise die Gesetze, so sie den Regierten geben, zu ihrem eigenen möglichsten Vortheil einrichten, sich selbst aber nicht dadurch gebunden halten;

2) daß die Ungerechtigkeit dem, der sie ausübt, immer vortheilhafter als die Gerechtigkeit, diese hingegen durch nichts als ihren bloßen Schein nützlich sey; daß also

3) nur ein einfältiger und schwachherziger Mensch

das mindeste Bedenken tragen werde, gegen die Gesetze zu handeln, sobald er es ungestraft thun könne. Woraus sich dann von selbst ergiebt: daß — da diese Art zu denken nicht nur den Kindern durch die Dichter (aus deren Gesängen sie den ersten Unterricht empfangen) beigebracht, und in den Erwachsenen durch alles, was sie hören und sehen, genährt, sondern sogar durch den religiösen Volksglauben und allerlei priesterliche Veranstaltungen und Künste so kräftig verstärkt werde, — kein Wunder sey, wenn diese, jeden wirklich edeln und guten Menschen empörende Vorstellungsart über Recht und Unrecht so tiefe Wurzeln geschlagen habe und so verderbliche Früchte bringe, als die tägliche Erfahrung lehre.

Jene drei Irrlehren zu bestreiten, den wesentlichen Unterschied zwischen der Gerechtigkeit, im höchsten Sinn des Wortes, und ihrem Gegentheil überzeugend darzuthun, und zu beweisen,

daß sie das Ziel und die Vollkommenheit des edelsten Theils der menschlichen Natur sey;

daß der Mensch nur durch sie in Harmonie mit sich selbst und dem allgemeinen Ganzen gesetzt werde, und

daß, so wie die Ungerechtigkeit die Hauptquelle aller, das menschliche Geschlecht drückenden Uebel

ſey, die Gerechtigkeit hingegen das höchſte Glück aller einzelnen Menſchen ſowohl, als aller bürgerlichen Geſellſchaften bewirken würde;

Alles dieß macht (die häufigen, zum Theil weitſchichtigen Abſchweifungen und Zwiſchenſpiele abgerechnet) den Inhalt der übrigen acht Bücher aus, und das ganze Werk kann alſo als eine ernſthafte Entſcheidung des alten Rechtshandels zwiſchen dem Dikäos und Adikos Logos betrachtet werden, welche der genialiſche Lieblingsdichter Platons vor mehr als vierzig Jahren in ſeiner eignen unübertrefflich poſſirlichen Manier, in ein paar Kampfhähne verkleidet, auf der Atheniſchen Schaubühne um den Vorzug hatte rechten laſſen.

Was für eine Rolle der filoſofiſche Dichter dem Sofiſten Thraſymachus und dem wackern Glaukon zu ſpielen giebt, haben wir geſehen: nun läßt er auch Glaukons jüngern Bruder Adimanthus das Wort nehmen, und in einer Rede, die an Geiſt und Zierlichkeit mit dem Diskurs ſeines Bruders wetteifert, an Lebhaftigkeit und Wärme ihn noch übertrifft, den großen Schaden vorſtellig machen, welchen Jünglinge edlerer Art nehmen müſſen, indem ſie ſich an den auffallenden Widerſpruch ſtoßen, zwiſchen dem, was ſie zu Hauſe aus dem Munde ihrer Väter hören, und dem was ihnen, ſobald ſie in die Welt treten, von allen Seiten entgegen ſchallt; wenn

sie hören: wie eben dieselben aus Eingebung der Musen singenden Dichter bald die große Liebe und Sorge der Götter für die Gerechten, und das Glück, das sie ihnen in diesem und dem künftigen Leben bereiten, anrühmen; bald wieder den Pfad der Tugend als höchst mühselig, steil und mit Dornen verwachsen, den Weg des Lasters hingegen als breit, bequem und anmuthig schildern; itzt in den stärksten Ausdrücken und Bildern von dem Zorn der Götter über die Ungerechten und von den furchtbaren Strafen, die im Tartarus auf sie warten, reden; ein andermal zum Trost aller Uebelthäter versichern, daß auch die Götter selbst sich wieder herumbringen lassen, und durch Spenden, Gelübde und Opferrauch bewogen werden können, den Sündern zu verzeihen.

Alles was Plato seinen Bruder über diesen Gegenstand und die natürlichen Folgen der Eindrücke, die durch diese sich selbst widersprechenden, aber der Sinnlichkeit und den Leidenschaften schmeichelnden Vorspiegelungen auf lebhafte und nachdenklich junge Gemüther gemacht werden, sagen läßt, kann schwerlich wahrer, stärker und schöner gesagt werden. Aber durch nichts wird mir Plato achtungswürdiger als durch die Freimüthigkeit, womit er den unendlichen Schaden rügt, den der Mißbrauch der herrschenden Volksreligion in den sittlichen Gefühlen und Urtheilen der Menschen anrichtet; und gewiß ist noch nie etwas treffenderes über diesen Punkt

gesagt worden als die folgende Stelle aus dem Selbstgespräch, welches er einem solchen von Erziehern, Dichtern und vorgeblichen Filosofen irre gemachten Jüngling in den Mund legt. Nachdem nämlich dieser aus allem, was er beim Eintritt in die Welt sieht und hört, das Resultat gezogen, „daß es zum glücklichen Leben nicht nur hinreiche, sondern sogar nöthig sey, sich mit der bloßen Larve der Rechtschaffenheit zu behelfen, um unter ihrem Schutz des Vortheils, ungestraft sündigen zu können, in vollem Maße zu genießen;“ macht er sich selbst den Einwurf: „wenn es einem nun aber auch gelänge, die Menschen theils durch List und Ueberredung, theils mit Gewalt dahin zu bringen, daß sie ihm erlauben müßten, sich alles herauszunehmen was ihm beliebte, so wären dann doch noch die Götter da, gegen welche weder durch Betrug noch Gewalt etwas auszurichten sey. Wie aber (antwortet er sich selbst) wenn es, wie Einige behaupten, gar keine Götter giebt, oder wenn sie sich wenigstens, wie Andre versichern, um die menschlichen Dinge nichts bekümmern? — so brauchen auch wir uns nicht zu kümmern, ob sie uns sehen oder nicht. Giebt es Götter, und nehmen sie sich der menschlichen Dinge an, so haben wir doch alles, was wir von ihnen wissen, aus keiner andern Quelle als vom Hörensagen, und am Ende bloß von den Dichtern, die ihre Genealogien verfaßt haben. Nun sagen mir aber eben diese

Dichter, daß man den Zorn der Götter durch demüthige Abbitten, Opfer und Weihgeschenke von sich ableiten könne. Ich muß ihnen also entweder beides glauben, oder weder dieß noch jenes. Glaube ich nun wahlan! so begeh' ich ungescheut so viel Unrecht als ich kann, opfre den Göttern einen Theil dessen was ich dadurch gewinne, und alles ist gut. Wollte ich mich der Rechtschaffenheit befleißigen, so hätte ich zwar von den Göttern nichts zu fürchten, dafür aber entgingen mir auch die Vortheile, die ich aus der Ungerechtigkeit ziehen könnte; da ich hingegen bei dieser immer gewinne, und alle Verbrechen die ich um mich zu werden, begehen muß, bei den Göttern durch Gebete und Opfer wieder gut machen kann. — „Aber (sagt man) am Ende werden sie doch im Hades für alles was wir im Leben Böses begangen haben, entweder in unsrer eignen Person oder in unsrer Nachkommenschaft bestraft." — Auch davor ist Rath! Da kommen uns ja die Mysterien und feierlichen Reinigungen zu Statten, durch welche selbst die furchtbaren Götter der Unterwelt sich besänftigen lassen, wie mir ganze Städte, und die Dichter und Profeten unter den Göttersöhnen bezeugen. Was für einen Beweggrund könnt' ich also haben, die Gerechtigkeit der größten Ungerechtigkeit vorzuziehen, da ich diese nur mit einem guten Aeußerlichen zu bedecken brauche, damit mir bei Göttern und Menschen im Leben und Sterben, alles nach

Wunsch von Statten gehe, wie ich so viele und große Männer behaupten höre?"

Der junge Adimanth, der diese schöne Gelegenheit, ein Probestück seiner Wohlredenheit abzulegen, möglichst benutzen zu wollen scheint, fährt fort, die Sache auf alle Seiten zu wenden, und findet ganz natürlich, der erste Grund des Uebels liege darin: daß von den uralten heroischen Zeiten an bis auf diesen Tag niemand die Gerechtigkeit anders angepriesen oder die Ungerechtigkeit anders gescholten habe, als in Rücksicht auf die Ehre und die Belohnungen, welche jener, oder die Strafen, welche dieser nachfolgten. Was aber die eine und die andere an sich selbst sey, was sie folglich ihrem Wesen nach in der Seele des Gerechten oder Ungerechten wirke, wenn sie auch Göttern und Menschen verborgen blieben, nämlich, daß die Ungerechtigkeit das größte aller Uebel, womit eine Seele behaftet seyn kann, die Gerechtigkeit hingegen ihr größtes Gut sey, — dieß habe noch niemand weder in Versen noch in gemeiner Rede hinlänglich dargethan und ausgeführt. Er vereinigt sich also mit seinem Bruder Glaukon, aufs ernstlichste und mit Beweggründen, denen kein aufrichtiger Anhänger der Gerechtigkeit, und Sokrates am allerwenigsten, widerstehen konnte, in den letztern einzudringen, daß er sich nicht weigern möchte, einem so wichtigen Mangel abzuhelfen; und Sokrates, nachdem er sich eine Weile

gesträubt, und mit seinem Unvermögen, den von Glaukon so scheinbar behaupteten Vorzug der Ungerechtigkeit siegreich zu widerlegen, entschuldigt hat, wird endlich, von den vereinigten Bitten aller Anwesenden überwältigt, daß er wenigstens sein Möglichstes zu thun verspricht, der guten Sache zu Hülfe zu kommen und ihrem Verlangen Genüge zu leisten.

Daß Plato die Gelegenheit, die er selbst durch die in den Mund seiner Brüder gelegten schönen Reden herbeigeführt hatte, dazu benutzt, seiner Familie, und namentlich seinem Vater Aristo und seinen ältern Brüdern Glaukon und Adimantus aus dem Munde eines Sokrates, zwar mit wenigen aber desto gehaltreichern Worten, ein Denkmahl zu errichten, welches wahrscheinlich, durch das Werk, worin es wie eine glänzende Spitze hervorragt, dem ewiger Dauer seyn wird, wollen wir ihm auf keine Weise verdenken. Wenn das, was ihm dazu bewog, eine Schwachheit ist, so ist es wenigstens eine sehr menschliche, die ihm um so mehr zu gut zu halten ist, da er (wie ich kaum zweifle) durch einen Abschnitt in Xenofons Denkwürdigkeiten, worin Glaukon eine sehr armselige Figur macht, bewogen worden seyn mag, diesen seinen Bruder der Nachwelt in einem vortheilhaftern Lichte zu zeigen, und den Verdacht eines eingebildischen, leeren, unwissenden Windbeutels und Schwätzers durch die That selbst von ihm abzuwälzen.

Bevor ich weiter gehe, Eurybates, wirst du mir wohl erlauben, dir, statt eines kleinen Zwischenspiels, meine eigenen Gedanken über die Frage, zu deren Beantwortung Platons Sokrates so weit ausholt, in möglichster Kürze vorzulegen.

Glaukon behauptete im Namen der Lobredner der Ungerechtigkeit: unrecht thun sey an sich etwas Gutes, unrecht leiden hingegen an sich ein Uebel. Ich habe schon bemerkt, daß ihm das doppelsinnige Wort adikein hier so viel als beleidigen heißen muß. Die Rede ist von Menschen, und zwar nicht von diesen oder jenen einzelnen, sondern von der ganzen Gattung. Was versteht er aber unter beleidigen? Ich weiß keine Formel, welche mir bequemer schiene, alle Beleidigungen, die der Stärkere dem Schwächern zufügen kann, zusammen zu fassen als diese: andere zu bloß leidenden Werkzeugen unsrer Bedürfnisse und Lüste machen, und zu Befriedigung unsrer Leidenschaften und Launen uns alles über sie erlauben, wozu uns unsre Ueberlegenheit das Vermögen giebt. Wenn dieß seiner Natur nach gut ist, so muß es allen Menschen, überall und zu allen Zeiten gut seyn. Einander gegenseitig, eigenen Vortheils oder anderer Befriedigungen wegen, alle mögliche Beleidigungen zuzufügen, gehört folglich wesentlich zur Natur des Menschen, oder mit andern Worten: es ist das, wodurch der Mensch den Forderun-

doch dadurch nicht bewiesen seyn, daß die Vortheile, welche der wirkliche Ungerechte von seiner Heucheley erntet, wenn alles, was bei einer scharfen Berechnung in Anschlag kommen muß, ehrlich und redlich angesetzt wird, denen, die der wirkliche Gerechte durch seine Rechtschaffenheit genießt, vorzuziehen wären.

5.

An Ebendenselben.

Fortsetzung des vorigen.

Da ich mich, beinahe wider Willen, aber durch die Natur der Sache selbst, mit welcher ich mich zu befassen angefangen, unvermerkt in eine nähere Beleuchtung der einzelnen Theile, woraus die vor uns liegende reiche Komposizion zusammengefügt ist, hinein gezogen finde; wird es, bevor wir weiter gehen, edler Eurybates, nöthig seyn, uns auf den Punkt zu stellen, aus welchem das Ganze angeschaut seyn will, um richtig beurtheilt zu werden. Außer mehr nicht unbedeutenden Nebenzwecken, welche Plato seinen vorzüglichsten Werken mit dem Hauptzweck zu verbinden gewohnt ist, scheint mir seine vornehm-

Absicht in dem gegenwärtigen dahin zu gehen, der in mancherlei Rücksicht äußerst nachtheiligen Dunkelheit, Verworrenheit und Unhaltbarkeit der vulgaren Begriffe und herrschenden Vorurtheile über den Grund und die Natur dessen, was recht und unrecht ist, durch eine scharfe Untersuchung auf immer abzuhelfen. Diesem großen Zwecke zu Folge zerfällt dieser Dialog in zwei Hauptheile. In dem einen, der das erste Buch und die größere Hälfte des zweiten einnimmt, ist es darum zu thun, die folgenden drei Lehrsätze, als die gemeine, von Dichtern, Sofisten und Priestern aus allen Kräften unterstützte, Meinung vorzutragen und auf alle Weise einleuchtend zu machen; nämlich:

1) daß der Unterschied zwischen Recht und Unrecht lediglich entweder auf willkührlicher Verabredung unter freien Menschen, oder auf den Verordnungen regierender Machthaber beruhe, welche letztere natürlicher Weise die Gesetze, so sie den Regierten geben, zu ihrem eigenen möglichsten Vortheil einrichten, sich selbst aber nicht dadurch gebunden halten;

2) daß die Ungerechtigkeit dem, der sie ausübt, immer vortheilhafter als die Gerechtigkeit, diese hingegen durch nichts als ihren bloßen Schein nützlich sey; daß also

3) nur ein einfältiger und schwachherziger Mensch

das mindeste Bedenken tragen werde, gegen die Gesetze zu handeln, sobald er es ungestraft thun könne. Woraus sich dann von selbst ergiebt: daß — da diese Art zu denken nicht nur den Kindern durch die Dichter (aus deren Gesängen sie den ersten Unterricht empfangen) beigebracht, und in den Erwachsenen durch alles, was sie hören und sehen, genährt, sondern sogar durch den religiösen Volksglauben und allerlei priesterliche Veranstaltungen und Künste so kräftig verstärkt werde, — kein Wunder sey, wenn diese, jeden wirklich edeln und guten Menschen empörende Vorstellungsart über Recht und Unrecht so tiefe Wurzeln geschlagen habe und so verderbliche Früchte bringe, als die tägliche Erfahrung lehre.

Jene drei Irrlehren zu bestreiten, den wesentlichen Unterschied zwischen der Gerechtigkeit, im höchsten Sinn des Wortes, und ihrem Gegentheil überzeugend darzuthun, und zu beweisen,

daß sie das Ziel und die Vollkommenheit des edelsten Theils der menschlichen Natur sey;

daß der Mensch nur durch sie in Harmonie mit sich selbst und dem allgemeinen Ganzen gesetzt werde, und

daß, so wie die Ungerechtigkeit die Hauptquelle aller, das menschliche Geschlecht drückenden Uebel

ſey, die Gerechtigkeit hingegen das höchſte Glück aller einzelnen Menſchen ſowohl, als aller bürgerlichen Geſellſchaften bewirken würde;

Alles dieß macht (die häufigen, zum Theil weitſchichtigen Abſchweifungen und Zwiſchenſpiele abgerechnet) den Inhalt der übrigen acht Bücher aus, und das ganze Werk kann alſo als eine ernſthafte Entſcheidung des alten Rechtshandels zwiſchen dem Dikäos und Adikos Logos betrachtet werden, welche der genialiſche Lieblingsdichter Platons vor mehr als vierzig Jahren in ſeiner eignen unübertrefflich poſſirlichen Manier, in ein paar Kampfhähne verkleidet, auf der Atheniſchen Schaubühne um den Vorzug hatte rechten laſſen.

Was für eine Rolle der filoſofiſche Dichter dem Soſiſten Thraſymachus und dem wackern Glaukon zu ſpielen giebt, haben wir geſehen: nun läßt er auch Glaukons jüngern Bruder Adimanthus das Wort nehmen, und in einer Rede, die an Geiſt und Zierlichkeit mit dem Diskurs ſeines Bruders wetteifert, an Lebhaftigkeit und Wärme ihn noch übertrifft, den großen Schaden vorſtellig machen, welchen Jünglinge edlerer Art nehmen müſſen, indem ſie ſich an den auffallenden Widerſpruch ſtoßen, zwiſchen dem, was ſie zu Hauſe aus dem Munde ihrer Väter hören, und dem was ihnen, ſobald ſie in die Welt treten, von allen Seiten entgegen ſchallt; wenn

sie hören: wie eben dieselben aus Eingebung der Musen singenden Dichter bald die große Liebe und Sorge der Götter für die Gerechten, und das Glück, das sie ihnen in diesem und dem künftigen Leben bereiten, anrühmen; bald wieder den Pfad der Tugend als höchst mühselig, steil und mit Dornen verwachsen, den Weg des Lasters hingegen als breit, bequem und anmuthig schildern; itzt in den stärksten Ausdrücken und Bildern von dem Zorn der Götter über die Ungerechten und von den furchtbaren Strafen, die im Tartarus auf sie warten, reden; ein andermal zum Trost aller Uebelthäter versichern, daß auch die Götter selbst sich wieder herumbringen lassen, und durch Spenden, Gelübde und Opferrauch bewogen werden können, den Sündern zu verzeihen.

Alles was Plato seinen Bruder über diesen Gegenstand und die natürlichen Folgen der Eindrücke, die durch diese sich selbst widersprechenden, aber der Sinnlichkeit und den Leidenschaften schmeichelnden Vorspiegelungen auf lebhafte und nachdenklich junge Gemüther gemacht werden, sagen läßt, kann schwerlich wahrer, stärker und schöner gesagt werden. Aber durch nichts wird mir Plato achtungswürdiger als durch die Freimüthigkeit, womit er den unendlichen Schaden rügt, den der Mißbrauch der herrschenden Volksreligion in den sittlichen Gefühlen und Urtheilen der Menschen anrichtet; und gewiß ist noch nie etwas treffenderes über diesen Punkt

gesagt worden als die folgende Stelle aus dem Selbstgespräch, welches er einem solchen von Erziehern, Dichtern und vorgeblichen Filosofen irre gemachten Jüngling in den Mund legt. Nachdem nämlich dieser aus allem, was er beim Eintritt in die Welt sieht und hört, das Resultat gezogen, „daß es zum glücklichen Leben nicht nur hinreiche, sondern sogar nöthig sey, sich mit der bloßen Larve der Rechtschaffenheit zu behelfen, um unter ihrem Schutz des Vortheils, ungestraft sündigen zu können, in vollem Maße zu genießen;“ macht er sich selbst den Einwurf: „wenn es einem nun aber auch gelänge, die Menschen theils durch List und Ueberredung, theils mit Gewalt dahin zu bringen, daß sie ihm erlauben müßten, sich alles herauszunehmen was ihm beliebte, so wären dann doch noch die Götter da, gegen welche weder durch Betrug noch Gewalt etwas auszurichten sey. Wie aber (antwortet er sich selbst) wenn es, wie Einige behaupten, gar keine Götter giebt, oder wenn sie sich wenigstens, wie Andre versichern, um die menschlichen Dinge nichts bekümmern? — so brauchen auch wir uns nicht zu kümmern, ob sie uns sehen oder nicht. Giebt es Götter, und nehmen sie sich der menschlichen Dinge an, so haben wir doch alles, was wir von ihnen wissen, aus keiner andern Quelle als vom Hörensagen, und am Ende bloß von den Dichtern, die ihre Genealogien verfaßt haben. Nun sagen mir aber eben diese

Dichter, daß man den Zorn der Götter durch demüthige Abbitten, Opfer und Weihgeschenke von sich ableiten könne. Ich muß ihnen also entweder beides glauben, oder weder dieß noch jenes. Glaube ich nun wahlan! so begeh' ich ungescheut so viel Unrecht als ich kann, opfre den Göttern einen Theil dessen was ich dadurch gewinne, und alles ist gut. Wollt' ich mich der Rechtschaffenheit befleißigen, so hätt' ich zwar von den Göttern nichts zu fürchten, dafür aber entgingen mir auch die Vortheile, die ich aus der Ungerechtigkeit ziehen könnte; da ich hingegen bei dieser immer gewinne, und alle Verbrechen, die ich um mich zu werden, begehen muß, bei den Göttern durch Gebete und Opfer wieder gut machen kann. — „Aber (sagt man) am Ende werden sie doch im Hades für alles was wir im Leben Böses begangen haben, entweder in unsrer eignen Person oder in unsrer Nachkommenschaft bestrafen." — Auch davor ist Rath! Da kommen uns ja die Mysterien, und feierlichen Reinigungen zu Statten, durch welche selbst die furchtbaren Götter der Unterwelt sich besänftigen lassen, wie mir ganze Städte, und die Dichter und Propheten unter den Göttersöhnen bezeugen. Was für einen Beweggrund könnt' ich also haben, die Gerechtigkeit der größten Ungerechtigkeit vorzuziehen, da ich diese nur mit einem guten Aeußerlichen zu bedecken brauche, damit mir bei Göttern und Menschen im Leben und Sterben, alles nach

Wunsch von Statten gehe, wie ich so viele und große Männer behaupten höre?"

Der junge Adimanth, der diese schöne Gelegenheit, ein Probestück seiner Wohlredenheit abzulegen, möglichst benutzen zu wollen scheint, fährt fort, die Sache auf alle Seiten zu wenden, und findet ganz natürlich, der erste Grund des Uebels liege darin: daß von den uralten heroischen Zeiten an bis auf diesen Tag niemand die Gerechtigkeit anders angepriesen oder die Ungerechtigkeit anders gescholten habe, als in Rücksicht auf die Ehre und die Belohnungen, welche jener, oder die Strafen, welche dieser nachfolgten. Was aber die eine und die andere an sich selbst sey, was sie folglich ihrem Wesen nach in der Seele des Gerechten oder Ungerechten wirke, wenn sie auch Göttern und Menschen verborgen blieben, nämlich, daß die Ungerechtigkeit das größte aller Uebel, womit eine Seele behaftet seyn kann, die Gerechtigkeit hingegen ihr größtes Gut sey, — dieß habe noch niemand weder in Versen noch in gemeiner Rede hinlänglich dargethan und ausgeführt. Er vereinigt sich also mit seinem Bruder Glaukon, aufs ernstlichste und mit Beweggründen, denen kein aufrichtiger Anhänger der Gerechtigkeit, und Sokrates am allerwenigsten, widerstehen konnte, in den letztern einzudringen, daß er sich nicht weigern möchte, einem so wichtigen Mangel abzuhelfen; und Sokrates, nachdem er sich eine Weile

gesträubt, und mit seinem Unvermögen, den von Glaukon so scheinbar behaupteten Vorzug der Ungerechtigkeit siegreich zu widerlegen, entschuldigt hat, wird endlich, von den vereinigten Bitten aller Anwesenden überwältigt, daß er wenigstens sein Möglichstes zu thun verspricht, der guten Sache zu Hülfe zu kommen und ihrem Verlangen Genüge zu leisten.

Daß Plato die Gelegenheit, die er selbst durch die in den Mund seiner Brüder gelegten schönen Reden herbeigeführt hatte, dazu benutzt, seiner Familie, und namentlich seinem Vater Ariston und seinen ältern Brüdern Glaukon und Adimanthus aus dem Munde eines Sokrates, zwar mit wenigen aber desto gehaltreichern Worten, ein Denkmahl zu errichten, welches wahrscheinlich, durch das Werk, worin es wie eine glänzende Spitze hervorragt, von ewiger Dauer seyn wird, wollen wir ihm auf keine Weise verdenken. Wenn das, was ihn dazu bewog, eine Schwachheit ist, so ist es wenigstens eine sehr menschliche, die ihm um so mehr zu gut zu halten ist, da er (wie ich kaum zweifle) durch einen Abschnitt in Xenofons Denkwürdigkeiten, worin Glaukon eine sehr armselige Figur macht, bewogen worden seyn mag, diesen seinen Bruder der Nachwelt in einem vortheilhaftern Lichte zu zeigen, und den Verdacht eines einbildischen, leeren, unwissenden Windbeutels und Schwätzers durch die That selbst von ihm abzuwälzen.

Bevor ich weiter gehe, Eurybates, wirst du mir wohl erlauben, dir, statt eines kleinen Zwischenspiels, meine eigenen Gedanken über die Frage, zu deren Beantwortung Platons Sokrates so weit ausholt, in möglichster Kürze vorzulegen.

Glaukon behauptete im Namen der Lobredner der Ungerechtigkeit: unrecht thun sey an sich etwas Gutes, unrecht leiden hingegen an sich ein Uebel. Ich habe schon bemerkt, daß ihm das doppelsinnige Wort adikein hier so viel als beleidigen heißen muß. Die Rede ist von Menschen, und zwar nicht von diesen oder jenen einzelnen, sondern von der ganzen Gattung. Was versteht er aber unter beleidigen? Ich weiß keine Formel, welche mir bequemer schiene, alle Beleidigungen, die der Stärkere dem Schwächern zufügen kann, zusammen zu fassen als diese: andere zu bloß leidenden Werkzeugen unsrer Bedürfnisse und Lüste machen, und zu Befriedigung unsrer Leidenschaften und Launen uns alles über sie erlauben, wozu uns unsre Ueberlegenheit das Vermögen giebt. Wenn dieß seiner Natur nach gut ist, so muß es allen Menschen, überall und zu allen Zeiten gut seyn. Einander gegenseitig, eigenen Vortheils oder anderer Befriedigungen wegen, alle mögliche Beleidigungen zuzufügen, gehört folglich wesentlich zur Natur des Menschen, oder mit andern Worten: es ist das, wodurch der Mensch den Forderun-

gen der Natur und dem Zweck seines Daseyns ein Genüge thut. Sein natürlicher Zustand ist, ein geborner Feind aller andern Menschen zu seyn, und unaufhörlich an der Beschädigung, Unterdrückung und Zerstörung seiner eigenen Gattung zu arbeiten. Hiemit muß jeder Mensch von seiner Natur getrieben wird, allen andern zu schaden, beleidigt weder zwar dadurch, aber er thut ihnen kein Unrecht; im Gegentheil, da alles der Natur Genüge in so fern recht ist, so ist es recht und völlig in der Ordnung, daß jeder allen andern so viel Uebels zufüge als er kann, und dafür von allen andern so viel leide, als er zu leiden fähig ist. Wölfe, Tiegen, Hyänen und Drachen wären also in Vergleichung mit dem Menschen sehr holde und gutartige Wesen; der letztere hingegen wäre das unnatürlichste Ungeheuer, die der Tartarus ausgespien hätte. Welcher Unsinn! und doch ist es nichts, als was herauskommt, wenn wir annehmen, unrecht thun oder beleidigen sey an sich, oder seiner Natur nach Etwas Gutes. Bedarf es einer andern Widerlegung einer so wahnsinnigen Behauptung — als sie auszusprechen?

Dem ungeachtet ist und bleibt es Thatsache, daß der rohe Stand der natürlichen Gleichheit für die Menschen, die sich darin befinden, eine Art von Kriegsstand Aller gegen Alle ist; nicht, als ob die Menschen, ohne einen Grad von Ausartung, der

ſie tief unter die wildeſten Thiere erniedrigen würde, jemals das Gefühl, daß es unnatürlich, folglich unrecht ſey, einander zu beleidigen, verlieren könnten; ſondern weil die ſinnlichen Triebe und Leidenſchaften, wodurch ſie zu Beleidigungen hingeriſſen werden, im Augenblick der aufbrauſenden Leidenſchaft oder eines unwiderſtehlich dringenden Bedürfniſſes ſtärker ſind als jenes Gefühl, welches im Grunde nichts als die Stimme der Vernunft ſelbſt zu ſeyn ſcheint. Aus dieſer Thatſache folget nun freilich, daß die Menſchen ſich durch eine gebieteriſche Nothwendigkeit gedrungen finden, in geſellſchaftliche Verbindungen zu treten, und ſich Geſetzen zu unterwerfen, die ihrer Aller Erhaltung und Sicherheit beabſichtigen, und in ſo fern ihrer Aller gemeinſamer Wille ſind; aber dieſe Verbindungen, dieſe Geſetze ſind nicht die Quellen, ſondern Reſultate des allen Menſchen natürlichen Gefühls von Recht und Unrecht, welches einem jeden ſagt, daß alles, was nur Einem und allenfalls ſeinen Mitgenoſſen und Spießgeſellen nützt und allen übrigen ſchadet, Unrecht ſey. Es iſt alſo Unſinn, zu ſagen: die Menſchen machten ſich durch den geſellſchaftlichen Verein nur in ſo fern zu Beobachtung der Geſetze anheiſchig, als ſie ſolche nicht ungeſtraft übertreten könnten; auch bedürfen wir keiner ſolchen, die allgemeine Vernunft in Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſetzenden Hypotheſe, um zu begreifen, wie es zugeht, daß in jedem Staat nicht

wenige, und in einem sehr verdorbenen die Meis
in der That so handeln, als ob sie sich die Freih
zu sündigen, so bald sie keine Strafe befürchten, u
drücklich oder stillschweigend vorbehalten hätten.

Wenn ich nicht sehr irre, so hätte sich also
Platonische Sokrates die Mühe, mehr als zu
Stunden lang in Einem Zug fort zu reden, erspa
können, wenn er, anstatt die Auflösung der Fr
ens dem Lande der Ideen herab zu holen,
nicht unter seiner Würde gehalten hätte, sich an d
jenigen genügen zu lassen, die vor seinen Füßen
Weder unsre fünf Sinne noch unser Verstand reic
bis zu dem, was an sich selbst ein Gut oder
Uebel ist; was mir und meiner Gattung
träglich ist, nenne ich gut; das Gegentheil, sc
Die Natur selbst nöthigt mich, in jedem Mensch
ein Wesen meiner Gattung zu erkennen. Wenn
nicht leiden, d. i. im freien Gebrauch meiner Kr
zu meiner Erhaltung und zu Beförderung mei
Wohlstandes gewaltsam gehindert zu werden,
mich ein Uebel ist, so ist eben dasselbe auch
Uebel für jeden andern Menschen. Also Eines
Beiden: entweder der Mensch ist das einzige Un
heuer in der Welt, dessen natürliches Bestre
unaufhörlich dahin geht, seine eigene Gatt
zu zerstören: oder jede Beleidigung eines Mensc
ist ein Uebel für das ganze Menschengeschlecht,
also auch (ungeachtet des augenblicklichen Vort

ziehen mag) ein wahres
m er dadurch alle andere
tigt, ſich auch gegen ihr
ſich gegen einen von ihne
andern, ſo bald er Gel
azu hat, ſich zu erlaub
haben, als Menſchen, glei
brauch ihrer Kräfte, und
Natur, der Zufall und
zu ihrer Erhaltung und
hlbefindens darreichen.
eſem gemäß handelt, iſt
wer alles für ſich allein
r übrigen nicht anerkennt,
ich dünkt, zwei Sätze
ittelbar aus dieſer dur
t: erſtens, daß jeder
rſetzlich beleidigt, ſich e
nd aller übrigen erklärt;
mehrere Menſchen neben
den Sicherheit entweder
)ener oder ausdrücklich un
rag vorwaltet. „Jedem
Beraubung eines andern
ches Eigenthumsrecht zuzu
cht kann alſo mit voll
rden: Jedem das Seini
t er hat es ſchon) ſonde

sen, und im Fall, daß es ihm mit Gewalt
men worden, ihm entweder zur Wie
gung des Geraubten oder zu einer ange
Entschädigung zu verhelfen, wird
allen Menschen auf dem ganzen Erdboden G
tigkeit genennt, oder, falls sie noch keine
zu Bezeichnung allgemeiner Vernunftbegriffe
als Gerechtigkeit gefühlt und anerkannt.

Mit dieser kurzen Beantwortung der von
tes aufgeworfenen Frage könnten wir, dünk
allen Sofisten und Rechtsverdrehern in der W
Stirne bieten; auch würde Plato selbst Mühe
hoben, die Untersuchung und Festsetzung dess
Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit ist, über d
wöhnlichen Umfang seiner Dialogen auszud
wenn er sich innerhalb der Grenzen des ge
dem Sprachgebrauch gemäßen Sinnes der Wort
halten wollen. Da er aber diesem unvermerkt
andern höhern und mehr umfassenden unterscho
dem er den gewöhnlichen Begriff der Gerechtigkei
und jedoch davon zu benachrichtigen) mit seine
von der höchsten geistigen und sittlichen Vo
menheit, welche, seiner Meinung nach, der
lichen Natur erreichbar ist, bald vermengt bald de
selt: öffnete sich seiner dichterischen Fantasie ein
sehbares Feld, wo sie sich nach Gefallen erlustigen
und Stoff genug fand, einen Kreis von gefälligen
rern eben so gut zehn Tage lang zu unterhalten als

h nicht warum wir ihm auch diese
stehen sollten. Jeder Schriftsteller
Recht, sich seinen Stoff nach Be-
, und ihn zu bearbeiten, wie es
und wenn er nur, wie Plato, dafür
, so bald wir zu gähnen anfangen,
rachte Reitzmittel wieder zur Aufmerk-
gen, so wär' es unbillig und undank-
r uns beklagen wollten, daß er uns
etzt als nöthig, oder selbst für eine
edigung unsres Bedürfnisses genug
Hätte Er sich auf das reichlich Genug-
ken wollen, so stand es nur bei ihm,
so wie er sie gestellt hatte, geradezu
nd da es ihm, kraft seiner filosofischen
, beliebt hatte, den gemeinen und zum
t Leben völlig zureichenden Begriff der
zu verlassen, und die Idee der höchsten
it und Vollkommenheit der menschlichen
eine Stelle zu setzen, so bedurfte es, mei-
ens, keiner so weitläuftigen und künstlichen
tung, um ausfindig zu machen, worin
kommenheit bestehe. Es gehörte wirklich
eigene Liebhaberei „Knoten in Binsen zu
azu, die Sache so außerordentlich schwer zu
nd selbst ohne alle Noth einen Knoten nach
ern in die Binsen zu knüpfen, bloß um das
jen zu haben, sie wieder aufzulösen. Ich zweifle

sehr, daß [illegible]
könne, er laſſe ſeinen [illegible]
als ob er ſelbſt noch nicht wiſſe, [illegible]
Aufgabe werde auflöſen können, — um [illegible]
der Leſer, als ob ſie hier den berüchtigten Stroh[illegible]
lich reden hörten, deſto vollkommner zu machen. Ma[illegible]
könnte dieß allenfalls für eine Rechtfertigung gelt[illegible]
laſſen, wenn die Rede, anſtatt von einem Gegenſtand[illegible]
womit ſich Sokrates ſo viele Jahre lang tagtäg[illegible]
beſchäftigte, von irgend einer räthſelhaften ſpitzfi[illegible]
gen Frage geweſen wäre; oder auch, wenn er
anſtatt mit ſo verſtändigen, gebildeten und lehrb
rigen jungen Männern, wie Glaukon und Adima
ſich gezeigt haben, mit unwiſſenden Knaben oder
weiſen Gecken zu thun gehabt hätte. Man
zwar einwenden, daß dieſe Gebrüder in dem
Theil unſers Dialogs faſt immer die Rolle u
der Schulknaben ſpielen, und daß Sokrate
Fragen an ſie thut, durch welche ein Knabe
Jahren ſich beleidigt finden könnte: aber w
dieß wirklich in der Abſicht that, die langw
wie Sokrates ihren Ideen zur Geburt hilf
fertigen, ſo hätte er nicht vergeſſen ſollen
kurz vorher wie verſtändige und ſcharfſinn
reden ließ. — Doch ſein Sokrates iſt n
ier Laune, ſeinen Spaß mit uns zu ha
müſſen uns ſchon gefallen laſſen, in ein
[illegible]linie endlich auf den nämli

ihm zu kommen, zu welchem er uns auf einer ziemlich geraden mit wenig Schritten hätte führen können.

Sehen wir alſo (wofern du nichts beſſers zu thun haſt) wie er es anfängt, ſeinen erwartungsvollen, mit geſpitzten Ohren und offnen Schnäbeln ſeine Worte aufhaſchenden Zuhörern zum ächten Begriff der Gerechtigkeit zu verhelfen. Da die Sache ſo große Schwierigkeiten hat, und wir uns nicht anders zu helfen wiſſen (ſagt er, die Rede an Adimanthen richtend) ſo wollen wir's machen, wie Leute von kurzem Geſicht, die eine ſehr klein geſchriebene Schrift von ferne leſen ſollten, es machen würden, wenn einer von ihnen ſich beſänne, daß eben dieſe Schrift irgendwo an einem erhabnern Orte in größern Buchſtaben zu leſen ſey. Dieſe Leute würden, denke ich, nicht ermangeln die letztere zuerſt zu leſen, um durch Vergleichung der größern Buchſtaben mit den kleinern zu ſehen, ob nicht etwa beide eben daſſelbe ſagten. Ohne Zweifel, verſetzt Adimanth; aber wie paßt dieß auf unſre vorhabende Unterſuchung? Das will ich dir ſagen, erwiedert Sokrates. Iſt die Gerechtigkeit bloß Sache eines einzigen Menſchen, oder nicht auch eines ganzen Staats? Adimanth hält das letztere für etwas ausgemachtes, wiewohl ich nicht ſehe warum, da das, was die Gerechtigkeit ſey, als etwas noch unbekanntes erſt geſucht werden ſoll. Aber, daß Glaukon und Adimanth zweifelhafte und ohne Beweis nicht zuzugebende, ja wohl gar ganz unverſtändliche Sätze, der Bequemlich-

räubt, und mit seinem Unvermögen, den von
aukon so scheinbar behaupteten Vorzug der Unge-
chtigkeit siegreich zu widerlegen, entschuldigt hat,
ird endlich, von den vereinigten Bitten aller An-
wesenden überwältigt, daß er wenigstens sein Mög-
lichstes zu thun verspricht, der guten Sache zu Hülfe
zu kommen und ihrem Verlangen Genüge zu leisten.

Daß Plato die Gelegenheit, die er selbst durch
die in den Mund seiner Brüder gelegten schönen
Reden herbeigeführt hatte, dazu benutzt, seiner Fami-
lie, und namentlich seinem Vater Ariston und sei-
nen ältern Brüdern Glaukon und Adimanthus aus
dem Munde eines Sokrates, zwar mit wenigen aber
desto gehaltreichern Worten, ein Denkmahl zu
errichten, welches wahrscheinlich, durch das Werk,
worin es wie eine glänzende Spitze hervorragt, von
ewiger Dauer seyn wird, wollen wir ihm auf kein
Weise verdenken. Wenn das, was ihn dazu bewo
eine Schwachheit ist, so ist es wenigstens eine se
menschliche, die ihm um so mehr zu gut zu hal
ist, da er (wie ich kaum zweifle) durch einen
schnitt in Xenofons Denkwürdigkeit
worin Glaukon eine sehr armselige Figur macht
wogen worden seyn mag, diesen seinen Brud
Nachwelt in einem vortheilhaftern Lichte zu
und den Verdacht eines einbildischen, leeren,
senden Windbeutels und Schwätzers durch d
selbst von ihm abzuwälzen.

ch weiter gehe, Eurybates, wirſt du mir
ben, dir, ſtatt eines kleinen Zwiſchenſpiels,
nen Gedanken über die Frage, zu deren
ung Platons Sokrates ſo weit ausholt, in
: Kürze vorzulegen.

on behauptete im Namen der Lobredner der
igkeit: unrecht thun ſey an ſich
Gutes, unrecht leiden hingegen an
Uebel. Ich habe ſchon bemerkt, daß ihm
elſinnige Wort adikein hier ſo viel als be-
en heißen muß. Die Rede iſt von Men-
und zwar nicht von dieſen oder jenen einzel-
ondern von der ganzen Gattung. Was ver-
r aber unter beleidigen? Ich weiß keine
, welche mir bequemer ſchiene, alle Beleidi-
, die der Stärkere dem Schwächern zufügen
zuſammen zu faſſen als dieſe: andere zu bloß
nden Werkzeugen unſrer Bedürfniſſe und
nachen, und zu Befriedigung unſrer Leiden-
. und Launen uns alles über ſie erlauben,
ins unſre Ueberlegenheit das Vermögen giebt.
dieß ſeiner Natur nach gut iſt, ſo muß
en Menſchen, überall und zu allen Zei-
it ſeyn. Einander gegenſeitig, eigenen Vor-
oder anderer Befriedigungen wegen, alle mög-
eleidigungen zuzufügen, gehört folglich weſent-
r Natur des Menſchen, oder mit andern Wor-
s iſt das, wodurch der Menſch den Forderun-

gen der Natur und dem Zweck ſeines Daſeyns Genüge thut. Sein natürlicher Zuſtand iſt, ein borner Feind aller andern Menſchen zu ſeyn, unaufhörlich an der Beſchädigung, Unterdrückung Zerſtörung ſeiner eigenen Gattung zu arbeiten. denn auch jeder Menſch von ſeiner Natur getri wird, allen andern zu ſchaden, beleidigt er zwar dadurch, aber er thut ihnen kein Unre im Gegentheil, da alles der Natur Gemäße u fern recht iſt, ſo iſt es recht und völlig in Ordnung, daß jeder allen andern ſo viel Nebels fuge als er kann, und dafür von allen andern viel leide, als er zu leiden fähig iſt. Wölfe, Tie Hyänen und Drachen wären alſo im Vergleich mit dem Menſchen ſehr holde und gutartige Th der letztere hingegen wäre das unnatürlichſte Ungeheuer, die der Tartarus ausgeſpien hätte. Welcher Unſinn! und doch iſt es nichts, als heraus kommt, wenn wir annehmen, unrecht oder beleidigen ſey an ſich, oder ſeiner Natur Etwas Gutes. Bedarf es einer andern Widerleg einer ſo wahnſinnigen Behauptung — als ſie au ſprechen!

Dem ungeachtet iſt und bleibt es Thatſa daß der rohe Stand der natürlichen Gleichheit die Menſchen, die ſich darin befinden, eine Art Kriegsſtand Aller gegen Alle iſt; nicht, als die Menſchen, ohne einen Grad von Ausartung,

ſie tief unter die wildeſten Thiere erniedrigen würde, jemals das Gefühl, daß es unnatürlich, folglich unrecht ſey, einander zu beleidigen, verlieren könnten; ſondern weil die ſinnlichen Triebe und Leidenſchaften, wodurch ſie zu Beleidigungen hingeriſſen werden, im Augenblick der aufbrauſenden Leidenſchaft oder eines unwiderſtehlich dringenden Bedürfniſſes ſtärker ſind als jenes Gefühl, welches im Grunde nichts als die Stimme der Vernunft ſelbſt zu ſeyn ſcheint. Aus dieſer Thatſache folget nun freilich, daß die Menſchen ſich durch eine gebieteriſche Nothwendigkeit gedrungen finden, in geſellſchaftliche Verbindungen zu treten, und ſich Geſetzen zu unterwerfen, die ihrer Aller Erhaltung und Sicherheit beabſichtigen, und in ſo fern ihrer Aller gemeinſamer Wille ſind; aber dieſe Verbindungen, dieſe Geſetze ſind nicht die Quellen, ſondern Reſultate des allen Menſchen natürlichen Gefühls von Recht und Unrecht, welches einem jeden ſagt, daß alles, was nur Einem und allenfalls ſeinen Mitgenoſſen und Spießgeſellen nützt und allen übrigen ſchadet, Unrecht ſey. Es iſt alſo Unſinn, zu ſagen: die Menſchen machten ſich durch den geſellſchaftlichen Verein nur in ſo fern zu Beobachtung der Geſetze anheiſchig, als ſie ſolche nicht ungeſtraft übertreten könnten; auch bedürfen wir keiner ſolchen, die allgemeine Vernunft in Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſetzenden Hypotheſe, um zu begreifen, wie es zugeht, daß in jedem Staat nicht

und in einem sehr verdorbenen die Meisten,
hat so handeln, als ob sie sich die Freiheit
gen, so bald sie keine Strafe befürchten, aus-
oder stillschweigend vorbehalten hätten.
n ich nicht sehr irre, so hätte sich also der
che Sokrates die Mühe, mehr als zwölf
lang in Einem Zug fort zu reden, ersparen
wenn er, anstatt die Auflösung der Frage
s Lande der Ideen herab zu holen, es
er seiner Würde gehalten hätte, sich an der-
genügen zu lassen, die vor seinen Füßen lag.
nsre fünf Sinne noch unser Verstand reichen
em, was an sich selbst ein Gut oder ein
: was mir und meiner Gattung zu-
ist, nenne ich gut; das Gegentheil böse.
ur selbst nöthigt mich, in jedem Menschen
n meiner Gattung zu erkennen. Wenn Un-
den, d. i. im freien Gebrauch meiner Kräfte
er Erhaltung und zu Beförderung meines
ides gewaltsam gehindert zu werden, für
n Uebel ist, so ist eben dasselbe auch ein
r jeden andern Menschen. Also Eines von
entweder der Mensch ist das einzige Unge-
der Welt, dessen natürliches Bestreben
rlich dahin geht, seine eigene Gattung
ren: oder jede Beleidigung eines Menschen
lebel für das ganze Menschengeschlecht, und
h Cungeachtet des augenblicklichen Vorthe

diger daraus ziehen mag) ein wahres
en selbst, indem er dadurch alle andere
ge und berechtigt, sich auch gegen ihn
nen, was er sich gegen einen von ihnen
gegen jeden andern, so bald er Gele-
Vermögen dazu hat, sich zu erlauben
Alle Menschen haben, als Menschen, gleiche
he an den Gebrauch ihrer Kräfte, und an
, welche die Natur, der Zufall und ihr
ustfleiß ihnen zu ihrer Erhaltung und zu
ung ihres Wohlbefindens darreichen. Wer
kennt, und diesem gemäß handelt, ist ge-
angerecht also, wer alles für sich allein haben
das Recht der übrigen nicht anerkennt, oder
verletzt. Mich dünkt, zwei Sätze folgen
ndig und unmittelbar aus dieser durch sich
laren Wahrheit: erstens, daß jeder Mensch,
nen andern vorsetzlich beleidigt, sich eben da-
für einen Feind aller übrigen erklärt; zwei-
, daß so bald mehrere Menschen neben einander
, zu eines Jeden Sicherheit entweder ein still-
rigend zugestandener oder ausdrücklich unter ihnen
lossener Vertrag vorwaltet. „Jedem auf das,
er sich ohne Beraubung eines andern erworben
, ein unverletzliches Eigenthumsrecht zuzugestehen.“
dieser Rücksicht kann also mit vollkommenem
unde gesagt werden: Jedem das Seinige — nicht
geben (denn er hat es schon) sondern zu las-

sen, und im Fall, daß es ihm mit Gewalt genommen worden, ihm entweder zur Wiedererlangung des Geraubten oder zu einer angemessenen Entschädigung zu verhelfen, wurde von allen Menschen auf dem ganzen Erdboden Gerechtigkeit genannt, oder, falls sie noch keine Benennung zu Bezeichnung allgemeiner Vernunftbegriffe hätten, als Gerechtigkeit gefühlt und anerkannt.

Mit dieser kurzen Beantwortung der von Sokrates aufgeworfenen Frage könnten wir, dünkt mich, allen Sofisten und Rechtsverdrehern in der Welt die Stirne bieten; auch würde Plato selbst Mühe gehabt haben, die Untersuchung und Festsetzung dessen, was Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit ist, über den gewöhnlichen Umfang seiner Dialogen auszudehnen, wenn er sich innerhalb der Grenzen des gemeinen, dem Sprachgebrauch gemäßen Sinnes der Worte hätte halten wollen. Da er aber diesem unvermerkt einen andern höhern und mehr umfassenden unterschob, mit dem er den gewöhnlichen Begriff der Gerechtigkeit (ohne uns jedoch davon zu benachrichtigen) mit seiner Idee von der höchsten geistigen und sittlichen Vollkommenheit, welche, seiner Meinung nach, der menschlichen Natur erreichbar ist, bald vermengt bald verwechselt: öffnete sich seiner dichterischen Fantasie ein unabsehbares Feld, wo sie sich nach Gefallen erlustigen konnte, und Stoff genug fand, einen Kreis von gefälligen Zuhörern eben so gut zehn Tage lang zu unterhalten als einen

en ſehe ich nicht warum wir ihm auch dieſe
nicht zugeſtehen ſollten. Jeder Schriftſteller
eitig das Recht, ſich ſeinen Stoff nach Be-
wählen, und ihn zu bearbeiten, wie es
dünkt; und wenn er nur, wie Plato, dafür
at, uns, ſo bald wir zu gähnen anfangen,
hlangebrachte Reitzmittel wieder zur Aufmerk-
nöthigen, ſo wär' es unbillig und undank-
m wir uns beklagen wollten, daß er uns
vorſetzt als nöthig, oder ſelbſt für eine
Befriedigung unſres Bedürfniſſes genug
wäre. Hätte Er ſich auf das reichlich Genug-
chränken wollen, ſo ſtand es nur bei ihm,
be, ſo wie er ſie geſtellt hatte, geradezu
; und da es ihm, kraft ſeiner ſiloſofiſchen
alt, beliebt hatte, den gemeinen und zum
im Leben völlig zureichenden Begriff der
keit zu verlaſſen, und die Idee der höchſten
keit und Vollkommenheit der menſchlichen
ſeine Stelle zu ſetzen, ſo bedurfte es, mei-
nkens, keiner ſo weitläufigen und künſtlichen
tung, um ausfindig zu machen, worin
lkommenheit beſtehe. Es gehörte wirklich
eigene Liebhaberei „Knoten in Binſen zu
azu, die Sache ſo außerordentlich ſchwer zu
nd ſelbſt ohne alle Noth einen Knoten nach
rn in die Binſen zu knüpfen, bloß um das
n zu haben, ſie wieder aufzulöſen. Ich zweifle

ſehr, daß ihm hier die Ausrede zu Statten komm
könne, er laſſe ſeinen Sokrates ſich nur darum ſo ſtell
als ob er ſelbſt noch nicht wiſſe, wie er die vorgele
Aufgabe werde auflöſen können, — um die Täuſchu
der Leſer, als ob ſie hier den berüchtigten Eiron wi
lich reden hörten, deſto vollkommner zu machen. M
könnte dieß allenfalls für eine Rechtfertigung gelt
laſſen, wenn die Rede, anſtatt von einem Gegenſtan
womit ſich Sokrates ſo viele Jahre lang tagtägl
beſchäftigte, von irgend einer räthſelhaften ſpitzfin
gen Frage geweſen wäre; oder auch, wenn er
anſtatt mit ſo verſtändigen, gebildeten und lehrbeg
rigen jungen Männern, wie Glaukon und Adimanth
ſich gezeigt haben, mit unwiſſenden Knaben oder na
weiſen Gecken zu thun gehabt hätte. Man kön
zwar einwenden, daß dieſe Gebrüder in dem größt
Theil unſers Dialogs faſt immer die Rolle unwiſſe
der Schulknaben ſpielen, und daß Sokrates häu
Fragen an ſie thut, durch welche ein Knabe von zw
Jahren ſich beleidigt finden könnte: aber wenn Pla
dieß wirklich in der Abſicht that, die langweilige A
wie Sokrates ihren Ideen zur Geburt hilft, zu red
fertigen, ſo hätte er nicht vergeſſen ſollen, daß er
kurz vorher wie verſtändige und ſcharfſinnige Männ
reden ließ. — Doch ſein Sokrates iſt nun einmal
ier Laune, ſeinen Spaß mit uns zu haben, und n
müſſen uns ſchon gefallen laſſen, in einer weitkreiſe
den Schneckenlinie endlich auf den nämlichen Punkt n

kommen, zu welchem er uns auf einer ziemlich
mit wenig Schritten hätte führen können.
hen wir also (wofern du nichts beſſers zu thun
wie er es anfängt, ſeinen erwartungsvollen,
ſpitzten Ohren und offnen Schnäbeln ſeine Worte
henden Zuhörern zum ächten Begriff der Gerech-
zu verhelfen. Da die Sache ſo große Schwie-
m hat, und wir uns nicht anders zu helfen
(ſagt er, die Rede an Adimanthen richtend)
len wir's machen, wie Leute von kurzem Ge-
die eine ſehr klein geſchriebene Schrift von ferne
ollten, es machen würden, wenn einer von ihnen
änne, daß eben dieſe Schrift irgendwo an einem
ern Orte in größern Buchſtaben zu leſen ſey.
Leute würden, denke ich, nicht ermangeln, die
zuerſt zu leſen, um durch Vergleichung der
n Buchſtaben mit den kleinern zu ſehen, ob nicht
eide eben daſſelbe ſagten. Ohne Zweifel, ver-
dimanth; aber wie paßt dieß auf unſre vorha-
Unterſuchung? Das will ich dir ſagen, erwie-
okrates. Iſt die Gerechtigkeit bloß Sache eines
n Menſchen, oder nicht auch eines ganzen Staats?
nth hält das letztere für etwas ausgemachtes,
hl ich nicht ſehe warum, da das, was die
tigkeit ſey, als etwas noch unbekanntes erſt ge-
verden ſoll. Aber, daß Glaukon und Adimanth
hafte und ohne Beweis nicht zuzugebende, ja
ar ganz unverſtändliche Sätze, der Bequemlich-

keit des Geſprächs wegen bejahen, oder wenigſtens gelten laſſen, begegnet im Verfolg der ganzen Unterhaltung noch ſo oft, daß wir uns bei dieſer Kleinigkeit nicht aufhalten wollen. — Aber iſt ein Staat nicht größer als ein einzelner Mann? fragt Sokrates. Größer, antwortet der Knabe, voller Freude vermuthlich, daß er hoffen kann, es getroffen zu haben. Wahrſcheinlich wird alſo (fährt der Schulmeiſter fort) auch die Gerechtigkeit im Größern beſſer in die Augen fallen und leichter zu erkennen ſeyn. Gefällt es euch, ſo forſchen wir alſo zuerſt, was ſie in ganzen Staaten iſt, und ſuchen dann, indem wir in der Idee des Kleinern die Aehnlichkeit mit dem Größern bemerken, herauszubringen, was ſie in dem einzelnen Menſchen iſt. — Wohlgeſprochen, ſollt' ich meinen, ſagt Adimanth. — „Nun däucht mich, wenn wir in Gedanken ein Gemeinweſen vor unſern Augen entſtehen ließen, würden wir auch ſehen, wie Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in ihm entſtehen.“ — Könnte wohl ſeyn, verſetzt Jener. „Und wenn's wäre, ſollte nicht Hoffnung ſeyn, deſto leichter finden was wir ſuchen?“ — Viel leichter. — „Mir däucht alſo wir thäten wohl, wenn wir ohne Zaudern Hand anlegten; denn es iſt, meines Erachtens, kein kleines Werk. Bedenkt euch alſo!“ — Ich habe nichts weiter zu bedenken, ſagt Adimanth, dem Zauderns, wie es ſcheint, überdrüſſig, iſt das Deinige dabei!

wir denn vor dem Thor dieser
uns Plato, ihr Stifter und Gesetz-
n Mund seines immerwährenden
ur das Ideal eines vollkommenen
an dessen Realisirung er selbst ver-
Erbauung und Einrichtung ihn in
heil dieses Werks ernstlich beschäf-
er gleichwohl weder um ihrer selbst
der Absicht daß sie irgend einem von
n errichteten Staate zum Muster die-
ndern (wie er sagt) bloß deßwegen
Mühe in einem großen Theile dieses
stellt hat, um seinen Zuhörern an ihr
wahren Begriff von dem, was Gerech-
menschlichen Seele ist, zu verhelfen.
wendung, die sich beim ersten Anblick
nd daher, in Cyrene wenigstens, am
gehört wird, ist: es sey unbegreiflich,
nicht gesehen habe, daß, wofern zuvor
gebracht wäre, was die Gerechtigkeit
einzelnen Menschen sey, die Frage, was
nem ganzen Staat sey? sich dann von
ntwortet hätte: da hingegen diese letzte
cht ausgemacht werden könne, ohne den
er Gerechtigkeit schon vorauszusetzen; denn
at bestehe aus einzelnen Menschen, und nur
rn als diese gerecht seyen, finde Gerechtigkeit
n Statt. — Es wäre in der That unbe-

greiflich, wenn ein so scharfsichtiger Mann wie Plato diesen Einwurf nicht voraus gesehen hätte. Er kann ihm aber nur von Solchen gemacht werden, die mit den Mysterien seiner Filosofie gänzlich unbekannt sind. Plato setzt bei allen seinen Erklärungen, wovon auch immer die Rede seyn mag, eine Art dunkler aber wahrer Vorstellungen voraus, abgebleichte, durch den Schmutz der Sinnlichkeit und den Rost der Gewohnheit, womit sie bedeckt sind, unkenntlich gewordene Schattenbilder der ewigen Ideen alles dessen was ist, dumpfe Erinnerungen, welche unsre Seele aus einem vorher gehenden Zustand in dieses Leben mitgebracht, die sich zu deutlichen Begriffen des Wahren eben so verhalten wie Ahnungen zu dem, was uns künftig als etwas Wirkliches erscheinen wird, und in deren Anfrischung und Reinigung aller Unterricht besteht, womit die Filosofie unsrer Unwissenheit und Afterwissenschaft zu Hülfe kommen kann. Dieses aus der Welt der Ideen mitgebrachte dunkle Bild der wesentlichen Gerechtigkeit in seinen Zuhörern aufzuklären, ist itzt das Geschäft des platonisirenden Sokrates. Sie besteht, nach ihm, in dem reinsten Zusammenklang aller Kräfte zur möglichsten Vollkommenheit des Ganzen unter der Oberherrschaft der Vernunft. Um dieß seinen Hörern anschaulich zu machen, war es allerdings der leichtere Weg, zuerst zu untersuchen wie ein vollkommen wohl geordneter Staat beschaffen seyn müsse; und

dann, durch die entdeckte Aehnlichkeit zwiſchen innern Oekonomie unſrer Seele mit der ſentlichen Verfaſſung und Verwaltung eines wohl- rdneten Gemeinweſens, die wahre Auflöſung des roblems, welche Glaukon und Adimanth im Namen oer übrigen Anweſenden von Sokrates erwarteten, ausfindig zu machen. Auf dieſe Weiſe wurden ſie in der That vom Bekanntern und gleichſam in größern Charakteren in die Augen Fallenden auf das Unbe- kanntere geführt; denn was der Menſch gewöhnlich am wenigſten kennt, iſt das Innere deſſen was er ſeine Seele nennt.

Nachdem wir dieſen Einwurf auf die Seite ge- bracht haben, laß uns ſehen, wie Plato mit Einrich- tung ſeiner Republik zu Werke geht. Es iſt wirklich eine Luſt zuzuſchauen, wie ſie aus dem geſellſchaft- lichen Verein von vier Handarbeitern, einem Feld- bauer, Zimmermann, Weber und Schuſter, gleich einer himmelan ſteigenden Ceder aus einem kleinen Sämenkorn, zu einer mächtigen, glücklichen und in ihrer Art einzigen Republik empor wächſt. Daß es ſehr ſchnell damit zugeht, iſt Natur der Sache; und mancher Leſer mag ſich wohl kaum enthalten können zu wünſchen, daß die Sokratiſche Manier einen noch ſchnellern Gang erlaubt hätte, und daß wir nicht alle Augenblicke durch die Frage: oder iſt's nicht ſo? aufgehalten würden, wobei die beiden Gebrüder mit ihrem ewigen: Ja wohl! eine ziemlich betrübte

Figur zu machen benöthigt ſind. Das einzige was wir dem wackren Glaukon zu danken haben, iſt, daß wir in der neuen Republik etwas beſſer gehalten und beköſtiget werden, als Sokrates es Anfangs geſonnen war. Denn, wie er ſelbſt ziemlich leicht bekleidet zu ſeyn und ſchlecht zu eſſen gewohnt war, ſo ſollten auch ſeine neuen Anſiedler im Sommer meiſtens nackt gehen, Kleider und Schuhe nur im Winter tragen, von Gerſtengraupen, Mehlbrei und Kuchen leben, und auf Binſenmatten, mit Windekraut und Myrtenzweigen beſtreut, in geſelliger Fröhlichkeit Mahlzeit halten. Aber auf Glaukons Vorſtellung, daß ſie doch auch einige Gemüſe und Zulagen zu dieſer gar zu magern Koſt haben ſollten, läßt er ſich gefallen, ihnen noch Salz, Oliven, Käſe, Zwiebeln und Gartenkräuter, auch ſtatt des Nachtiſches Feigen, Erbſen, Saubohnen, Myrtenbeeren und geröſtete Bucheckern zu bewilligen. Bei den Bucheckern ſcheint dem ehrlichen Glaukon die Geduld auszugehen; er wird für einen wohlerzogenen Atheniſchen Patrizier ein wenig grob, und fragt den Sokrates: wenn er eine Republik von Schweinen zu ſtiften hätte, womit er ſie anders füttern wollte? — Was wäre denn zu thun, Glaukon, erwiedert dieſer mit ſeiner gewohnten Kaltblütigkeit. — Ei was bei allen rechtlichen Leuten der Gebrauch iſt, antwortet jener: laß ſie, anſtatt ſo armſelig zu leben, fein ordentlich auf Polſtern um Tiſche herumliegen, und gieb ihnen

ſſen wie man heut zu Tage zu ſpeiſen pflegt.
nun verſteh ich dich, ſagte Sokrates; meine
t, worin alles nur für die wirklichen Bedürfniſſe
Bürger berechnet iſt, ſcheint dir zu dürftig;
illſt eine, wo es recht üppig zugeht. Sey es
n! Wiewohl jene die wahre und geſunde iſt,
ndert uns doch nichts, wenn ihr wollt, auch
kranke, von überflüſſigen und verdorbenen Säften
dunſene Stadt etwas näher zu beſehen. Er
ſich nun in eine umſtändliche Aufzählung aller
unnöthigen und bloß der Eitelkeit und Wolluſt
baren Perſonen und Sachen, Künſte und
karten ein, welche die Ueppigkeit, wofern ihr
Zugang in die neue Stadt einmal geöffnet wäre,
Einwohnern in kurzem unentbehrlich machen wür-
und wir andern Liebhaber der nachahmenden
bildenden Künſte können uns nicht enthalten,
wenig ſchel dazu zu ſehen, daß er bei dieſer
genheit auch von den Mahlern und Bild-
n, Tonkünſtlern und Dichtern, mit ihren
nern, den Rhapſoden, Schauſpielern
Tänzern, als von Leuten ſpricht, die in ſeiner
nden Stadt nichts zu ſchaffen hätten, und
ohne Bedenken mit den Putzmacherinnen, und
kräuslerinnen, Bartſcherern, Garköchen und —
einhirten in eben dieſelbe Linie ſtellt. Die
de Stadt, wovon Anfangs die Rede war, und
bedürfniß, wird alſo (fährt er fort) für alle dieſe

Menschen sowohl als für die große Menge von allen Arten Thieren, die der Ueppigkeit zur Nahrung dienen, viel zu klein seyn; wir werden sie sehr ansehnlich vergrößern und erweitern müssen, und da dieß nicht anders als auf Unkosten unsrer Nachbarn geschehen kann, welche dieß, wie natürlich, nicht leiden, und, wenn sie eben so habsüchtig und lüstern sind wie wir, sich das nämliche gegen uns herausnehmen werden, was wird die Folge seyn? Wir werden uns mit ihnen schlagen müssen, Glaukon? oder wie ist zu helfen? Wir schlagen uns, antwortete Glaukon, ohne sich zu besinnen. Wir werden also, fährt Sokrates fort, ohne jetzt aller andern Uebel, die den Krieg begleiten, zu gedenken, unsre Stadt abermals erweitern müssen, um für ein ansehnliches Kriegsheer Raum zu bekommen? — Glaukon hält dieß für unnöthig; die Bürger, meint er, womit die Stadt bereits so ansehnlich bevölkert sey, wären zu ihrer Vertheidigung hinreichend. Aber Sokrates beweist ihm mit der unbarmherzigsten Ausführlichkeit, daß ein eigener Stand, der nichts anders zu thun habe, als sich mit den Waffen zu beschäftigen, in einem wohlbestellten Staat ganz unentbehrlich sey. Er stützt sich hierbei auf einen Grundsatz, den er gleich Anfangs festgesetzt hatte, da von den verschiedenen Professionen die Rede war, deren wechselseitige Hülfleistung zu Befriedigung der gemeinschaftlichen Bedürfnisse die Veranlassung und den

[illegible]
[illegible] recht zu [illegible]
Kunst sey, welche viel Vorbereitung
und Kenntniß erfordere, so würde es
n, wenn man dem Schuster verböte,
oder Baumeister oder Ackermann zu
Kunst des Kriegsmanns hingegen für so
bedeutend hielte, daß jedermann sie zu-
seiner eigentlichen Profession als eine
treiben könne.

dem guten Glaukon, wofern er nur die
s vorhin so stark erprobten Witzes hätte
wollen, nicht schwer gefallen seyn, dieser
des Sokrates, und den Gründen womit
stützt, triftige Einwürfe entgegenzustellen:
hat noch so vielen und mannigfaltigen
sem Dialog zu verarbeiten, daß er sich
matische Gesetz, jeder Person ihr Recht
[illegible] binden kann; und da die
[illegible]liger Weise)

in seiner erotematischen Methode (wobei er u
mit den Antworten des Gefragten und dem unzähli
Mal wiederholten, tödtlich ermüdenden, sagte i
und sagte er, fast immer hätte verschonen könne
fort, sich über die Naturgaben und wesentlich
Eigenschaften, die einem guten Soldaten unentbe
lich sind, vernehmen zu lassen. Ich gestehe, daß
Einfall, sich hierzu der Vergleichung des Staats
schützers mit einem tüchtigen Hofhunde zu bed
nen, und zum Theil auch die Art wie er sich da
benimmt, so völlig im Charakter und in der Man
des wahren Sokrates ist, daß Plato ihn vielle
eher seinem Gedächtniß als seiner Nachahmungsku
zu danken haben könnte. Es kommen solcher Ste
hier und da in diesem Werke mehrere vor, die,
meinen Augen, gerade das gefälligste und an
hendste darin sind. Nur Schade daß Plato es a
hier nicht lassen kann, dem reinen Sokratischen G
etwas von seinem eignen Blei beizumischen. O
dünkt es dich nicht auch, Eurybates, daß der wiz
Einfall, dem Hunde (außer der Stärke, Beh
digkeit, Wachsamkeit, Zornmüthigkeit und der son
baren Eigenheit, die ihn von den eigentlich sogena
ten wilden Thieren unterscheidet, daß er sei
anschnaubenden beißigen Naturtrieb nur gegen Fre
und Unbekannte ausläßt, gegen Heimische, Ha
freunde und Bekannte hingegen sanft und freund
ist) — sogar noch ein filosofisches Natur

reiben, dünkt es dich nicht, daß dieſer Einfall dem Ariſtofaniſchen Sokrates, als dem, den gekannt haben, ähnlich ſieht, und bloß dazu da, um die Aehnlichkeit zwiſchen einem guten Hund und einem braven Kriegsmann, der, nach Platon, ſchlechterdings auch Filoſof ſeyn muß, vollſtändig zu machen? Wenigſtens iſt der doppelte Beweis, warum ſowohl der Soldat als der Hund Filoſof iſt, ſo ächt Platoniſch, daß ich mirs nicht verwehren kann, dir dieſe Stelle, zu Erſparung des Nachſchlagens, von Wort zu Wort vor Augen zu legen; wär' es auch nur, damit du mir nicht etwa einwendeſt, Sokrates habe dieſen Einfall nur ſcherzweiſe vorgebracht.

Sokrates. Dünkt es dich nicht, daß ein künftiger Wächter und Beſchirmer des Staats zu dem jähzornigen Weſen, das ihm nöthig iſt, auch noch von Natur Filoſof ſeyn müſſe? Glaukon. Wie ſo? ich verſtehe nicht, was du damit ſagen willſt. Sokr. Auch das kannſt du an den Hunden ausfindig machen; es iſt wirklich etwas bewunderswürdiges an dieſem Thiere. Glauk. Und was wäre das? Sokr. Sobald der Hund einen Unbekannten erblickt, fängt er an zu knurren und böſe zu werden, wiewohl ihm jener nichts zu Leide gethan hat; den Bekannten hingegen bewillkommt er, nach ſeiner Art, aufs freundlichſte, wenn er gleich nie etwas Gutes von ihm empfing. Iſt dir das noch

nie als etwas wunderswürdiges aufgefallen? Glauk. Ich habe bisher nie besonders darauf Acht gegeben; die Sache verhält sich indessen wie du sagst. Sokr. Gleichwohl scheint dieser Naturtrieb etwas sehr feines und ächt filosofisches an ihm zu seyn. Glauk. Warum das? Sokr. Weil er einen freundlichen und feindlichen Gegenstand durch nichts anders unterscheidet, als daß er jenen kennt, diesen nicht kennt. Wie sollte er nun nicht lernbegierig seyn, da er das Heimische von dem Fremden bloß durch Erkenntniß und Unwissenheit unterscheidet? Glauk. Es kann wohl nicht anders seyn. Sokr. Ist aber ein lernbegieriges und ein filosofisches Naturell nicht eben dasselbe? Glauk. Doch wohl! Sokr. Warum sollten wir also nicht kecklich auch in dem Menschen setzen, daß er, um gegen Hausgenossen und Bekannte sanft und gutartig zu werden, Filosof und lernbegierig seyn müsse? Glauk. So setzen wirs denn! — Und ich, meines Orts, setze, daß diese Manier zu filosofiren eine eben so unfilosofische als langweilige Manier sey, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß wir ihr wenigstens ein gutes Drittel dieses dickleibigen Dialogs zu danken haben.

Nachdem also Sokrates auf diese sinnreiche Weise herausgebracht und zum Ueberfluß nochmals wiederholt hat, „daß ein Beschützer seines idealischen Staats, um seiner Bestimmung aufs vollkommenste zu entsprechen, die verschiedenen Tugenden eines

Haushundes in ſich vereinigen, und auf alle ſo ſiloſofiſch und zornmüthig, behend und ſtark müſſe als der ſtattlichſte Moloſſer, — wirft die Frage auf: was man ihnen, um ſie zu mög-lichſt vollkommnen — Staatshunden zu bilden, für eine Erziehung geben müßte? Eine Unterſuchung, welche, wie er meint, nicht wenig zur Auflöſung des Problems, „wie Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in einem Staat entſtehe“ beitragen würde. Adimanth bekräftigt dieſes letztere ſogleich mit großem Nachdruck, ohne daß man ſieht warum; denn daß er, ſo gut wie der Verfaſſer des Dialogs ſelbſt, vorausgeſehen haben könnte, wie dieſer dem Diskurs forthelfen werde, um zu dem beſagten Reſultat zu gelangen, iſt nicht wohl zu vermuthen. Sokrates giebt zu verſtehen, dieſe Unterſuchung dürfte ſich ziemlich in die Länge ziehen, meint aber doch, daß dieß kein Grund ſey, die Sache aufzugeben, zumal da ſie gerade nichts beſſeres zu thun hätten. Adimanth iſt, wie ſichs verſteht, dazu willig und bereit. Wohlan denn! was für eine Erziehung wollen wir alſo unſern Staatsbeſchützern geben? Es dürfte ſchwer ſeyn eine andere zu finden, als die ſchon längſt erfundene, nämlich die Gymnaſtik für den Körper, die Muſik (in der weiteſten Bedeutung dieſes Wortes) für die Seele. — Auf Muſik und Gymnaſtik alſo ſchränkt ſich auch in der Platoniſchen Stadt, deren Einrichtung uns beſchäftigt, das ganze

Erziehungswesen ein; aber beide sind freilich in dieser ganz etwas anders als in unsern üppigen und von bösen Säften aufgeschwollnen ungesunden Republiken. Die Ausführung dieses Satzes nimmt den ganzen beträchtlichen Rest des zweiten Buchs und ein großes Stück des dritten ein; und wiewohl der heftige Ausfall gegen unsre epischen und dramatischen Dichter nur eine Episode ist, und nicht in gehörigem Ebenmaße mit dem Ganzen stehen möchte, so ist sie doch (außer ihrer Zweckmäßigkeit für die Absicht unsers Filosofen) als ein für sich selbst bestehendes Stück betrachtet, bis auf eine oder zwei die Musik im engern Verstande, und die nachahmenden Künste betreffende Stellen, so vortrefflich ausgearbeitet, und in jedem Betracht so unterhaltend, lehrreich und zum Denken reizend, daß ich versucht wäre, sie, mit der Rede Adimanths (wovon sie gewissermaßen die Fortsetzung und vollständigere Ausführung ist) für das beste des ganzen Werks zu halten, wenn ihr der Diskurs über die Gymnastik nicht den Vorzug streitig machte.

Wie ich höre, ist ihm die Strenge, womit er vornämlich den Homer und Hesiodus für wahre Verführer und Verderber der Jugend erklärt, und die tiefe Verachtung, womit er von der mimischen Kunst der dramatischen Dichter und Schauspieler spricht, zu Athen sehr übel genommen worden. Ich kann es euch nicht sehr verargen, daß

ch für eine euerer vorzüglichſten Lieblings-Er-
ngen und für dramatiſche Meiſterſtücke, auf die
ſtolz zu ſeyn alle Urſache habt, mit Fauſt und
rſen wehrt. Aber zwei Dinge, lieber Eurybates,
wirſt du doch bei ruhiger Ueberlegung nicht in Abrede
ſeyn können: erſtens, daß Plato in dem ziemlich
alten Gebrauch der meiſten griechiſchen Völkerſchaften,
ihre Kinder die Geſänge Homers und Heſiods als
heilige, von den Muſen eingegebene Bücher anſehen
zu lehren, und ihnen aus dieſen, mit rohen pöbel-
haften Begriffen und Geſinnungen, abgeſchmackten
Mährchen, und zum Theil ſehr unſittlichen Reden
und Thaten der Götter und Götterſöhne angefüllten
alten Volksgeſängen, in einem Alter wo das Gemüth
für ſolche Eindrücke weiches Wachs iſt, die erſte
Bildung zu geben, daß, ſage ich, Plato in dieſem
Gebrauch eine der allgemeinſten und wirkſamſten,
wiewohl bisher unbemerkt gebliebenen, Urſachen der
eben ſo ungeheuren als unheilbaren Sittenverderbniß
unſrer Republiken aufgedeckt hat; zweitens, daß es
dem ungeachtet, bei der Verbannung unſrer ſämmt-
lichen Muſenkünſtler aus ſeiner idealiſchen Re-
publik, ſeine Meinung nicht war noch ſeyn konnte,
daß die Athener und die übrigen Griechen eben daſſelbe
thun ſollten. Bei uns und an uns iſt nichts mehr
zu verderben; wir ſind wie Menſchen die in einer
ſchlechten Luft zu Leben gewohnt ſind; unſre Dichter,
Schauſpieler, Muſiker, Tänzer und Tänzerinnen,

Menschen sowohl als für die große Menge von allen Arten Thieren, die der Ueppigkeit zur Nahrung dienen, viel zu klein seyn; wir werden sie sehr ansehnlich vergrößern und erweitern müssen, und da dieß nicht anders als auf Unkosten unsrer Nachbarn geschehen kann, welche dieß, wie natürlich, nicht leiden, und, wenn sie eben so habsüchtig und lüstern sind wie wir, sich das nämliche gegen uns herausnehmen werden, was wird die Folge seyn? Wir werden uns mit ihnen schlagen müssen, Glaukon? oder wie ist zu helfen? Wir schlagen uns, antwortete Glaukon, ohne sich zu besinnen. Wir werden also, fährt Sokrates fort, ohne jetzt aller andern Uebel, die den Krieg begleiten, zu gedenken, unsre Stadt abermals erweitern müssen, um für ein ansehnliches Kriegsheer Raum zu bekommen? — Glaukon hält dieß für unnöthig; die Bürger, meint er, womit die Stadt bereits so ansehnlich bevölkert sey, wären zu ihrer Vertheidigung hinreichend. Aber Sokrates beweist ihm mit der unbarmherzigsten Ausführlichkeit, daß ein eigener Stand, der nichts anders zu thun habe, als sich mit den Waffen zu beschäftigen, in einem wohlbestellten Staat ganz unentbehrlich sey. Er stützt sich hierbei auf einen Grundsatz, den er gleich Anfangs festgesetzt hatte, da von den verschiedenen Professionen die Rede war, deren wechselseitige Hülfleistung zu Befriedigung der gemeinschaftlichen Bedürfnisse die Veranlassung und der

Zweck der ersten Stifter seiner Republik war; nämlich: daß jeder, um es in seinem Geschäfte desto gewisser zur gehörigen Vollkommenheit zu bringen, sich der Kunst oder Handthierung, wozu er am meisten Neigung und Geschick habe, mit Ausschluß aller andern widmen müsse. Da nun Krieg führen, und alle Arten von Waffen recht zu gebrauchen wissen, unstreitig eine Kunst sey, welche viel Vorbereitung, Geschicklichkeit und Kenntniß erfordere, so würde es ungereimt seyn, wenn man dem Schuster verböte, den Weber oder Baumeister oder Ackermann zu machen, die Kunst des Kriegsmanns hingegen für so leicht und unbedeutend hielte, daß jedermann sie zugleich mit seiner eigentlichen Profession als eine Nebensache treiben könne.

Es sollte dem guten Glaukon, wofern er nur die Hälfte seines vorhin so stark erprobten Witzes hätte anwenden wollen, nicht schwer gefallen seyn, dieser Behauptung des Sokrates, und den Gründen womit er sie unterstützt, triftige Einwürfe entgegenzustellen: aber Plato hat noch so vielen und mannigfaltigen Stoff in diesem Dialog zu verarbeiten, daß er sich an das dramatische Gesetz, jeder Person ihr Recht anzuthun, so genau nicht binden kann; und da die Rede nun einmal (wiewohl bloß zufälliger Weise) von den Beschützern des Staats ist, aus welchen sein Sokrates die zweite Klasse der Bürger seiner Republik bestellt: so fährt er sogleich

in seiner erotematischen Methode (wobei er uns mit den Antworten des Gefragten und dem unzählige Mal wiederholten, tödtlich ermüdenden, sagte ich, und sagte er, fast immer hätte verschonen können) fort, sich über die Naturgaben und wesentlichen Eigenschaften, die einem guten Soldaten unentbehrlich sind, vernehmen zu lassen. Ich gestehe, daß der Einfall, sich hierzu der Vergleichung des Staatsbeschützers mit einem tüchtigen Hofhunde zu bedienen, und zum Theil auch die Art wie er sich dabei benimmt, so völlig im Charakter und in der Manier des wahren Sokrates ist, daß Plato ihn vielleicht eher seinem Gedächtniß als seiner Nachahmungskunst zu danken haben könnte. Es kommen solcher Stellen hier und da in diesem Werke mehrere vor, die, in meinen Augen, gerade das gefälligste und anziehendste darin sind. Nur Schade daß Plato es auch hier nicht lassen kann, dem reinen Sokratischen Gold etwas von seinem eignen Blei beizumischen. Oder dünkt es dich nicht auch, Eurybates, daß der witzige Einfall, dem Hunde (außer der Stärke, Behendigkeit, Wachsamkeit, Zornmüthigkeit und der sonderbaren Eigenheit, die ihn von den eigentlich sogenannten wilden Thieren unterscheidet, daß er seinen anschnaubenden beißigen Naturtrieb nur gegen Fremde und Unbekannte ausläßt, gegen Heimische, Hausfreunde und Bekannte hingegen sanft und freundlich ist) — sogar noch ein filosofisches Naturell

zuzuſchreiben, dünkt es dich nicht, daß dieſer Einfall eher dem Ariſtofaniſchen Sokrates, als dem, den wir gekannt haben, ähnlich ſieht, und bloß dazu da iſt, um die Aehnlichkeit zwiſchen einem guten Hund und einem braven Kriegsmann, der, nach Platon, ſchlechterdings auch Filoſof ſeyn muß, vollſtändig zu machen? Wenigſtens iſt der doppelte Beweis, warum ſowohl der Soldat als der Hund Filoſof iſt, ſo ächt Platoniſch, daß ich mirs nicht verwehren kann, dir dieſe Stelle, zu Erſparung des Nachſchlagens, von Wort zu Wort vor Augen zu legen; wär' es auch nur, damit du mir nicht etwa einwendeſt, Sokrates habe dieſen Einfall nur ſcherzweiſe vorgebracht.

Sokrates. Dünkt es dich nicht, daß ein künftiger Wächter und Beſchirmer des Staats zu dem jähzornigen Weſen, das ihm nöthig iſt, auch noch von Natur Filoſof ſeyn müſſe? Glaukon. Wie ſo? ich verſtehe nicht, was du damit ſagen willſt. Sokr. Auch das kannſt du an den Hunden ausfindig machen; es iſt wirklich etwas bewunderswürdiges an dieſem Thiere. Glauk. Und was wäre das? Sokr. Sobald der Hund einen Unbekannten erblickt, fängt er an zu knurren und böſe zu werden, wiewohl ihm jener nichts zu Leide gethan hat; den Bekannten hingegen bewillkommt er, nach ſeiner Art, aufs freundlichſte, wenn er gleich nie etwas Gutes von ihm empfing. Iſt dir das noch

nie als etwas wundernswürdiges aufgefallen? Ich habe bisher nie besonders darauf Acht die Sache verhält sich indessen wie du sagst. Gleichwohl scheint dieser Naturtrieb etwas se und ächt filosofisches an ihm zu seyn. Warum das? Sokr. Weil er einen fre und feindlichen Gegenstand durch nichts ande scheidet, als daß er jenen kennt, diese kennt. Wie sollte er nun nicht lernb seyn, da er das Heimische von dem Frem durch Erkenntniß und Unwissenheit unter Glauk. Es kann wohl nicht anders seyn. Ist aber ein lernbegieriges und ein filosofi turell nicht eben dasselbe? Glauk. Do Sokr. Warum sollten wir also nicht kec in dem Menschen setzen, daß er, um geg genossen und Bekannte sanft und gutartig zu Filosof und lernbegierig seyn müsse? Gla setzen wirs denn! — Und ich, meines Or daß diese Manier zu filosofiren eine eben so fische als langweilige Manier sey, wiewohl läugnen ist, daß wir ihr wenigstens ein gute dieses dickleibigen Dialogs zu danken haben.

Nachdem also Sokrates auf diese sinnrei herausgebracht und zum Ueberfluß nochmal holt hat, „daß ein Beschützer seines i Staats, um seiner Bestimmung aufs vollk zu entsprechen, die verschiedenen Tugend

[redacted] zur [redacted]
[redacted]s, „wie Gerechtigkeit und Unger
[redacted] Staat entſtehe“ beitragen würde. [redacted]mantz
tigt dieſes letztere ſogleich mit großem Nach-
ohne daß man ſieht warum; denn daß er,
t wie der Verfaſſer des Dialogs ſelbſt, vor-
ſehen haben könnte, wie dieſer dem Diskurs
lſen werde, um zu dem beſagten Reſultat zu
ien, iſt nicht wohl zu vermuthen. Sokrates
zu verſtehen, dieſe Unterſuchung dürfte ſich
ch in die Länge ziehen, meint aber doch, daß
ein Grund ſey, die Sache aufzugeben, zumal
: gerade nichts beſſeres zu thun hätten. Adi-
iſt, wie ſichs verſteht, dazu willig und bereit.
m denn! was für eine Erziehung wollen wir
unſern Staatsbeſchützern geben? Es dürfte
ſeyn eine andere zu finden, als die ſchon
erfundene, nämlich die Gymnaſtik für den

Erziehungswesen ein; aber beide sind freilich in dieser ganz etwas anders als in unsern üppigen und von bösen Säften aufgeschwollnen ungesunden Republiken. Die Ausführung dieses Satzes nimmt den ganzen beträchtlichen Rest des zweiten Buchs und ein großes Stück des dritten ein; und wiewohl der heftige Ausfall gegen unsre epischen und dramatischen Dichter nur eine Episode ist, und nicht im gehörigem Ebenmaße mit dem Ganzen stehen möchte, so ist sie doch (außer ihrer Zweckmäßigkeit für die Absicht unsers Filosofen) als ein für sich selbst bestehendes Stück betrachtet, bis auf eine oder zwei die Musik im engern Verstande, und die nachahmenden Künste betreffende Stellen, so vortrefflich ausgearbeitet, und in jedem Betracht so unterhaltend, lehrreich und zum Denken reizend, daß ich versucht wäre, sie, mit der Rede Adimanths (wovon sie gewissermaßen die Fortsetzung und vollständigere Ausführung ist) für das beste des ganzen Werks zu halten, wenn ihr der Diskurs über die Gymnastik nicht den Vorzug streitig machte.

Wie ich höre, ist ihm die Strenge, womit er vornämlich den Homer und Hesiodus für wahre Verführer und Verderber der Jugend erklärt, und die tiefe Verachtung, womit er von der mimischen Kunst der dramatischen Dichter und Schauspieler spricht, zu Athen sehr übel genommen worden. Ich kann es euch nicht sehr verargen, daß

ihr euch für eine euerer vorzüglichsten Lieblings-Ergetzungen und für dramatische Meisterstücke, auf die ihr stolz zu seyn alle Ursache habt, mit Faust und Fersen wehrt. Aber zwei Dinge, lieber Eurybates, wirst du doch bei ruhiger Ueberlegung nicht in Abrede seyn können: erstens, daß Plato in dem ziemlich alten Gebrauch der meisten griechischen Völkerschaften, ihre Kinder die Gesänge Homers und Hesiods als heilige, von den Musen eingegebene Bücher ansehen zu lehren, und ihnen aus diesen, mit rohen pöbelhaften Begriffen und Gesinnungen, abgeschmackten Mährchen, und zum Theil sehr unsittlichen Reden und Thaten der Götter und Göttersöhne angefüllten alten Volksgesängen, in einem Alter wo das Gemüth für solche Eindrücke weiches Wachs ist, die erste Bildung zu geben, daß, sage ich, Plato in diesem Gebrauch eine der allgemeinsten und wirksamsten, wiewohl bisher unbemerkt gebliebenen, Ursachen der eben so ungeheuren als unheilbaren Sittenverderbniß unsrer Republiken aufgedeckt hat; zweitens, daß es dem ungeachtet, bei der Verbannung unsrer sämmtlichen Musenkünstler aus seiner idealischen Republik, seine Meinung nicht war noch seyn konnte, daß die Athener und die übrigen Griechen eben dasselbe thun sollten. Bei uns und an uns ist nichts mehr zu verderben; wir sind wie Menschen die in einer schlechten Luft zu Leben gewohnt sind; unsre Dichter, Schauspieler, Musiker, Tänzer und Tänzerinnen,

noch hören, nichts denken noch treiben, als was un
mittelbar dazu dient, ſie zu ihrer Beſtimmung vorzu
bereiten. Sie ſollen von Kindesbeinen an auf all
mögliche Weiſe zu jeder Tugend gewöhnt werden
und ungeziemende, ungerechte, ſchändliche Dinge nich
einmal dem Namen nach kennen. Sie ſollen von de
Gottheit das würdigſte und erhabenſte denken; ſolle
angehalten werden, immer die Wahrheit zu ſagen, un
Lügen als die häßlichſte Selbſtbeſchimpfung zu verab
ſcheuen; ſollen immer nüchtern, mäßig und enthaltſa
ſeyn, der Wolluſt und dem Schmerz keine Gewa
über ſich laſſen, ihren Mitbürgern hold und gewärti
und nur den Feinden des Staats fürchterlich, in G
fahren zugleich vorſichtig und muthvoll, kaltblüti
und entſchloſſen ſeyn, immer bereit, Leben und Alle
ihrer Pflicht aufzuopfern, ohne weder den Tod fü
ſich ſelbſt zu fürchten, noch ſich beim Ableben d
Ihrigen unmännlich zu betragen. Zu allem dieſe
wird man freilich (wie Plato ſeinen Sokrates ſeh
ausführlich mit Stellen aus der Ilias und Odyſſ
belegen läßt) durch das Leſen unſrer Dichter un
durch die Beiſpiele, Maximen und pathetiſche
Deklamazionen unſrer Tragödien nicht gebilde
wohl aber kann es nicht fehlen, daß ſie in junge
Gemüthern Eindrücke und Vorſtellungen hinte
laſſen, die das Gegentheil zu wirken geſchic
ſind. Nehmen wir alſo dem Schöpfer ein
Republik, die bloß dazu erſchaffen iſt uns zu

Urbild der Gerechtigkeit und sittlichen Vollkommenheit zu dienen, nicht übel, daß er unsre Dichter mit eben so weniger Schonung von ihren Grenzen abhält, als alle andere Künstler und Werkleute des Vergnügens und der Ueppigkeit; in einem Staat, der in Ansehung aller körperlichen Bedürfnisse und sinnlichen Genüsse auf das schlechterdings unentbehrliche eingeschränkt ist, findet sich kein Platz für sie.

Sokrates geht nun in der Erziehung seiner Staatsbeschützer von der Musik als der Bildung der Seele zur Gymnastik oder Ausbildung, Uebung und Angewöhnung des Körpers über. Alles was er über diesen Gegenstand sagt: die scharfe Censur, die er bei dieser Gelegenheit über die Lebensweise der Vornehmen und Reichen zu Syrakus, Korinth und Athen ergehen läßt, alles was er über die Diätetik überhaupt, über die Vorzüge der ächten Aeskulapischen Heilkunst von der heut zu Tag im Schwange gehenden, und über die Analogie der Profession des Richters (den er als eine Art von Seelenarzt betrachtet) mit der Kunst des eigentlich sogenannten Arztes, vorbringt, — mit Einem Wort die ganze reichhaltige und vielseitige Behandlung dieser Materie ist in jedem Betracht unübertrefflich schön und wahr. Alles darin ist neu, selbst gedacht, scharfsinnig, und doch zugleich so klar einfach und auf den ersten Blick einleuchtend, daß der Leser fast immer seinen eigenen Gedanken zu be-

in ſeiner erotematiſchen Methode (wobei er uns mit den Antworten des Gefragten und dem unzählige Mal wiederholten, tödtlich ermüdenden, ſagte ich, und ſagte er, faſt immer hätte verſchonen können) fort, ſich über die Naturgaben und weſentlichen Eigenſchaften, die einem guten Soldaten unentbehrlich ſind, vernehmen zu laſſen. Ich geſtehe, daß der Einfall, ſich hierzu der Vergleichung des Staatsbeſchützers mit einem tüchtigen Hofhunde zu bedienen, und zum Theil auch die Art wie er ſich dabei benimmt, ſo völlig im Charakter und in der Manier des wahren Sokrates iſt, daß Plato ihn vielleicht eher ſeinem Gedächtniß als ſeiner Nachahmungskunſt zu danken haben könnte. Es kommen ſolcher Stellen hier und da in dieſem Werke mehrere vor, die, in meinen Augen, gerade das gefälligſte und anziehendſte darin ſind. Nur Schade daß Plato es auch hier nicht laſſen kann, dem reinen Sokratiſchen Gold etwas von ſeinem eignen Blei beizumiſchen. Oder dünkt es dich nicht auch, Eurybates, daß der witzige Einfall, dem Hunde (außer der Stärke, Behendigkeit, Wachſamkeit, Zornmüthigkeit und der ſonderbaren Eigenheit, die ihn von den eigentlich ſogenannten wilden Thieren unterſcheidet, daß er ſeinen anſchnaubenden beißigen Naturtrieb nur gegen Fremde und Unbekannte ausläßt, gegen Heimiſche, Hausfreunde und Bekannte hingegen ſanft und freundlich iſt) — ſogar noch ein filoſofiſches Naturell

zuzuschreiben, dünkt es dich nicht, daß dieser Einfall eher dem Aristofanischen Sokrates, als dem, den wir gekannt haben, ähnlich sieht, und bloß dazu da ist, um die Aehnlichkeit zwischen einem guten Hund und einem braven Kriegsmann, der, nach Platon, schlechterdings auch Filosof seyn muß, vollständig zu machen? Wenigstens ist der doppelte Beweis, warum sowohl der Soldat als der Hund Filosof ist, so ächt Platonisch, daß ich mirs nicht verwehren kann, dir diese Stelle, zu Ersparung des Nachschlagens, von Wort zu Wort vor Augen zu legen; wär' es auch nur, damit du mir nicht etwa einwendest, Sokrates habe diesen Einfall nur scherzweise vorgebracht.

Sokrates. Dünkt es dich nicht, daß ein künftiger Wächter und Beschirmer des Staats zu dem jähzornigen Wesen, das ihm nöthig ist, auch noch von Natur Filosof seyn müsse? Glaukon. Wie so? ich verstehe nicht, was du damit sagen willst. Sokr. Auch das kannst du an den Hunden ausfindig machen; es ist wirklich etwas bewunderswürdiges an diesem Thiere. Glauk. Und was wäre das? Sokr. Sobald der Hund einen Unbekannten erblickt, fängt er an zu knurren und böse zu werden, wiewohl ihm jener nichts zu Leide gethan hat; den Bekannten hingegen bewillkommt er, nach seiner Art, aufs freundlichste, wenn er gleich nie etwas Gutes von ihm empfing. Ist dir das noch

nie als etwas wunderswürdiges aufgefallen? Glauk. Ich habe bisher nie beſonders darauf Acht gegeben; die Sache verhält ſich indeſſen wie du ſagſt. Sokr. Gleichwohl ſcheint dieſer Naturtrieb etwas ſehr feines und ächt filoſofiſches an ihm zu ſeyn. Glauk. Warum das? Sokr. Weil er einen freundlichen und feindlichen Gegenſtand durch nichts anders unterſcheidet, als daß er jenen kennt, dieſen nicht kennt. Wie ſollte er nun nicht lernbegierig ſeyn, da er das Heimiſche von dem Fremden bloß durch Erkenntniß und Unwiſſenheit unterſcheidet? Glauk. Es kann wohl nicht anders ſeyn. Sokr. Iſt aber ein lernbegieriges und ein filoſofiſches Naturell nicht eben daſſelbe? Glauk. Doch wohl! Sokr. Warum ſollten wir alſo nicht kecklich auch in dem Menſchen ſetzen, daß er, um gegen Hausgenoſſen und Bekannte ſanft und gutartig zu werden, Filoſof und lernbegierig ſeyn müſſe? Glauk. So ſetzen wirs denn! — Und ich, meines Orts, ſetze, daß dieſe Manier zu filoſofiren eine eben ſo unfiloſofiſche als langweilige Manier ſey, wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß wir ihr wenigſtens ein gutes Drittel dieſes dickleibigen Dialogs zu danken haben.

Nachdem alſo Sokrates auf dieſe ſinnreiche Weiſe herausgebracht und zum Ueberfluß nochmals wiederholt hat, „daß ein Beſchützer ſeines idealiſchen Staats, um ſeiner Beſtimmung aufs vollkommenſte zu entſprechen, die verſchiedenen Tugenden eines

[redacted] meint, nicht wenig zur Auflösung
[redacted], „wie Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit
Staat entſtehe“ beitragen würde. Adimanth
igt dieſes letztere ſogleich mit großem Nach-
ohne daß man ſieht warum; denn daß er,
wie der Verfaſſer des Dialogs ſelbſt, vor-
ehen haben könnte, wie dieſer dem Diskurs
fen werde, um zu dem beſagten Reſultat zu
en, iſt nicht wohl zu vermuthen. Sokrates
zu verſtehen, dieſe Unterſuchung dürfte ſich
h in die Länge ziehen, meint aber doch, daß
ein Grund ſey, die Sache aufzugeben, zumal
gerade nichts beſſeres zu thun hätten. Adi-
iſt, wie ſichs verſteht, dazu willig und bereit.
n denn! was für eine Erziehung wollen wir
unſern Staatsbeſchützern geben? Es dürfte
ſeyn eine andere zu finden, als die ſchon
erfundene, nämlich die Gymnaſtik für den

Erziehungswesen ein; aber beide sind freilich in dieser ganz etwas anders als in unsern üppigen und von bösen Säften aufgeschwollnen ungesunden Republiken. Die Ausführung dieses Satzes nimmt den ganzen beträchtlichen Rest des zweiten Buchs und ein großes Stück des dritten ein; und wiewohl der heftige Ausfall gegen unsre epischen und dramatischen Dichter nur eine Episode ist, und nicht in gehörigem Ebenmaße mit dem Ganzen stehen möchte, so ist sie doch (außer ihrer Zweckmäßigkeit für die Absicht unsers Filosofen) als ein für sich selbst bestehendes Stück betrachtet, bis auf eine oder zwei die Musik im engern Verstande, und die nachahmenden Künste betreffende Stellen, so vortrefflich ausgearbeitet, und in jedem Betracht so unterhaltend, lehrreich und zum Denken reizend, daß ich versucht wäre, sie, mit der Rede Adimanths (wovon sie gewisser Maßen die Fortsetzung und vollständigere Ausführung ist) für das beste des ganzen Werks zu halten, wenn ihr der Diskurs über die Gymnastik nicht den Vorzug streitig machte.

Wie ich höre, ist ihm die Strenge, womit er vornämlich den Homer und Hesiodus für wahre Verführer und Verderber der Jugend erklärt, und die tiefe Verachtung, womit er von der mimischen Kunst der dramatischen Dichter und Schauspieler spricht, zu Athen sehr übel genommen worden. Ich kann es euch nicht sehr verargen, d[illegible]

ir euch für eine euerer vorzüglichſten Lieblings-Er-
ötzungen und für dramatiſche Meiſterſtücke, auf die
ir ſtolz zu ſeyn alle Urſache habt, mit Fauſt und
erſen wehrt. Aber zwei Dinge, lieber Eurybates,
irſt du doch bei ruhiger Ueberlegung nicht in Abrede
yn können: erſtens, daß Plato in dem ziemlich
lten Gebrauch der meiſten griechiſchen Völkerſchaften,
re Kinder die Geſänge Homers und Heſiods als
eilige, von den Muſen eingegebene Bücher anſehen
. lehren, und ihnen aus dieſen, mit rohen pöbel-
aften Begriffen und Geſinnungen, abgeſchmackten
Rährchen, und zum Theil ſehr unſittlichen Reden
nd Thaten der Götter und Götterſöhne angefüllten
lten Volksgeſängen, in einem Alter wo das Gemüth
ür ſolche Eindrücke weiches Wachs iſt, die erſte
Bildung zu geben, daß, ſage ich, Plato in dieſem
Gebrauch eine der allgemeinſten und wirkſamſten,
obwohl bisher unbemerkt gebliebenen, Urſachen der
hen ſo ungeheuren als unheilbaren Sittenverderbniß
unſrer Republiken aufgedeckt hat; zweitens, daß es
ıem ungeachtet, bei der Verbannung unſrer ſämmt-
ichen Muſenkünſtler aus ſeiner idealiſchen Re-
ublik, ſeine Meinung nicht war noch ſeyn konnte,
aß die Athener und die übrigen Griechen eben daſſelbe
hun ſollten. Bei uns und an uns iſt nichts mehr
u verderben; wir ſind wie Menſchen die in einer
ſchlechten Luft zu Leben gewohnt ſind; unſre Dichter,
Schauſpieler, Muſiker, Tänzer und Tänzerinnen,

Maler und Bildner mögen es treiben wie sie wollen, in Republiken wie Athen, Korinth, Milet, Sparta und so viele andere, (meine ziemlich üppige Cyrene nicht ausgenommen) können sie nichts Böses thun, wenn nicht auf diese oder jene Weise das Gift entweder benommen oder durch einwickelnde und mildernde Arzneimittel Einhalt gethan würde. In Athen aber Milet ist wenig daran gelegen, ob die Leier drei oder vier Saiten mehr oder weniger hat. Aber in einem Staat, dessen Verfassung und Gesetzgebung auf reine sittliche Grundsätze gebaut wäre, und wo alle die ganze Lebensweise der Bürger, alle ihre Beschäftigungen und Vergnügungen, ihre Gebräuche, Feste und gemeinschaftliche Ergötzlichkeiten vor allem aber die Erziehung ihrer Jugend mit je Grundsätzen in der richtigsten Harmonie stehen w ten: da würde allerdings die kleinste Abweichung Gesetz und vom guten alten Brauch, auch in Sp Modulazion, Rhythmus, Gesangweisen, Tonf Zahl der Saiten an der Leier und Cither, un gleichen, wo nicht ganz so viel als Plato meint sehr viel zu bedeuten haben; und wenn die tauer, die vor dreißig Jahren ein so strenges gegen die eilfsaitige Lyra des berühmten Timotheus ergehen ließen, dem Geiste de gebung ihres Lykurgs in allen andern getreu geblieben wären, so würden sie

Athenern dadurch lächerlich zu machen, den Beifall
l. Verständigen davon getragen haben.

Daß Plato durch seine auf die strengste Moral
mte Theorie der Musischen und Mimischen
ste, wenn man — anstatt ihre unmittelbare Be-
ung auf seinen idealischen Staat zum Geschich-
kt zu nehmen — sie als einen allgemeinen Kanon
Dichter, Maler, Musiker u. s. f. betrachtet wollte,
Grund alle Poesie und die sämmtlichen mit ihr
andten Künste rein aufhebt; daß seine Einwen-
gen gegen die künstliche Nachahmung aller Arten
Charaktern, Gemüthsbewegungen, Leidenschaften
Handlungen (sie mögen nun löblich oder tadel-
; der Nachfolge oder des Abscheues würdig seyn)
e scharfe Untersuchung aushalten; und daß eine
s von lauter vollkommen weisen und idealisch
ndhaften Menschen, wie er sie haben will, ein
es, langweiliges und wenigstens durch seine Ein-
igkeit unausstehliches Werk seyn würde, wer sieht
nicht? Und wie könnt' es anders seyn, da er
Künsten einen falschen Grundsatz unterschiebt
das Sittlichschöne zu ihrem einzigen Gesetz,
eck und Gegenstand macht? Aber alles, was er
uptet, steht an seinem Platz, so bald wir es in
e Republik versetzen. Seine Jünglinge sollen an
l und Leib ungeschwächte, unverdorbene Menschen
ben; sie sollen „nichts lernen was sie künftig
der vergessen müssen;" sie sollen nichts sehen

noch hören, nichts denken noch treiben, als was unmittelbar dazu dient, sie zu ihrer Bestimmung vorzubereiten. Sie sollen von Kindesbeinen an auf alle mögliche Weise zu jeder Tugend gewöhnt werden, und ungeziemende, ungerechte, schändliche Dinge nicht einmal dem Namen nach kennen. Sie sollen von der Gottheit das würdigste und erhabenste denken; sollen angehalten werden, immer die Wahrheit zu sagen, und Lügen als die häßlichste Selbstbeschimpfung zu verabscheuen; sollen immer nüchtern, mäßig und enthaltsam seyn, der Wollust und dem Schmerz keine Gewalt über sich lassen, ihren Mitbürgern hold und gewärtig und nur den Feinden des Staats fürchterlich, in Gefahren zugleich vorsichtig und muthvoll, kaltblütig und entschlossen seyn, immer bereit, Leben und Alles ihrer Pflicht aufzuopfern, ohne weder den Tod für sich selbst zu fürchten, noch sich beim Ableben der Ihrigen unmännlich zu betragen. Zu allem diesem wird man freilich Lyle Plato seinen Sokrates sehr ausführlich mit Stellen aus der Ilias und Odyssee belegen lassen, durch das Lesen unsrer Dichter und durch die Beispiele, Maximen und pathetischen Deklamazionen unsrer Tragödien nicht gebildet; wohl aber kann es nicht fehlen, daß sie in jungen Gemüthern Eindrücke und Vorstellungen hinterlassen, die das Gegentheil zu wirken geschickt sind. Nehmen wir also dem Schöpfer einer Republik, die bloß dazu erschaffen ist, uns zum

Urbild der Gerechtigkeit und ſittlichen Vollkommenheit zu dienen, nicht übel, daß er unſre Dichter mit eben ſo weniger Schonung von ihren Grenzen abhält, als alle andere Künſtler und Werkleute des Vergnügens und der Ueppigkeit; in einem Staat, der in Anſehung aller körperlichen Bedürfniſſe und ſinnlichen Genüſſe auf das ſchlechterdings unentbehrliche eingeſchränkt iſt, findet ſich kein Platz für ſie.

Sokrates geht nun in der Erziehung ſeiner Staatsbeſchützer von der Muſik als der Bildung der Seele zur Gymnaſtik oder Ausbildung, Uebung und Angewöhnung des Körpers über. Alles was er über dieſen Gegenſtand ſagt: die ſcharfe Cenſur, die er bei dieſer Gelegenheit über die Lebensweiſe der Vornehmen und Reichen zu Syrakus, Korinth und Athen ergehen läßt, alles was er über die Diätetik überhaupt, über die Vorzüge der ächten Aeskulapiſchen Heilkunſt von der heut zu Tag im Schwange gehenden, und über die Analogie der Profeſſion des Richters (den er als eine Art von Seelenarzt betrachtet) mit der Kunſt des eigentlich ſogenannten Arztes, vorbringt, — mit Einem Wort die ganze reichhaltige und vielſeitige Behandlung dieſer Materie iſt in jedem Betracht unübertrefflich ſchön und wahr. Alles darin iſt neu, ſelbſt gedacht, ſcharfſinnig, und doch zugleich ſo klar einfach und auf den erſten Blick einleuchtend, daß der Leſer faſt immer ſeinen eigenen Gedanken zu be-

nen glaubt. Ich habe nichts darüber hinzuzusetzen,
daß der göttliche Plato, wenn er immer auf diese
rt filosofirte, in der That ein Gott in meinen
lugen wäre; und daß, wofern die Athener und wir
andern Alle durch Lesung und Meditirung dieses
Diskurses nicht weiser und besser werden, die Schuld
bloß an uns liegen wird.

Ich zweifle nicht, daß Plato durch den Ausfall
über die dermalige Heilkunst in ein gewaltiges
Wespennest gestochen hat. Eure Hippokratischen
Aerzte, welche sich den Reichen so unentbehrlich zu
machen und von ihrer Ueppigkeit und Schwelgerei
so viele Vortheile zu ziehen wissen, werden ihm nicht
vergeben, daß er ihnen die Geschicklichkeit, einen
baufälligen Körper recht lange hinzuhalten und ihre
Kranken des langsamsten Todes, der ihrer Kunst
möglich ist, sterben zu lassen, d. i. gerade das
worauf sie sich am meisten einbilden, zum Vorwur
und beinahe zum Verbrechen macht. Natürlich
Weise ist ihre Parthei, da alle Schwächlinge, Gi
brüchige, Engbrüstige, Wassersüchtige und Po
griffen von Athen auf ihrer Seite sind, wo
die stärkste, doch die zahlreichste: und wie sollte
ihm je verzeihen können, daß er unmenschlich
ist, zu behaupten: sie und alle ihres gleichen
ten für die allgemeine Wohlfahrt nichts besser
als sich je bälder je lieber aus der Welt zu
und die Heilkunst mache sich einer schwere

[illegible] hat schuldig, wenn sie sich so viele [illegible]he gebe, ungesunden Menschen ein sieches, ihnen [illegible]bst und andern unnützes Leben auch dann zu verlängern, wenn keine völlige Genesung zu hoffen ist. In der That hat diese Behauptung etwas empörendes; und es mag wohl seyn, daß nur ein sehr gesunder, der Güte seines Temperaments und seiner strengen Lebensordnung vertrauender, auch überdieß außer allen zärtlichern Familienverhältnissen isolirt lebender Filosof, so vielen armen Sterblichen, die mit allen ihren Uebeln, doch das erfreuliche Licht der Sonne gern so lang als möglich athmen möchten, ein so unbarmherziges Todesurtheil zu sprechen fähig ist. Ich hoffe, Plato selbst werde sich erbitten lassen, einige Ausnahmen zu machen; indessen müssen wir auch nicht vergessen, daß alles, was er seinen kerngesunden alten Sokrates über diesen Punkt sagen läßt, mit unverwandter Rücksicht auf seine Republik gesagt wird, wo sich freilich alles anders verhält als in den unsrigen. In den letztern lebt jeder Mensch sich selbst und seiner Familie, dann erst dem Staat; in der *seinigen* lebt er bloß dem Staat, und sobald er diesem nichts mehr nütze ist, rechnet er sich nicht mehr unter die Lebendigen. Er verhält sich also zum Staat, wie der Leib zur Seele. Die Seele ist der eigentliche Mensch; der Leib hat nur dadurch einigen Werth, und darf nur in so fern in Betrachtung kommen, als er der Seele zum Sklaven

und Werkzeug gegeben ist. Es ist daher (wie Sokrates etwas, so er vorhin selbst gesagt hatte, berichtiget) nicht recht gesprochen, wenn man die Musik allein auf die Seele, die Gymnastik allein auf den Leib bezieht. Beide dienen bloß der Seele, und die Gymnastik findet in seiner Republik nur in so fern Platz, als sie den Körper zu einem rein gestimmten, diese Stimmung festhaltenden, und mit einer von den Musen gebildeten Seele immer rein zusammen klingenden Instrument derselben macht. Eben darum wäre sehr übel gethan, die Gymnastik von der Musik oder diese von jener trennen zu wollen; die Musik allein würde nur weibische Schwächlinge, die Gymnastik allein sogar aus Knaben von der edelsten Art nur rohe gewaltthätige Halbmenschen ziehen; aber so, wie Plato es vorschreibt, verbunden und eine durch die andere getempert, bilden sie „den ächten Musiker und Harmonisten, der beide Benennungen in einem unendlich höhern Grad verdient als der größte Saitenspieler."

Was meinst du nun, Glaukon (fährt Sokrates fort) sollten wir, wenn uns die Erhaltung unsrer Republik am Herzen liegt, nicht immer gerade einen solchen Mann zum Vorsteher derselben nöthig haben? — Mit dieser leichten Wendung führt er uns zu der dritten Klasse seiner Staatsbürger, nämlich zu den Archonten oder obrigkeitlichen Personen, deren die beiden ersten benöthigt sind, wenn diese

unwandelbare Ordnung, Harmonie und Einheit in der Republik erhalten werden soll, in welcher ihr Wesen besteht, und wodurch sie sich von allen unsern ungesunden, baufälligen und ihrer Zerstörung, langsamer oder schneller, entgegen eilenden Republiken unterscheidet. Was er hier von dieser obern Klasse seiner Staatsbürger überhaupt, und von dem Obervorsteher oder Epistaten des ganzen Staats sagt, ist zwar nur ein bloßer, mit wenigen Pinselstrichen entworfener Umriß, wovon er sich die Ausführung stillschweigend vorbehält; aber auch in diesem entwickelt sich alles so leicht und schön, ist alles so richtig gedacht, in so zierliche Formen eingekleidet, und erhält durch überraschende Wendungen einen so eigenen Zauber von Genialität und Neuheit, daß man ihm Tage lang zuhören möchte, wenn er sich in dieser Sokratischen Manier zu filosofiren, so lange erhalten könnte.

Um so auffallender ist es, wenn wir seinen Sokrates, den wir eine geraume Zeitlang so verständig, wie ein Mann mit Männern reden soll, reden gehört haben, sich plötzlich wieder in den Platonischen verwandeln, und in eine andere Tonart fallen hören, welche wir (mit aller ihm schuldigen Ehrerbietung gesagt) uns nicht erwehren können, unzeitig, seltsam, und, mit dem rechten Wort gerade heraus zu platzen, ein wenig läppisch zu finden. „Wie wollen wir es nun anstellen (fragt er den Glaukon) um

vornämlich die Archonten unsrer Republik, oder doch wenigstens die übrigen Bürger, eine von den gutartigen Lügen glauben zu machen, von denen wir oben (als die Rede von den Fabeln und Lügen der Dichter war) ausgemacht haben, daß sie zuweilen zulässig und schicklich seyen?“ — Glaukon, den diese unerwartete Frage vermuthlich eben so stark vor die Stirne stieß, als uns, kann sich nicht vorstellen, was für eine Lüge Sokrates im Sinne habe. — „Sie ist nichts Neues, versetzt Sokrates; denn sie stammt schon von den Föniziern her, und hat sich, wie die Poeten mit großer Zuversichtlichkeit versichern, in alten Zeiten an vielen Orten zugetragen. In unsern Tagen ereignet sich freilich so etwas nicht mehr, und ich weiß nicht, ob es sich künftig jemals wieder zutragen dürfte.“ — Es muß etwas seltsames seyn, daß du so hinterm Berge damit hältst, sagt Glaukon. — „Wenn du es gehört haben wirst, antwortet Sokrates, wirst du finden, daß ich Ursache hatte, nicht gern damit heraus zu rücken.“ — Sag es immerhin und befürchte nichts. — „Nun so will ich denn sagen, wiewohl ich selbst nicht weiß, wo ich die Kühnheit und die Worte dazu hernehme.“

Nachdem er durch diesen dramatischen Kunstgriff die Erwartung seiner Zuhörer aufs höchste gespannt hatte, mußte ihnen doch wohl zu Muthe seyn als ob sie aus den Wolken fielen, da er fortfuhr: „Vor allem also will ich mich bemühen, die Archonten

einer Stadt und die Krieger, und dann auch die übrigen Bürger dahin zu bringen, daß sie sich einbilden, alles was bisher mit ihnen vorgegangen und die ganze Erziehung, die wir ihnen gegeben haben, sey ein bloßer Traum gewesen. Dagegen sollen sie glauben, sie selbst sammt ihren Waffen und allem ihrem übrigen Geräthe seyen wirklich und wahrhaftig im Schooß der Erde gebildet, genährt und ausgearbeitet worden; und erst, nachdem sie in allen Stücken fertig und vollendet da gestanden, habe die Erde, ihre Mutter, sie zu Tage gefördert. Demnach sey es ihre erste Pflicht, das Stück Erde, welches sie bewohnen, als ihre Mutter und Erzieherin zu betrachten, jeden feindlichen Anfall von ihr abzuhalten, und alle ihre Mitbürger, ebenfalls Kinder derselben Erde, als ihre Brüder anzusehen." — Nun begreif' ich freilich, sagt Glaukon, warum du mit einer so platten Lüge so verschämt zurück hieltest. — „Da hast du wohl recht, versetzt Sokrates; aber höre nun auch den Rest des Mährchens. Ihr alle, (werden wir nun, die Fabel fortsetzend, zu ihnen sagen) so viele euer in dieser Stadt leben, seyd Brüder; aber der Gott, der euch bildete, vermischte den Thon, den er dazu nahm, mit ungleichartigem Metall. Bei denjenigen von euch, die zum Regieren tauglich sind, mischte er Gold unter den Thon, daher sind sie die geehrtesten von allen; zu denen, die er für den Soldatenstand bestimmte, Silber;

Maler und Bildner mögen es treiben wie ſie wollen, in Republiken wie Athen, Korinth, Milet, Syrakus und ſo viele andere, (meine ziemlich üppige Cyrene nicht ausgenommen) können ſie nichts Böſes thun, dem nicht auf dieſe oder jene Weiſe das Gift entweder benommen oder durch einwickelnde und mildernde Arzneimittel Einhalt gethan würde. In Athen oder Milet iſt wenig daran gelegen, ob die Leier drei oder vier Saiten mehr oder weniger hat. Aber in einem Staat, deſſen Verfaſſung und Geſetzgebung auf rein ſittliche Grundſätze gebaut wäre, und wo alſo die ganze Lebensweiſe der Bürger, alle ihre Beſchäftigungen und Vergnügungen, ihre gottesdienſtlichen Gebräuche, Feſte und gemeinſchaftliche Ergötzlichkeiten, vor allem aber die Erziehung ihrer Jugend mit jenen Grundſätzen in der richtigſten Harmonie ſtehen müßten: da würde allerdings die kleinſte Abweichung vom Geſetz und vom guten alten Brauch, auch in Sprache, Deklamazion, Rhythmus, Geſangweiſen, Tonfällen, Zahl der Saiten auf der Leier und Cither, und dergleichen, wo nicht ganz ſo viel als Plato meint, doch ſehr viel zu bedeuten haben; und wenn die Spartaner, die vor dreißig Jahren ein ſo ſtrenges Dekret gegen die eilfſaitige Lyra des berühmten Sängers Timotheus ergehen ließen, dem Geiſt der Geſetzgebung ihres Lykurgs in allen andern Stücken ſo getreu geblieben wären, ſo würden ſie, anſtatt ſich

ern dadurch lächerlich zu machen, den Beifall
ständigen davon getragen haben.
Plato durch seine auf die strengste Moral
Theorie der Musischen und Mimischen
wenn man — anstatt ihre unmittelbare Be-
auf seinen idealischen Staat zum Gesichts-
u nehmen — sie als einen allgemeinen Kanon
chter, Maler, Musiker u. s. f. betrachten wollte,
und alle Poesie und die sämmtlichen mit ihr
ndten Künste rein aufhebt; daß seine Einwen-
n gegen die künstliche Nachahmung aller Arten
Charaktern, Gemüthsbewegungen, Leidenschaften
Handlungen (sie mögen nun löblich oder tadel-
der Nachfolge oder des Abscheues würdig seyn)
e scharfe Untersuchung aushalten; und daß eine
s von lauter vollkommen weisen und idealisch
endhaften Menschen, wie er sie haben will, ein
ktes, langweiliges und wenigstens durch seine Ein-
nigkeit unausstehliches Werk seyn würde, wer sieht
s nicht? Und wie könnte es anders seyn, da er
en Künsten einen falschen Grundsatz unterschiebt
und das Sittlichschöne zu ihrem einzigen Gesetz,
Zweck und Gegenstand macht? Aber alles, was er
behauptet, steht an seinem Platz, so bald wir es in
seine Republik versetzen. Seine Jünglinge sollen an
Seel und Leib ungeschwächte, unverdorbene Menschen
bleiben; sie sollen „nichts lernen was sie künftig
wieder vergessen müssen;“ sie sollen nichts sehe

noch hören, nichts denken noch treiben, als was unmittelbar dazu dient, sie zu ihrer Bestimmung vorzubereiten. Sie sollen von Kindesbeinen an auf alle mögliche Weise zu jeder Tugend gewöhnt werden, und ungeziemende, ungerechte, schändliche Dinge nicht einmal dem Namen nach kennen. Sie sollen von der Gottheit das würdigste und erhabenste denken; sollen angehalten werden, immer die Wahrheit zu sagen, und Lügen als die häßlichste Selbstbeschimpfung zu meiden scheuen; sollen immer nüchtern, mäßig und enthaltsam seyn, der Wollust und dem Schmerz keine Gewalt über sich lassen, ihren Mitbürgern hold und gewogen und nur den Feinden des Staats fürchterlich, in Gefahren zugleich vorsichtig und muthvoll, kaltblütig und entschlossen seyn, immer bereit, Leben und Alles ihrer Pflicht aufzuopfern, ohne weder den Tod für sich selbst zu fürchten, noch sich beim Absehen der Übrigen unmännlich zu betragen. Zu allem diesem wird man freilich, wie Plato seinen Sokrates sehr ausführlich mit Stellen aus den Ilias und Odyssee belegen läßt, durch das Lesen unsrer Dichter und durch die Beispiele, Maximen und pathetischen Deklamazionen unsrer Tragödien nicht gebildet; wohl aber kann es nicht fehlen, daß sie, in jungen Gemüthern Eindrücke und Vorstellungen hinterlassen, die das Gegentheil zu wirken geschickt sind. Nehmen wir also dem Schöpfer einer Republik, die bloß dazu erschaffen ist, uns zum

Urbild der Gerechtigkeit und sittlichen Vollkommenheit zu dienen, nicht übel, daß er unsre Dichter mit eben so weniger Schonung von ihren Grenzen abhält, als alle andere Künstler und Werkleute des Vergnügens und der Ueppigkeit; in einem Staat, der in Ansehung aller körperlichen Bedürfnisse und sinnlichen Genüsse auf das schlechterdings unentbehrliche eingeschränkt ist, findet sich kein Platz für sie.

Sokrates geht nun in der Erziehung seiner Staatsbeschützer von der Musik als der Bildung der Seele zur Gymnastik oder Ausbildung, Uebung und Angewöhnung des Körpers über. Alles was er über diesen Gegenstand sagt: die scharfe Censur, die er bei dieser Gelegenheit über die Lebensweise der Vornehmen und Reichen zu Syrakus, Korinth und Athen ergehen läßt, alles was er über die Diätetik überhaupt, über die Vorzüge der ächten Aeskulapischen Heilkunst von der heut zu Tag im Schwange gehenden, und über die Analogie der Profession des Richters (den er als eine Art von Seelenarzt betrachtet) mit der Kunst des eigentlich sogenannten Arztes, vorbringt, — mit Einem Wort die ganze reichhaltige und vielseitige Behandlung dieser Materie ist in jedem Betracht unübertrefflich schön und wahr. Alles darin ist neu, selbst gedacht, scharfsinnig, und doch zugleich so klar einfach und auf den ersten Blick einleuchtend, daß der Leser fast immer seinen eigenen Gedanken zu be-

gegnen glaubt. Ich habe nichts darüber hinzuzusetzen, als daß der göttliche Plato, wenn er immer auf diese Art filosofirte, in der That ein Gott in meinen Augen wäre; und daß, wofern die Athener und wir andern Alle durch Lesung und Meditirung dieses Diskurses nicht weiser und besser werden, die Schuld bloß an uns liegen wird.

Ich zweifle nicht, daß Plato durch den Ausfall über die dermalige Heilkunst in ein gewaltiges Wespennest gestochen hat. Eure Hippokratischen Aerzte, welche sich den Reichen so unentbehrlich zu machen und von ihrer Ueppigkeit und Schwelgerei so viele Vortheile zu ziehen wissen, werden ihm nicht vergeben, daß er ihnen die Geschicklichkeit, einen baufälligen Körper recht lange hinzuhalten und ihre Kranken des langsamsten Todes, der ihrer Kunst möglich ist, sterben zu lassen, d. i. gerade das, worauf sie sich am meisten einbilden, zum Vorwurf, und beinahe zum Verbrechen macht. Natürlicher Weise ist ihre Parthei, da alle Schwächlinge, Gichtbrüchige, Engbrüstige, Wassersüchtige und Podagristen von Athen auf ihrer Seite sind, wo nicht die stärkste, doch die zahlreichste: und wie sollten sie ihm je verzeihen können, daß er unmenschlich genug ist, zu behaupten: sie und alle ihres gleichen könnten für die allgemeine Wohlfahrt nichts bessers thun, als sich je bälder je lieber aus der Welt zu trollen; und die Heilkunst mache sich einer schweren Sünde

gegen den Staat schuldig, wenn sie sich so viele Mühe gebe, ungesunden Menschen ein sieches, ihnen selbst und andern unnützes Leben auch dann zu verlängern, wenn keine völlige Genesung zu hoffen ist. In der That hat diese Behauptung etwas empörendes; und es mag wohl seyn, daß nur ein sehr gesunder, der Güte seines Temperaments und seiner strengen Lebensordnung vertrauender, auch überdieß außer allen zärtlichern Familienverhältnissen isolirt lebender Filosof, so vielen armen Sterblichen, die mit allen ihren Uebeln, doch das erfreuliche Licht der Sonne gern so lang als möglich athmen möchten, ein so unbarmherziges Todesurtheil zu sprechen fähig ist. Ich hoffe, Plato selbst werde sich erbitten lassen, einige Ausnahmen zu machen; indessen müssen wir auch nicht vergessen, daß alles, was er seinen kerngesunden alten Sokrates über diesen Punkt sagen läßt, mit unverwandter Rücksicht auf seine Republik gesagt wird, wo sich freilich alles anders verhält als in den unsrigen. In den letztern lebt jeder Mensch sich selbst und seiner Familie, dann erst dem Staat; in der *seinigen* lebt er bloß dem Staat, und sobald er diesem nichts mehr nütze ist, rechnet er sich nicht mehr unter die Lebendigen. Er verhält sich also zum Staat, wie der Leib zur Seele. Die Seele ist der eigentliche Mensch; der Leib hat nur dadurch einigen Werth, und darf nur in so fern in Betrachtung kommen, als er der Seele zum Sklaven

und Werkzeug [illegible] krates etwas, ſo er vor[illegible] tiget) nicht recht geſprochen, wen[illegible] allein auf die Seele, die Gymnaſtik allein auf die Seele, und [illegible] Leib bezieht. Beide dienen bloß der Seele, und [illegible] Gymnaſtik findet in ſeiner Republik nur in ſo fe[illegible] Platz, als ſie den Körper zu einem rein geſtimmt dieſe Stimmung feſthaltenden, und mit einer den Muſen gebildeten Seele immer rein zuſam klingenden Inſtrument derſelben macht. Eben d wäre ſehr übel gethan, die Gymnaſtik von der ſik oder dieſe von jener trennen zu wollen; di ſik allein würde nur weibiſche Schwächling Gymnaſtik allein ſogar aus Knaben von der Art nur rohe gewaltthätige Halbmenſchen aber ſo, wie Plato es vorſchreibt, ver und eine durch die andere getempert, „den ächten Muſiker und Harmoni beide Benennungen in einem unendli Grad verdient als der größte Saitenſpiel

Was meinſt du nun, Glaukon (fah fort) ſollten wir, wenn uns die Erh Republik am Herzen liegt, nicht imme ſolchen Mann zum Vorſteher d haben? — Mit dieſer leichten Wendu zu der dritten Klaſſe ſeiner Sta[illegible] ſich zu den Archonten oder obrigke[illegible] beiden erſten benöthigt

unwandelbare Ordnung, Harmonie und Einheit in der Republik erhalten werden soll, in welcher ihr Wesen besteht, und wodurch sie sich von allen unsern ungesunden, baufälligen und ihrer Zerstörung, langsamer oder schneller, entgegen eilenden Republiken unterscheidet. Was er hier von dieser obersten Klasse seiner Staatsbürger überhaupt, und von dem Obervorsteher oder Epistaten des ganzen Staats sagt, ist zwar nur ein bloßer, mit wenigen Pinselstrichen entworfener Umriß, wovon er sich die Ausführung stillschweigend vorbehält; aber auch in diesem entwickelt sich alles so leicht und schön, ist alles so richtig gedacht, in so zierliche Formen eingekleidet, und erhält durch überraschende Wendungen einen so eigenen Zauber von Genialität und Neuheit, daß man ihm Tage lang zuhören möchte, wenn er sich in dieser Sokratischen Manier zu filosofiren, so lange erhalten könnte.

Um so auffallender ist es, wenn wir seinen Sokrates, den wir eine geraume Zeitlang so verständig, wie ein Mann mit Männern reden soll, reden gehört haben, sich plötzlich wieder in den Platonischen verwandeln, und in eine andere Tonart fallen hören, welche wir (mit aller ihm schuldigen Ehrerbietung gesagt) uns nicht erwehren können, unzeitig, seltsam, und, mit dem rechten Wort gerade heraus zu platzen, ein wenig läppisch zu finden. „Wie wollen wir es nun anstellen (fragt er den Glaukon) um

vornämlich die Archonten unſrer Republik, oder doch wenigſtens die übrigen Bürger, eine von den gutartigen Lügen glauben zu machen, von denen wir oben (als die Rede von den Fabeln und Lügen der Dichter war) ausgemacht haben, daß ſie zuweilen zuläſſig und ſchicklich ſeyen?“ — Glaukon, den dieſe unerwartete Frage vermuthlich eben ſo ſtark vor die Stirne ſtieß, als uns, kann ſich nicht vorſtellen, was für eine Lüge Sokrates im Sinne habe. — „Sie iſt nichts Neues, verſetzt Sokrates; denn ſie ſtammt ſchon von den Fönizern her, und hat ſich, wie die Poeten mit großer Zuverſichtlichkeit verſichern, vor Zeiten an vielen Orten zugetragen. In unſern Tagen ereignet ſich freilich ſo etwas nicht mehr, und ich weiß nicht, ob es ſich künftig jemals wieder zutragen dürfte.“ — Es muß etwas ſeltſames ſeyn, daß du ſo hinterm Berge damit hältſt, ſagt Glaukon. — „Wenn du es gehört haben wirſt, antwortet Sokrates, wirſt du finden, daß ich Urſache hatte, nicht gern damit heraus zu rücken.“ — Sag es immerhin und befürchte nichts. — „Nun ſo will ich denn ſagen, wiewohl ich ſelbſt nicht weiß, wo i die Kühnheit und die Worte dazu hernehme.“

Nachdem er durch dieſen dramatiſchen Kunſtg die Erwartung ſeiner Zuhörer aufs höchſte geſpa hatte, mußte ihnen doch wohl zu Muthe ſeyn al ſie aus den Wolken fielen, da er fortfuhr: „ alſo will ich mich bemühen, die Arch

meiner Stadt und die Krieger, und dann auch die übrigen Bürger dahin zu bringen, daß ſie ſich einbilden, alles was bisher mit ihnen vorgegangen und die ganze Erziehung, die wir ihnen gegeben haben, ſey ein bloßer Traum geweſen. Dagegen ſollen ſie glauben, ſie ſelbſt ſammt ihren Waffen und allem ihrem übrigen Geräthe ſeyen wirklich und wahrhaftig im Schooß der Erde gebildet, genährt und ausgearbeitet worden; und erſt, nachdem ſie in allen Stücken fertig und vollendet da geſtanden, habe die Erde, ihre Mutter, ſie zu Tage gefördert. Demnach ſey es ihre erſte Pflicht, das Stück Erde, welches ſie bewohnen, als ihre Mutter und Erzieherin zu betrachten, jeden feindlichen Anfall von ihr abzuhalten, und alle ihre Mitbürger, ebenfalls Kinder derſelben Erde, als ihre Brüder anzuſehen." — Nun begreif' ich freilich, ſagt Glaukon, warum du mit einer ſo platten Lüge ſo verſchämt zurück hielteſt. — „Da haſt du wohl recht, verſetzt Sokrates; aber höre nun auch den Reſt des Mährchens. Ihr alle, (werden wir nun, die Fabel fortſetzend, zu ihnen ſagen) ſo viele euer in dieſer Stadt leben, ſeyd Brüder; aber der Gott, der euch bildete, vermiſchte den Thon, den er dazu nahm, mit ungleichartigem Metall. Bei denjenigen von euch, die zum Regieren tauglich ſind, miſchte er Gold unter den Thon, daher ſind ſie die geehrteſten von allen; zu denen, die er für den Soldatenſtand beſtimmte, Silber;

und eben ve...
meiſtens jeder ſeines
auch wohl zuweilen, daß ſich aus Gold ...
dagegen aus Silber Gold, und eben ſo auch
aus Silber, oder Gold aus Kupfer erzeugt,
weiter. Dieſem zu Folge macht der Gott
Schöpfer, den Regierern zur erſten und wich
Pflicht, die Kinder, die unter euch geboren
genau zu unterſuchen, mit welchem von den b
vier Metallen ihre Seelen legirt ſind, u
fern ihnen ſelbſt Kupfer- oder eiſenhaltige
würden, ſie ohne Schonung, wie es ihrer
gemäß iſt, in die Klaſſe der Handwerker oder
leute zu verſetzen; hingegen, wofern dieſer
einen gold- oder ſilberhaltigen Sohn erzeugte
chen in die Klaſſe der Regierer, oder der We
ger der Republik zu erheben; und dieß einem
zu Folge, welches dem Staat den Untergo
kündigt, wofern er je von Kupfer oder E
giert würde."

Was ſagſt du zu dieſem Ammenmährchen
bates? Sollte der göttliche Plato wohl ein
ächtliche Meinung von ſeinen Leſern hege
für nöthig hält, uns von Zeit zu Zeit
Knaben mit einem Fabelchen in dieſem
...mack zufrieden zu ſtellen, weil er

die geheime Abſicht, die ihm Schuld gegeben wirklich hegen, die Ilias aus den Kinderſchu- der Griechen zu verdrängen, und dieſen Dialog darum mit ſo vielen Fabeln und allegoriſchen mährchen geſpickt haben, um deſto eher hoffen können, ſich ſelbſt dereinſt an die Stelle des vor- Homers geſetzt zu ſehen? — Beinahe muß auf einen ſolchen Argwohn verfallen, zumal man die ſonderbare Hitze bedenkt, womit er an mehrern Stellen dieſes Werkes mit einer ſonſt begreiflichen Ausführlichkeit beifert, den ſchäd- Einfluß der Werke unſrer Dichter auf die Ju- in das verhaßteſte Licht zu ſtellen. Wie dem ſeyn mag, immer iſt es luſtig genug, zu ſehen, er ſeinen Sokrates vorbauen läßt, daß die ein fönizisches Mährchen nicht für ſo ganz ein-

wortet Glaukon, aber wohl allenfalls ihre Söhne und Nachkommen und die andern Menschen der Folgezeit, sollt' ich denken. Ich merke wo du hinaus willst, versetzt Sokrates; es könnte doch immer dazu gut seyn, sie desto ernstlicher besorgt zu machen, daß die Absicht des Orakels erreicht werde; — nämlich, daß die Republik nicht durch die üble Staatsverwaltung kupferner und eiserner Regenten zu Grunde gehe. — Wenn diese Reden nicht ganz ohne Salz seyn sollen, muß man, dünkt mich, annehmen, Glaukon und Sokrates werfen hier beide einen Seitenblick auf Athen und andere Griechische Städte, in welchen die schlechten Metalle dermalen ein sehr nachtheiliges Uebergewicht zu haben scheinen. Aber wozu hatte Plato — er, der an mehrern Stellen dieses Dialogs seinen Mitbürgern und Zeitgenossen die derbesten und ungefälligsten Wahrheiten ganz unverblümt ins Gesicht sagt — wozu hatte er gerade hier einer so zwecklosen Behutsamkeit nöthig?

Uebrigens täusche ich mich vielleicht, indem es mir vorkommt, als ob Sokrates, von diesem Mährchen an, durch alle folgende Bücher sich selbst verloren habe, und sich mit aller Mühe nicht wieder finden, oder, wenn er auch zuweilen in seinen eigenen Ton zurück fällt, sich doch nicht lange darin erhalten könne. Ich drücke mich hierüber so schüchtern aus, weil es sehr möglich ist, daß die Ursache, warum

mir dieß so vorkommt, vielmehr in meiner Gewohnheit, mir einen ganz andern Sokrates zu denken, als in einem Mangel an Haltung liegt, der dem Verfasser des Dialogs Schuld gegeben werden könnte. Die Wahrheit zu sagen, der Sokrates, den er darin die doppelte Rolle des Erzählers und der Hauptperson des Drama's spielen läßt, ist und bleibt sich selbst durchgehends immer ähnlich; denn es ist immer Plato selbst, der unter einer ziemlich gut gearbeiteten und seinem eigenen Kopfe so genau als möglich angepaßten Sokrateslarve, nicht den Sohn des Sofroniskus, sondern sich selbst spielt. Hinter dieser Larve sieht er zuweilen, je nachdem er uns eine Seite zeigt, dem wahren Sokrates so ähnlich, daß man einige Augenblicke getäuscht wird: aber seine Stimme kann oder will er vielmehr nicht so sehr verstellen, daß die Täuschung lange dauern könnte; und überhaupt braucht man ihm nur näher auf den Leib zu rücken und ihn scharf ins Auge zu fassen, um den leibhaften Plato überall durchschimmern zu sehen. Dieser scheint sogar von Zeit zu Zeit die unbequeme Larve ganz wegzuschieben, und uns auf einmal mit seiner eigenen, von jener so stark abstechenden Fysionomie zu überraschen; und da er dieses seltsame Spiel, eben dieselbe Person bald mit, bald ohne Larve zu machen, einen ganzen Tag lang treibt, so kann es nicht wohl fehlen, daß der Zuschauer endlich irre wird, und nicht

recht weiß, was man mit ihm vorhat, und ob er beim Schluß des Stücks ziſchen oder applaudiren ſoll,

---

Dieſe Ungewißheit iſt indeſſen keineswegs der Fall im Reſt des dritten und im Anfang des vierten Buchs. Eine unſerm Filoſofen eigene dialektiſche Spitzfündigkeit, die auch hier von Zeit zu Zeit durch die Lücken der Sokrateslarve durchguckt, abgerechnet, ſcheint er darin die angenommene Perſon wieder ziemlich gut zu ſpielen; ſo gut wenigſtens, daß man ſich geneigt fühlt, der Täuſchung mit halb geſchloßnen Augen nachzuhelfen; und wiewohl man ſich hier und da nicht wohl erwehren kann, ein wenig ungehalten auf den Schauſpieler zu ſeyn, wenn er unverſehens aus ſeiner Rolle heraustritt, und anſtatt den Sokrates rein fortzuſpielen, in ſeine eigene Perſon zurück ſinkt: ſo macht uns doch die Gewandtheit, womit er ſich unvermerkt wieder in die angenommene hineinwirft, ſo viel Vergnügen, daß es wenig Mühe koſtet, ihm zu verzeihen und im Ganzen recht wohl mit ihm zufrieden zu ſeyn.

Die Rede iſt nun im Reſt des dritten Buchs davon, wie die aus dem Schooß der Erde in voller Rüſtung hervorgeſprungnen Beſchirmer oder Soldaten unſers idealiſchen Staats in Anſehung

der Wohnung, Nahrung und aller übrigen
Leben gehörigen Stücke gehalten werden ſollen.
in der vollkommenſten Republik alles rein konſequ
und zweckmäßig ſeyn muß; da es in derſelben n
darum zu thun iſt, die einzelnen Gliedmaß
des Staats ſondern das Ganze ſo glücklich
möglich zu machen, und das letztere auf keine and
Weiſe zu erhalten ſteht, als wenn jede Klaſſe,
jeder einzelne Bürger in der ſeinigen, gerade
und nichts anders iſt, als was ſie vermöge il
Verhältniſſes zum Ganzen nothwendig ſeyn müſſ
ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß Plato
bewaffneten Theil der Bürger, welcher bloß
Schutz der Geſetze und des Staats, zu Vollzieh
der Befehle der Regenten und zu Vertheidig
aller übrigen Bürger da iſt, in allen Stücken
das bloße Unentbehrliche ſetzt. Sie wohnen
ſchlechten Baraken, haben außer ihren Waffen
was die höchſte Nothdurft zum Leben fordert,
das geringſte Eigenthum; halten ihre äußerſt
galen Mahlzeiten gemeinſchaftlich in öffentli
Sälen, und leben in allen Stücken in der n
lichen Ordnung beiſammen, wie ſie im Lager l
müßten. In dieſem und allen andern Stücken
ſie der ſtrengſten Disciplin unterworfen; mit Ei
Wort, nichts iſt vergeſſen, was es ihnen unmö
macht, jemals aus den Schranken ihrer Beſtimm
herauszutreten, und „aus treuen und wachſe

Hunden der Heerde sich in Wölfe zu verwandeln. — Alles dieß und was dahin einschlägt, führt Sokrates gegen die Zweifel und Einwürfe Adimanths so gründlich und sinnreich aus, daß weder diesem noch dem Leser das geringste gegen die Zweckmäßigkeit dieses Theils der Verfassung der Republik einzuwenden übrig bleibt.

Was bei dem Allem nicht wenig zum Vergnügen der Leser beizutragen scheint, ist die anscheinende Unordnung, oder, richtiger zu reden, die unter diesem Schein sich verbergende Kunst, wie der Dialog, gleich einem dem bloßen Zufall überlassenen Spaziergang; indem er sich mit vieler Freiheit hin und her bewegt, unter lauter Digressionen dennoch immer vorwärts schreitet, und dem eigentlichen Ziel des Verfassers (wie oft es uns auch aus den Augen gerückt wird) immer näher kommt. Wenigen dieser kleinern oder größern Abschweifungen fehlt es an Interesse für sich selbst: sie schlingen sich aber auch überdieß meistens so natürlich aus und in einander, und lenken wieder so unvermerkt in den Hauptweg ein, daß man den Umweg entweder nicht gewahr geworden ist, oder sichs doch nicht reuen lassen kann, ihn gemacht zu haben. Dieß ist zwar nicht immer, aber doch wenigstens öfters, der Fall; und ich finde um so nöthiger diese Bemerkung hier nachzuhohlen, da sie, wo nicht zu völliger Widerlegung, doch zu gebührender Einschränkung dessen

was ich oben, aus dem Mund etlicher
ht gar zu schulgerecht urtheilender Kunst-
e, gegen die Komposizion dieses Dialogs, als
isches Kunstwerk betrachtet, erinnert habe.
espräch dieser Art kann und soll weder an die
der architektonischen Symmetrie,
n die Regeln des historischen Gemäldes
den werden; es ist in dieser Rücksicht noch
als die Kratinische und Aristofanische Komödie
die größte Kunst des Dialogendichters ist,
Plan unter einer anscheinenden Planlosigkeit
rstecken, und nur dann verdient er Tadel,
er sich von seinem Hauptzweck so weit verirrt,
sich selbst nicht wieder ohne Sprünge und müh-
Krümmungen in seinen Weg zurück finden kann.
chdem Platons Sokrates mit den Beschirmern
Republik, unter den gehörigen Voraussetzun-
ziemlich auf dem reinen ist, wirft er (bloß
dimanthen auf die Probe zu stellen, wie es
) die Frage auf: ob es wohl auch nöthig
ürfte, ihre neue Republik mit Gesetzen über
genthumsrechte, und die willkührlichen Hand-
der Bürger unter einander, und die Rechts-
die aus dem Zusammenstoß ihrer Ansprüche
us persönlichen Beleidigungen entstehen, kurz
esetzen über eine Menge von Gegenständen, die
sern Republiken vom gewöhnlichen Schlag
ehrlich sind, zu versehen? — Aber Adimanth

der Meinung, ihre Republik bedürfe aller dieser
unseligen Stützen und Behelfe nicht; und es würde
ganz überflüssig seyn, so verständigen und guten
Menschen, wie die Bürger derselben sammt und son-
ders, vermöge ihrer Verfassung, Erziehung und Le-
bensordnung nothwendig seyn müßten, über diese
Dinge etwas vorzuschreiben, da sie in jedem vorkom-
menden Falle die Regel, nach welcher sie sich zu
benehmen hätten, ohne Mühe von selbst finden wür-
den. Ganz gewiß, sagt Sokrates, werde dieß der
Fall seyn, wofern ihnen Gott die Gnade gebe,
den Gesetzen, die er ihnen vorhin bereits vorgeschrie-
ben, getreu zu bleiben. Wo nicht, erwiedert Adi-
manth, so möchten sie immerhin (wie es in den ge-
wöhnlichen Republiken zu gehen pflegt) ihr ganzes
Leben damit zubringen, täglich neue Gesetze zu geben,
in Hoffnung zuletzt noch wohl die rechten zu treffen,
— wie gewisse Kranken, die sich vergebens schmei-
cheln durch beständiges Abwechseln mit neuen Arz-
neien zu genesen, weil sie aus Unenthaltsamkeit die Le-
bensart nicht ändern wollen, welche der Grund ihrer
Krankheit ist.

Sokrates setzt diese Vergleichung noch eine Weil
fort, und findet sich dadurch in der Behauptun
bestätiget, daß kein weiser Gesetzgeber wed
in einem wohl, noch in einem schlecht geordne
Staat sich mit Gesetzen und Verordnungen di
Art befassen werde; nicht in diesem weil

unnöthig und von keinem Nutzen wären, in jenem nicht, weil das, was in jedem vorkommenden Falle zu thun ist, jedem Bürger vermöge der Bildung und Richtung, die er durch die bereits stehende Verfassung erhalten hat, von selbst einleuchten muß. Was bliebe uns also noch zu thun, um mit unsrer Gesetzgebung fertig zu seyn? fragt Adimanth. Uns nichts, antwortet Sokrates, denn den größten, schönsten und wichtigsten Theil derselben werden wir dem Delfischen Apollo überlassen. Und was beträfe dieß? fragte jener etwas gedankenlos, denn er hätte doch wohl mit einem Augenblick von Besinnung dem Sokrates die Mühe ersparen können, sich erklären zu müssen, daß die Anordnung der Tempel und Opfer und alles übrigen, was die Verehrung der Götter, Dämonen und Heroen, wie auch die den Verstorbenen zu Beruhigung ihrer Manen gebührende letzte Ehre betreffe, damit gemeint sey. Da wir selbst von allem diesem keine Wissenschaft haben, sagt Sokrates, und wenn wir weise sind, einen so wichtigen Theil der Einrichtung unsrer Stadt auch keinem andern Sterblichen anvertrauen werden, so können wir nichts bessers thun, als uns darüber von dem Gotte belehren zu lassen, der in solchen Dingen der angestammte Rathgeber aller Menschen ist, und bloß zu diesem Ende Delfi, als die Mitte oder den Nabel der Erde, zu seinem Sitz erwählt hat.

Sollte dir, Freund Eurybates, dieſe Stelle ſowohl, als die kurz vorhergehende, wo Sokrates zu verſtehen giebt, daß er ſelbſt nicht begreife, „wie „ſeine Republik, ohne unmittelbaren Beiſtand Gottes, „ſich bei ihrer urſprünglichen Verfaſſung lange werde „erhalten können“ — nicht eben ſo ſtark, wie mir, aufgefallen ſeyn? Zwar erkennen wir an dergleichen Aeußerungen unſern alten Freund und Lehrer, der für den religiöſen Volks- und Staats-Glauben nicht nur (wie billig) alle ſchuldige Ehrfurcht hegte, ſondern im Glauben ſelbſt nahezu bis zur Einfalt unſrer Großmütter ging, und durch den Kontraſt, den dieſer Zug ſeines Charakters mit ſeinem ſonſt ſo hellen Verſtande machte, uns nicht ſelten in Erſtaunen und Verlegenheit ſetzte. Aber Plato, deſſen Art über unſre Volksreligion zu denken, kein Geheimniß iſt; mußte doch wohl mit dieſen beiden Stellen etwas mehrers wollen, als ſeine eigenen Gedanken hinter dieſem Zug ſeiner Sokratesſarve zu verbergen? Hätte er in dieſem Werke wirklich die Abſicht gehabt, der Welt das idealiſche Modell einer vollkommnen Republik zu hinterlaſſen, würde es da wohl ſeine oder irgend eines andern ächten Filoſofen würd geweſen ſeyn, eine ſo wichtige Sache als die Re gion iſt, dem Delfiſchen Apollo, d. i. den Prieſt des Tempels zu Delfi zu überlaſſen? Und wär ſelbſt von der innern Güte und Realität ſe Republik, d. i. von ihrer reinen Uebereinſ

chlichen Natur, überzeugt
ohl alle seine Hoffnungen, daß
esetzen werde erhalten können,
einer Maschine gegründet
Beiden, däucht mich. — Was
c eigentlich damit wollte? —
niß auf den Delfischen Apollo
ich, den häkeligsten und gefähr-
Gesetzgebung seiner Republik vom
nd glücklich für ihn, daß er dieß
hun konnte, da der starke Glaube
krates an jenen Gott ein bekannter
t der frommen Hoffnung hingegen,
rhaltung seiner Gesetzgebung dem
anheimstellt, konnt' er uns wohl
verstehen geben wollen, als daß er
innern Lebenskraft und Dauerhaftig-
Meinung hege, und so gut als Andre
idealische Republik nur für idealische
, und, um so frei in der Luft schwe-
, an den Fußschemmel von Jupiters
ngt werden müsse. Denn freilich, wenn
as Beste dabei thun wollten, könnte
stofanische Nefelokokkygia so gut
die Platonische Republik.

6.

Fortsetzung des Vorigen.

Wir sind nun ganz nahe bis zu dem Punkt vorgerückt, um dessentwillen vermuthlich diese ganze Unterredung angefangen und durch so vielerlei mäandrische Umschweife und Aus- und Einbeugungen bis hierher geführt worden; aber so wohlfeil gibt es unser poetisirender Filosof oder filosofirender Dichter nicht. Er hat sich nun einmal vorgesetzt, uns in diesem dramatischen Dialog zu weisen, daß er sich so gut als irgend ein Tragödienmacher auf die Kunst verstehe, den Punkt, auf welchen wir losgehen, alle Augenblicke bald zu zeigen, bald wieder aus dem Gesichte zu rücken, um uns desto angenehmer zu überraschen, wenn wir das, was er uns so lange durch einen unmerklich wieder in sich selbst zurückkehrenden Umweg suchen ließ, endlich unversehens vor unsrer Nase liegen finden. Unser verkappter Sokrates, der itzt für eine ziemliche Weile die Larve wieder weggeschoben hat, und mit seinem eigenen Gesichte spielt, meint: sie hätten ihre Republik so gut angeordnet, daß es nun weiter nichts bedürfe, als daß Adimanth seinen Bruder, und Polemarchen und die

übrigen Anwesenden aufrufe, ihm mit einer tüchtigen Fackel so lange in derselben herum suchen zu helfen, bis sie die irgendwo in ihr versteckte Gerechtigkeit ausfindig gemacht haben würden. In der That muthet er diesen wackern jungen Männern damit nicht mehr zu, als was sie mit einer mäßigen Anstrengung ihres Menschenverstandes sehr leicht leisten konnten und sollten. Aber dabei hätte der Verfasser des Dialogs seine Rechnung nicht gefunden. Glaukon besteht darauf, daß Sokrates seinem Versprechen gemäß das Beste bei der Sache thun müsse, und dieser schickt sich denn auch um so williger dazu an, da er wirklich in einer ganz eigenen Laune zu seyn scheint, sich mit der Treuherzigkeit der jungen Leute einen dialektischen Spaß zu machen, und sie nach dem Ding, das er in der Hand hat, fein lange überall wo es nicht ist, herumstöbern zu lassen. Wohlan also (sagt er) hier zeigt sich mir ein Weg, der uns hoffe ich, zu dem, was wir suchen, führen soll. Wenn wir unsre Republik gehörig angeordnet haben, so sollte sie, dächt' ich, durchaus gut seyn. — Nothwendig, antwortet Glaukon. — S. Augenscheinlich ist sie also weise, tapfer, wohlgezüchtet, und gerecht? — Gl. Augenscheinlich. — S. Wenn wir nun von diesen Vieren Eins, welches es sey, in ihr finden, so ist das übrige das, was wir nicht gefunden haben; nicht wahr? — Gl. Wie meinst du das? — S. Wenn wir unter

recht weiß, was man mit ihm vorhat, und ob er beim Schluß des Stücks ziſchen oder applaudiren ſoll.

Dieſe Ungewißheit iſt indeſſen keineswegs der Fall im Reſt des dritten und im Anfang des vierten Buchs. Eine unſerm Filoſofen eigene dialektiſche Spitzfündigkeit, die auch hier von Zeit zu Zeit durch die Lücken der Sokrateslarve durchguckt, abgerechnet, ſcheint er darin die angenommene Perſon wieder ziemlich gut zu ſpielen; ſo gut wenigſtens, daß man ſich geneigt fühlt, der Täuſchung mit halb geſchloßnen Augen nachzuhelfen; und wiewohl man ſich hier und da nicht wohl erwehren kann, ein wenig ungehalten auf den Schauſpieler zu ſeyn, wenn er unverſehens aus ſeiner Rolle heraustritt, und anſtatt den Sokrates rein fortzuſpielen, in ſeine eigene Perſon zurück ſinkt: ſo macht uns doch die Gewandtheit, womit er ſich unvermerkt wieder in die angenommene hineinwirft, ſo viel Vergnügen, daß es wenig Mühe koſtet, ihm zu verzeihen und im Ganzen recht wohl mit ihm zufrieden zu ſeyn.

Die Rede iſt nun im Reſt des dritten Buchs davon, wie die aus dem Schooß der Erde in voller Rüſtung hervorgeſprungnen Beſchirmer oder Soldaten unſers idealiſchen Staats in Anſehung

der Wohnung, Nahrung und aller übrigen zum Leben gehörigen Stücke gehalten werden sollen. Da in der vollkommensten Republik alles rein konsequent und zweckmäßig seyn muß; da es in derselben nicht darum zu thun ist, die einzelnen Gliedmaßen des Staats sondern das Ganze so glücklich als möglich zu machen, und das letztere auf keine andere Weise zu erhalten steht, als wenn jede Klasse, und jeder einzelne Bürger in der seinigen, gerade das und nichts anders ist, als was sie vermöge ihres Verhältnisses zum Ganzen nothwendig seyn müssen; so dürfen wir uns nicht wundern, daß Plato den bewaffneten Theil der Bürger, welcher bloß zum Schutz der Gesetze und des Staats, zu Vollziehung der Befehle der Regenten und zu Vertheidigung aller übrigen Bürger da ist, in allen Stücken auf das bloße Unentbehrliche setzt. Sie wohnen in schlechten Baraken, haben außer ihren Waffen und was die höchste Nothdurft zum Leben fordert, nicht das geringste Eigenthum; halten ihre äußerst frugalen Mahlzeiten gemeinschaftlich in öffentlichen Sälen, und leben in allen Stücken in der nämlichen Ordnung beisammen, wie sie im Lager leben müßten. In diesem und allen andern Stücken sind sie der strengsten Disciplin unterworfen; mit Einem Wort, nichts ist vergessen, was es ihnen unmöglich macht, jemals aus den Schranken ihrer Bestimmung herauszutreten, und „aus treuen und wachsamen

Hunden der Heerde sich in Wölfe zu verwandeln. — Alles dieß und was dahin einschlägt, führt Sokrates gegen die Zweifel und Einwürfe Adimants so gründlich und sinnreich aus, daß weder diesem noch dem Leser das geringste gegen die Zweckmäßigkeit dieses Theils der Verfassung der Republik einzuwenden übrig bleibt.

Was bei dem Allem nicht wenig zum Vergnügen der Leser beizutragen scheint, ist die anscheinende Unordnung, oder, richtiger zu reden, die unter diesem Schein sich verbergende Kunst, wie der Dialog, gleich einem dem bloßen Zufall überlassenen Spaziergang; indem er sich mit vieler Freiheit hin und her bewegt, unter lauter Digressionen dennoch immer vorwärts schreitet, und dem eigentlichen Ziel des Verfassers (wie oft es uns auch aus den Augen gerückt wird) immer näher kommt. Wenigen dieser kleinern oder größern Abschweifungen fehlt es an Interesse für sich selbst: sie schlingen sich aber auch überdieß meistens so natürlich aus und in einander, und lenken wieder so unvermerkt in den Hauptweg ein, daß man den Umweg entweder nicht gewahr geworden ist, oder sichs doch nicht reuen lassen kann, ihn gemacht zu haben. Dieß ist zwar nicht immer, aber doch wenigstens öfters, der Fall; und ich finde um so nöthiger diese Bemerkung hier nachzuhohlen, da sie, wo nicht zu völliger Widerlegung, doch zu gebührender Einschränkung dessen

dient, was ich oben, aus dem Mund etlicher vielleicht gar zu ſchulgerecht urtheilender Kunſtfreunde, gegen die Kompoſizion dieſes Dialogs, als dichteriſches Kunſtwerk betrachtet, erinnert habe. Ein Geſpräch dieſer Art kann und ſoll weder an die Geſetze der architektoniſchen Symmetrie, noch an die Regeln des hiſtoriſchen Gemäldes gebunden werden; es iſt in dieſer Rückſicht noch freier als die Kratiniſche und Ariſtofaniſche Komödie ſelbſt; die größte Kunſt des Dialogendichters iſt, ſeinen Plan unter einer anſcheinenden Planloſigkeit zu verſtecken, und nur dann verdient er Tadel, wenn er ſich von ſeinem Hauptzweck ſo weit verirrt, daß er ſich ſelbſt nicht wieder ohne Sprünge und mühſelige Krümmungen in ſeinen Weg zurück finden kann.

Nachdem Platons Sokrates mit den Beſchirmern ſeiner Republik, unter den gehörigen Vorausſetzungen ſo ziemlich auf dem reinen iſt, wirft er (bloß um Adimanthen auf die Probe zu ſtellen, wie es ſcheint) die Frage auf: ob es wohl auch nöthig ſeyn dürfte, ihre neue Republik mit Geſetzen über die Eigenthumsrechte, und die willkührlichen Handlungen der Bürger ünter einander, und die Rechtshändel die aus dem Zuſammenſtoß ihrer Anſprüche oder aus perſönlichen Beleidigungen entſtehen, kurz mit Geſetzen über eine Menge von Gegenſtänden, die in unſern Republiken vom gewöhnlichen Schlag unentbehrlich ſind, zu verſehen? — Aber Adimanth

ist der Meinung, ihre Republik bedürfe aller dieser armseligen Stützen und Behelfe nicht; und es würde ganz überflüssig seyn, so verständigen und guten Menschen, wie die Bürger derselben sammt und sonders, vermöge ihrer Verfassung, Erziehung und Lebensordnung nothwendig seyn müßten, über diese Dinge etwas vorzuschreiben, da sie in jedem vorkommenden Falle die Regel, nach welcher sie sich zu benehmen hätten, ohne Mühe von selbst finden würden. Ganz gewiß, sagt Sokrates, werde dieß der Fall seyn, wofern ihnen Gott die Gnade gäbe, den Gesetzen, die er ihnen vorhin bereits vorgeschrieben, getreu zu bleiben. Wo nicht, erwiedert Adimanth, so möchten sie immerhin (wie es in den gewöhnlichen Republiken zu gehen pflegt) ihr ganzes Leben damit zubringen, täglich neue Gesetze zu geben, in Hoffnung zuletzt noch wohl die rechten zu treffen — wie gewisse Kranken, die sich vergebens schmeicheln durch beständiges Abwechseln mit neuen Aerzten zu genesen, weil sie aus Unenthaltsamkeit die Lebensart nicht ändern wollen, welche der Grund ihrer Krankheit ist.

Sokrates setzt diese Vergleichung noch eine Weile fort, und findet sich dadurch in der Behauptung bestätiget, daß kein weiser Gesetzgeber weder in einem wohl, noch in einem schlecht geordneten Staat sich mit Gesetzen und Verordnungen dieser Art befassen werde; nicht in diesem, weil sie

unnöthig und von keinem Nutzen wären, in jenem nicht, weil das, was in jedem vorkommenden Falle zu thun ist, jedem Bürger vermöge der Bildung und Richtung, die er durch die bereits stehende Verfassung erhalten hat, von selbst einleuchten muß. Was bliebe uns also noch zu thun, um mit unsrer Gesetzgebung fertig zu seyn? fragt Adimanth. Uns nichts, antwortet Sokrates, denn den größten, schönsten und wichtigsten Theil derselben werden wir dem Delfischen Apollo überlassen. Und was beträfe dieß? fragte jener etwas gedankenlos, denn er hätte doch wohl mit einem Augenblick von Besinnung dem Sokrates die Mühe ersparen können, sich erklären zu müssen, daß die Anordnung der Tempel und Opfer und alles übrigen, was die Verehrung der Götter, Dämonen und Heroen, wie auch die den Verstorbenen zu Beruhigung ihrer Manen gebührende letzte Ehre betreffe, damit gemeint sey. Da wir selbst von allem diesem keine Wissenschaft haben, sagt Sokrates, und wenn wir weise sind, einen so wichtigen Theil der Einrichtung unsrer Stadt auch keinem andern Sterblichen anvertrauen werden, so können wir nichts bessers thun, als uns darüber von dem Gotte belehren zu lassen, der in solchen Dingen der angestammte Rathgeber aller Menschen ist, und bloß zu diesem Ende Delfi, als die Mitte oder den Nabel der Erde, zu seinem Sitz erwählt hat.

Sollte dir, Freund Eurybates, diese Stelle sowohl, als die kurz vorhergehende, wo Sokrates zu verstehen giebt, daß er selbst nicht begreife, „wie „seine Republik, ohne unmittelbaren Beistand Gottes, „sich bei ihrer ursprünglichen Verfassung lange werde „erhalten können“ — nicht eben so stark, wie mir, aufgefallen seyn? Zwar erkennen wir an dergleichen Aeußerungen unsern alten Freund und Lehrer, der für den religiösen Volks- und Staats-Glauben nicht nur (wie billig) alle schuldige Ehrfurcht hegte, sondern im Glauben selbst nahezu bis zur Einfalt unsrer Großmütter ging, und durch den Kontrast, den dieser Zug seines Charakters mit seinem sonst so hellen Verstande machte, uns nicht selten in Erstaunen und Verlegenheit setzte. Aber Plato, dessen Art über unsre Volksreligion zu denken, kein Geheimniß ist; mußte doch wohl mit diesen beiden Stellen etwas mehrers wollen, als seine eigenen Gedanken hinter diesem Zug seiner Sokrateslarve zu verbergen? Hätte er in diesem Werke wirklich die Absicht gehabt, der Welt das idealische Modell einer vollkommnen Republik zu hinterlassen, würde es da wohl seiner oder irgend eines andern ächten Filosofen würdig gewesen seyn, eine so wichtige Sache als die Religion ist, dem Delfischen Apollo, d. i. den Priestern des Tempels zu Delfi zu überlassen? Und wäre er selbst von der innern Güte und Realität seiner Republik, d. i. von ihrer reinen Uebereinstim-

ng mit der menſchlichen Natur, überzeugt
eſen, würde er wohl alle ſeine Hoffnungen, daß
ſich bei ſeinen Geſetzen werde erhalten können,
einen Gott aus einer Maſchine gegründet
m? Keines von Beiden, däucht mich. — Was
es alſo, was er eigentlich damit wollte? —
ch den Kompromiß auf den Delfiſchen Apollo
t' er ſich, denke ich, den häkeligſten und gefähr-
ten Theil der Geſetzgebung ſeiner Republik vom
ſe ſchaffen; und glücklich für ihn, daß er dieß
ſo ſchicklicher thun konnte, da der ſtarke Glaube
wirklichen Sokrates an jenen Gott ein bekannter
tand iſt. Mit der frommen Hoffnung hingegen,
it er die Erhaltung ſeiner Geſetzgebung dem
en Gottes anheimſtellt, konnt' er uns wohl
s anders zu verſtehen geben wollen, als daß er
t von ihrer innern Lebenskraft und Dauerhaftig-
keine große Meinung hege, und ſo gut als Andre
e, daß eine idealiſche Republik nur für idealiſche
iſchen paſſe, und, um ſo frei in der Luft ſchwe-
zu können, an den Fußſchemmel von Jupiters
on angehängt werden müſſe. Denn freilich, wenn
Götter das Beſte dabei thun wollten, könnte
die Ariſtofaniſche Nefelokokkygia ſo gut
iren als die Platoniſche Republik.

6.

Fortsetzung des Vorigen.

Wir sind nun ganz nahe bis zu dem Punkt vorgerückt, um dessentwillen vermuthlich diese ganze Unterredung angefangen und durch so vielerlei mäandrische Umschweife und Aus- und Einbeugungen bis hierher geführt worden; aber so wohlfeil giebt es unser poetisirender Filosof oder filosofirender Dichter nicht. Er hat sich nun einmal vorgesetzt, uns in diesem dramatischen Dialog zu weisen, daß er sich so gut als irgend ein Tragödienmacher auf die Kunst verstehe, den Punkt, auf welchen wir losgehen, alle Augenblicke bald zu zeigen, bald wieder aus dem Gesichte zu rücken, um uns desto angenehmer zu überraschen, wenn wir das, was er uns so lange durch einen unmerklich wieder in sich selbst zurückkehrenden Umweg suchen ließ, endlich unversehens vor unsrer Nase liegen finden. Unser verkappter Sokrates, der itzt für eine ziemliche Weile die Larve wieder weggeschoben hat, und mit seinem eigenen Gesichte spielt, meint: sie hätten ihre Republik so gut angeordnet, daß es nun weiter nichts bedürfe, als daß Adimanth seinen Bruder, und Polemarchen und die

übrigen Anwesenden aufrufe, ihm mit einer tüchtigen Fackel so lange in derselben herum suchen zu helfen, bis sie die irgendwo in ihr versteckte Gerechtigkeit ausfindig gemacht haben würden. In der That muthet er diesen wackern jungen Männern damit nicht mehr zu, als was sie mit einer mäßigen Anstrengung ihres Menschenverstandes sehr leicht leisten konnten und sollten. Aber dabei hätte der Verfasser des Dialogs seine Rechnung nicht gefunden. Glaukon besteht darauf, daß Sokrates seinem Versprechen gemäß das Beste bei der Sache thun müsse, und dieser schickt sich denn auch um so williger dazu an, da er wirklich in einer ganz eigenen Laune zu seyn scheint, sich mit der Treuherzigkeit der jungen Leute einen dialektischen Spaß zu machen, und sie nach dem Ding, das er in der Hand hat, fein lange überall wo es nicht ist, herumstöbern zu lassen. Wohlan also (sagt er) hier zeigt sich mir ein Weg, der uns hoffe ich, zu dem, was wir suchen, führen soll. Wenn wir unsre Republik gehörig angeordnet haben, so sollte sie, dächt' ich, durchaus gut seyn. — Nothwendig, antwortet Glaukon. — S. Augenscheinlich ist sie also weise, tapfer, wohlgezüchtet, und gerecht? — Gl. Augenscheinlich. — S. Wenn wir nun von diesen Vieren Eins, welches es sey, in ihr finden, so ist das übrige das, was wir nicht gefunden haben; nicht wahr? — Gl. Wie meinst du das? — S. Wenn wir unter

vier Dingen, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, nu
Eines ſuchen, und (indem wir glücklicher Weiſe zuer
darauf ſtoßen) es ſogleich für das Geſuchte erken
nen, ſo laſſen wirs dabei bewenden; haben wir hin
gegen die drei erſten vorher ausfindig gemacht, ſ
kennen wir eben dadurch auch das, was wir ſuchen
denn es iſt klar, daß es kein anderes ſeyn kann al
das vierte, ſo noch übrig iſt. — Richtig, antworte
Glaukon wie ein unbeſonnener Knabe; denn es greif
ſich doch mit Händen, daß er nur unter der Bedin
gung, wofern dieſe vier Dinge uns ſchon bekann
ſind, mit Ja antworten konnte; denn wofern ſi
es nicht ſind, ſo weiß ich, in dem gegebenen Falle
zwar, daß das noch nicht gefundene, das Geſucht
iſt; aber wozu kann mir das helfen, wenn ich nich
weiß, was es iſt? Glaukon mußte einfältiger ſeyn
als Praxillens Adonis, wenn er nicht ſah
wo Sokrates mit ſeinem mathematiſchen Axiom hin
auswollte; daß er es nämlich auf die nur eben ſeine
Republik nachgerühmten vier karakteriſtiſchen Eigen
ſchaften anwenden, und wenn er die drei zuerſ
genannten in ihr gefunden hätte, verſichern würde
daß ihnen nun auch die Gerechtigkeit nicht ent
gehen könne; wiewohl dieſer Umweg im Grunde zu
nichts helfen konnte, als ſie, ohne alle Noth, ein
gute halbe Stunde länger aufzuhalten. Da ſich abe
ſeine Zuhörer nun einmal alles von ihm gefal-
laſſen, ſo macht ſich unſer After-Sokrates aber

e seine Leser ziemlich langweiligen Zeitvertreib, eine Menge unnöthiger, zum Theil lächerlicher kindischer Fragen, und kopfnickender oder platter Antworten des ehrlichen Glaukons, herauszubringen: worin die Weisheit, Mannskraft und Zucht bestehe, in welchen (nebst der Gerechtigkeit) er den unterscheidenden Charakter seiner Republik setzt, und von welchen die erste den Regenten, die zweite den Beschützern vorzüglich beiwohne, die dritte aber (wie er sehr sinnreich und spitzfindig darthut) durch die gebührende Subordinazion der zwei untern Bürgerklassen unter die oberste, eine mit dem, was man in der Musik Diapasôn (die Oktave) nennt, vergleichbare Harmonie des ganzen Staats hervorbringe. Wir hätten also (fährt er nun fort) die drei ersten Formen der Tugend oder der Vollkommenheit, die unsrer Republik eigen seyn soll, gefunden: welches wäre dann die noch übrige? doch wohl die Gerechtigkeit? Gl. Ja wohl! Sokr. Was haben wir also nun zu thun, lieber Glaukon, als daß wir, nach Jäger-Weise, einen Kreis um diesen Busch schließen, damit uns die Gerechtigkeit nicht etwa unvermerkt entwische und aus dem Gesicht komme; denn daß sie hier irgendwo stecken muß, hat seine Richtigkeit. Schaue also überall scharf herum, ob du sie vielleicht eher als ich gewahr werden und mir zeigen kannst. Gl. Ja, wenn ich das könnte! Aber so fern sonst nichts nöthig ist als dir zu folgen,

und zu ſehen was du mir zeigſt, bin ich dein M
Sokr. Nun ſo komm denn mit, und mögen
die Götter Glück zu unſrer Jagd verleihen!
Das iſt auch mein Gebet. Sokr. Der Ort ſc
mir ziemlich ſteil und ſo verwachſen und du
daß kaum fortzukommen iſt. Wollens aber doch
ſuchen! Gl. Das wollen wir! Sokr. He
Heyda, Glaukon! Mich däucht, ich bin auf die
gekommen; nun ſoll ſie uns hoffentlich nicht
wiſchen. Gl. Das iſt mir lieb zu hören. S
Ei, ei! was ſeh ich? da haben wir ja alle
einen erzdummen Streich gemacht! Glauk.
ſo? Sokr. Sind wir nicht auslachenswerth,
wir uns ſo viele Mühe gaben, etwas zu ſuchen,
uns gleich von Anfang an ſo nahe lag? Wir
darüber weg, und ſuchten in der Ferne, was
dieſe ganze Zeit über vor den Füßen herumroll
Gl. Wie ſoll ich das verſtehen? Sokr. Ich
ſagen, wir reden und hören ſchon wer weiß
lange davon, und merkten nicht, daß wir nur
andern Worten von nichts anderm redeten.
Welche lange Vorrede für einen, deſſen Wißbegi
du ſo ſehr erregt haſt! Sokr. Nun ſo
denn!“ —

Ich geſtehe ſehr gern, Eurybates, daß mir
Natur den beſondern Sinn verſagt hat, der
gehört, um an dieſer niedrig komiſchen Vorb
tungsſcene zu einer ſo ernſthaften Unterſuch

ack zu finden. Ich erkenne in dieser unzeitig
haften Hasenjagd, wobei der Leser sich noch
possirliche Geberdungen und Grimassen hinzu
muß, höchstens eine verunglückte Nachah-
rgend einer Aristofanischen Possenscene, und
ls den Pseudo-Sokrates der Wolken, aber
weniger als die fröhliche Laune dieses immer
und wohlgemuthen, aber zugleich immer ge-
und die Würde seines Charakters nie ver-
en Sokrates, mit welchem ich lange genug
habe, um das feine Salz, womit sein Scherz
t zu seyn pflegte, von dem widerlichen Meer-
nterscheiden zu können, worein Plato hier
rn der Grazien, die ihm sonst hold genug
n pflegen) einen so unglücklichen Mißgriff
hat.

was ist nun das Resultat der Entdeckung,
itzt auf Einmal gemacht haben will, nachdem
schon so lange in so weit ausgeholten Kreisen
Brei herumgeführt hat? Oder vielmehr, wie
enn der Vogel aus, den er diese ganze Zeit
n der Hand hatte, und uns in einem
von jugendlich muthwilliger Spaßhaftigkeit
o lange in allen Hecken und Büschen suchen
— Man erwartet, wie billig, daß er sich
entschließen werde die Hand aufzuthun, und
rmen, vor Neugier und Ungeduld beinahe
en Glaukon den seltnen Wundervogel vorzu-

zeigen. Aber nein! dieſer Sokrates ſagt und thut nichts wie andre Menſchenkinder, und bei ihm wird uns das ſchale Vergnügen einer immerwährenden Ueberraſchung bis zur Ueberſättigung zu Theil. Er öffnet zwar die Hand nur eben ſo weit, daß das Vögelchen mit der Spitze des Schnabels hervorgucken kann, macht ſie aber ſogleich wieder zu, fängt wieder von neuem zu ſubtiliſiren und zu ſchikaniren an, und wozu? — Um durch eine Menge unnöthiger Fragen (womit er den ehrlichen Glaukon und uns um ſo billiger verſchonen konnte, da das Alles im Vorhergehenden bereits einige Stunden lang mit der mühſeligſten Genauigkeit aufs Reine gebracht worden war) und durch eine lange Reihe von Gleichungen zu unſrer großen Verwunderung endlich heraus zu bringen: die Gerechtigkeit ſeiner Republik beſtehe darin, daß ein jeder einzelner Bürger der drei Klaſſen, aus welchen ſie zuſammengeſetzt iſt, ſchlechterdings nur das Eine, wozu er am meiſten Geſchick hat, und wodurch er dem Ganzen am nützlichſten ſeyn kann, und ſonſt nichts anders treibe.

Wenn ich die verſchiedenen, zum Theil ſehr verſchraubten Formeln, in welchen er dieſen Satz aufſtellt, recht verſtehe, ſo läuft alles darauf hinaus: daß in ſeiner Republik jeder Menſch und jedes Ding gerade das iſt, was es ſeiner Natur und Beſtimmung nach ſeyn ſoll; oder um die Sache noch kürzer zu geben: daß Jedes das, was es iſt, immer iſt.

Da ein Wort doch weiter nichts als das Zeichen einer Sache, oder vielmehr der Vorstellung, die wir von ihr haben, ist, so kann es dem Wort Gerechtigkeit allerdings gleichviel seyn, was Plato damit zu bezeichnen beliebt; aber der Sprache ist dieß nicht gleichgültig; und ich sehe nicht, mit welchem Recht ein einzelner Mann, Filosof oder Schuster, sich anmaßen könne, Worte, denen der Sprachgebrauch eine gewisse Bedeutung gegeben hat, etwas anders heißen zu lassen als sie bisher immer geheißen haben. Was Plato unter verschiedenen Formeln Gerechtigkeit nennt, ist bald die innere Wahrheit und Güte eines Dinges, die ihm eben dadurch, daß es recht ist, oder daß es ist was es seyn soll, zukommt; bald die Ordnung, die daraus entsteht, wenn viele verschiedene mit einander zu einem gewissen Zweck in Verbindung stehende Dinge das, was sie vermöge dieser Verbindung seyn sollen, immer sind; bald die Harmonie, die eine natürliche Wirkung dieser Ordnung ist. Aber fürs erste, wenn sein Geheimniß weiter nichts als das war, so hätte er uns, däucht mich, die Mühe einer so langwierigen und langweiligen Inizia-zion ersparen können; und zweitens wird es, wenigstens außerhalb seiner eigenen Republik, wohl immer bei der gewöhnlichen allenthalben angenommenen Bedeutung des Wortes Gerechtigkeit verbleiben; und der alte Simonides wird um so mehr Recht behal-

ten, da alle Platonische Formeln ohne große Mühe sich mit der seinigen in Gleichung setzen lassen. Denn, indem die Obrigkeit in seinem Staat das ist, was sie seyn soll und nichts anders, erhält und giebt sie (wie er beiläufig selbst gesteht) dem Staat und jedem einzelnen Gliede desselben, was sie ihm vermöge ihrer Bestimmung schuldig ist; und eben dasselbe gilt von der Klasse der Beschützer oder Soldaten, und von den sämmtlichen Künstlern, Handwerkern, Feldbauern, Kaufleuten, Krämern u. s. w. welche Plato mehr seiner Hypothese zu Gefallen, als aus hinlänglichem Grunde, ohne sich viel um sie zu bekümmern, in die dritte Klasse zusammengeworfen hat.

Unser Platonisirende Sokratikus hatte sich anheischig gemacht, ein Beispiel einer gerechten Republik im Großen zu zeigen, was Gerechtigkeit in der Seele eines Menschen gleichsam im Kleinen sey. Das erste also, was ihm oblag, war, das Bild eines gerechten d. i. in sich selbst vollendeten oder vollkommenen Staats zu entwerfen; und dieß ist es, was er bisher nach seiner Weise geleistet hat. Er fand, daß ein ächtes Gemeinwesen — dessen Grundgesetz ist, daß jedes Glied desselben ausschließlich ein einziges zum Wohl des Ganzen unentbehrliches Geschäft treibe und dazu erzogen werde, — noth-

endig aus drei Klaſſen von Bürgern, aus Regenten, Räthen und Aufſehern, aus bewaffneten Beſchützern, und aus einer für die Wohnung, Nahrung, Kleidung, Bewaffnung und andere ſolche Bedürfniſſe des Staats und ſeiner Bürger um Lohn arbeitenden Klaſſe beſtehen müſſe; und daß auf der Einſchränkung eines jeden Bürgers in den Kreis der einzigen Beſchäftigung, wozu er am beſten taugt, und auf der ſtrengſten Unterwürfigkeit unter die Geſetze und die Regierung, die geſunde Beſchaffenheit des Staats (die ihm Gerechtigkeit heißt) ſo wie auf dieſer die Erhaltung und der Wohlſtand deſſelben beruhe.

Um nun die Anwendung dieſer Erklärung der Gerechtigkeit auf den einzelnen Menſchen zu machen, und ſich dadurch auch des zweiten Theils ſeines Verſprechens zu entledigen, unternimmt er, ſeinen Zuhörern zu zeigen: daß in der menſchlichen Seele eben dieſelbe Verfaſſung Statt finde, wie in ſeiner Republik; nämlich daß ſie, wie dieſe, aus drei Haupttheilen, oder eigentlich aus drei ihrer Natur nach verſchiedenen, wiewohl zuſammen Ein Ganzes ausmachenden Seelen beſtehe; in deren unterſter alle Arten von ſinnlicher, eigennütziger, an ſich ſelbſt unvernünftiger, zügelloſer und unerſättlicher Begierden, in der zweiten ein gewiſſes muthiges, zürnendes, an ſich ſelbſt wildes und unbändiges Weſen (Thymos vom Plato genannt)

das ſich gegen alles, was ihm als ſchlecht, une
ungerecht und ordnungswidrig erſcheint, empört
ihm aus allen Kräften entgegenkämpft, in der d
ten und höchſten endlich die Vernunft,
ein unaufhörliches Streben nach der Wiſſenſchaft
Wahren und Guten, ihren Sitz haben. Die ſäm
lichen Begierden nach Genuß und Beſitz kör
licher Gegenſtände und allen Arten von ſinnli
Befriedigungen ſind ihm in der Seele, was
mechaniſche um Lohn und Gewinn arbeitende Kl
in der Republik; zwar zum Leben eben ſo un
behrlich, wie dieſe, aber ſich ſelbſt überlaſſen,
nen ſie (wie jene, wofern ſie nicht durch die be
obern Klaſſen in der Zucht erhalten würden)
blinde und ihrer Befriedigung alles aufopfe
Triebe nichts als Unheil in der innern Republik
Menſchen ſtiften. Um den Wohlſtand derſelben
fördern zu helfen, müſſen ſie alſo der Vernu
unterworfen, und von dieſer immer unter ſtre
Zucht gehalten werden. Der bewaffneten Klaſſe
den Beſchützern in Platons Republik entſp
in der innern Oekonomie des Menſchen das (vor
liche) zornmüthige, ſtreitbare, ruhmbegierige, L
luſt und Eigennutz verachtende, nichts fürchtende,
allem Widerſtand Trotz bietende Prinzip Thym
deſſen Beſtimmung iſt, die Regierung der Vern
zu unterſtützen, ihre Rechte zu ſchirmen, und
Pöbel der Begierden in gehöriger Ordnung und

vürfigkeit zu erhalten; welches aber, um dieſe ſtimmung nie zu verfehlen, zuvor ſelbſt durch ufik und Gymnaſtik gebändigt und gezüchtet, Oberherrſchaft der Vernunft, als des natürlichen zenten dieſer Republik im Menſchen, immer rkennen und ſeinen höchſten Stolz bloß darin jen muß, in Vollziehung ihres Willens keine Se- r, kein Ungemach, keinen Schmerz zu ſcheuen, der üllung dieſer Pflicht hingegen jedes Opfer, das verlangt, willig darzubringen. So wie nun die rechtigkeit in unſrer großen Republik in der gehö- en Einſchränkung und Subordinazion der unter- und mittlern Klaſſe unter der oberſten, und in daraus entſpringenden Harmonie und Einheit Ganzen beſteht; ſo hat es, vermöge der Natur Sache, eben dieſelbe Bewandtniß mit den drei ſchiedenen Prinzipien, woraus (nach Plato) die ele zuſammen geſetzt iſt; und ſo wäre denn die hre Antwort auf die Frage, „was die Gerechtig- t in der Seele, an ſich ſelbſt, ohne Rückſicht auf end etwas außer ihr, ſey?“ glücklich gefunden, d unſer redſeliger Sokrates, der es ſich in der at ſauer genug werden ließ, die Maſche, die er löſen wollte, ſo ſtark er nur konnte zuſammen zu nüren, und mit ſo vielen neuen, in einander ver- ckelten Knoten zu verſtärken, könnte nun billig für ute von aller weitern Bemühung los geſprochen rden.

vier Dingen, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, nur Eines ſuchen, und (indem wir glücklicher Weiſe zuerſt darauf ſtoßen) es ſogleich für das Geſuchte erkennen, ſo laſſen wirs dabei bewenden; haben wir hingegen die drei erſten vorher ausfindig gemacht, ſo kennen wir eben dadurch auch das, was wir ſuchen; denn es iſt klar, daß es kein anderes ſeyn kann als das vierte, ſo noch übrig iſt. — Richtig, antwortet Glaukon wie ein unbeſonnener Knabe; denn es greift ſich doch mit Händen, daß er nur unter der Bedingung, wofern dieſe vier Dinge uns ſchon bekannt ſind, mit Ja antworten konnte; denn wofern ſie es nicht ſind, ſo weiß ich, in dem gegebenen Falle, zwar, daß das noch nicht gefundene, das Geſuchte iſt; aber wozu kann mir das helfen, wenn ich nicht weiß, was es iſt? Glaukon mußte einfältiger ſeyn als Praxillens Adonis, wenn er nicht ſah, wo Sokrates mit ſeinem mathematiſchen Axiom hinauswollte; daß er es nämlich auf die nur eben ſeiner Republik nachgerühmten vier karakteriſtiſchen Eigenſchaften anwenden, und wenn er die drei zuerſt genannten in ihr gefunden hätte, verſichern würde, daß ihnen nun auch die Gerechtigkeit nicht entgehen könne; wiewohl dieſer Umweg im Grunde zu nichts helfen konnte, als ſie, ohne alle Noth, eine gute halbe Stunde länger aufzuhalten. Da ſich aber ſeine Zuhörer nun einmal alles von ihm gefallen laſſen, ſo macht ſich unſer After-Sokrates abermals

den für ſeine Leſer ziemlich langweiligen Zeitvertreib, durch eine Menge unnöthiger, zum Theil lächerlicher und kindiſcher Fragen, und kopfnickender oder platter Antworten des ehrlichen Glaukons, herauszubringen: worin die Weisheit, Mannskraft und Zucht beſtehe, in welchen (nebſt der Gerechtigkeit) er den unterſcheidenden Charakter ſeiner Republik ſetzt, und von welchen die erſte den Regenten, die zweite den Beſchützern vorzüglich beiwohne, die dritte aber (wie er ſehr ſinnreich und ſpitzfindig darthut) durch die gebührende Subordinazion der zwei untern Bürgerklaſſen unter die oberſte, eine mit dem, was man in der Muſik Diapaſon (die Oktave) nennt, vergleichbare Harmonie des ganzen Staats hervorbringe. Wir hätten alſo (fährt er nun fort) die drei erſten Formen der Tugend oder der Vollkommenheit, die unſrer Republik eigen ſeyn ſoll, gefunden: welches wäre dann die noch übrige? doch wohl die Gerechtigkeit? Gl. Ja wohl! Sokr. Was haben wir alſo nun zu thun, lieber Glaukon, als daß wir, nach Jäger-Weiſe, einen Kreis um dieſen Buſch ſchließen, damit uns die Gerechtigkeit nicht etwa unvermerkt entwiſche und aus dem Geſicht komme; denn daß ſie hier irgendwo ſtecken muß, hat ſeine Richtigkeit. Schaue alſo überall ſcharf herum, ob du ſie vielleicht eher als ich gewahr werden und mir zeigen kannſt. Gl. Ja, wenn ich das könnte! Aber ſo fern ſonſt nichts nöthig iſt als dir zu folgen,

und zu sehen was du mir zeigst, bin ich dein Mann. Sokr. Nun so komm denn mit, und mögen uns die Götter Glück zu unsrer Jagd verleihen! Gl. Das ist auch mein Gebet. Sokr. Der Ort scheint mir ziemlich steil und so verwachsen und dunkel, daß kaum fortzukommen ist. Wollens aber doch versuchen! Gl. Das wollen wir! Sokr. Heyda! Heyda, Glaukon! Mich däucht, ich bin auf die Spur gekommen; nun soll sie uns hoffentlich nicht entwischen. Gl. Das ist mir lieb zu hören. Sokr. Ei, ei! was seh ich? da haben wir ja alle beide einen erzdummen Streich gemacht! Glauk. Wie so? Sokr. Sind wir nicht auslachenswerth, daß wir uns so viele Mühe gaben, etwas zu suchen, das uns gleich von Anfang an so nahe lag? Wir sahen darüber weg, und suchten in der Ferne, was uns diese ganze Zeit über vor den Füßen herumkollerte. Gl. Wie soll ich das verstehen? Sokr. Ich will sagen, wir reden und hören schon wer weiß wie lange davon, und merkten nicht, daß wir nur mit andern Worten von nichts anderm redeten. Gl. Welche lange Vorrede für einen, dessen Wißbegierde du so sehr erregt hast! Sokr. Nun so höre denn!" —

Ich gestehe sehr gern, Eurybates, daß mir die Natur den besondern Sinn versagt hat, der dazu gehört, um an dieser niedrig komischen Vorbereitungsscene zu einer so ernsthaften Untersuchung

nack zu finden. Ich erkenne in dieſer unzeitig
haften Haſenjagd, wobei der Leſer ſich noch
i poſſirliche Geberdungen und Grimaſſen hinzu
muß, höchſtens eine verunglückte Nachah-
irgend einer Ariſtofaniſchen Poſſenſcene, und
lls. den Pſeudo-Sokrates der Wolken, aber
weniger als die fröhliche Laune dieſes immer
und wohlgemuthen, aber zugleich immer ge-
und die Würde ſeines Charakters nie ver-
ſen Sokrates, mit welchem ich lange genug
habe, um das feine Salz, womit ſein Scherz
zt zu ſeyn pflegte, von dem widerlichen Meer-
unterſcheiden zu können, worein Plato hier
orn der Grazien, die ihm ſonſt hold genug
yn pflegen) einen ſo unglücklichen Mißgriff
hat.

d was iſt nun das Reſultat der Entdeckung,
itzt auf Einmal gemacht haben will, nachdem
ſchon ſo lange in ſo weit ausgeholten Kreiſen
n Brei herumgeführt hat? Oder vielmehr, wie
denn der Vogel aus, den er dieſe ganze Zeit
in der Hand hatte, und uns in einem
von jugendlich muthwilliger Spaßhaftigkeit
ſo lange in allen Hecken und Büſchen ſuchen
— Man erwartet, wie billig, daß er ſich
entſchließen werde die Hand aufzuthun, und
armen, vor Neugier und Ungeduld beinahe
den Glaukon den ſeltnen Wundervogel vorzu-

zeigen. Aber nein! dieſer Sokrates ſagt und thut nichts wie andre Menſchenkinder, und bei ihm wird uns das ſchale Vergnügen einer immerwährenden Ueberraſchung bis zur Ueberſättigung zu Theil. Er öffnet zwar die Hand nur eben ſo weit, daß das Vögelchen mit der Spitze des Schnabels hervorgucken kann, macht ſie aber ſogleich wieder zu, fängt wieder von neuem zu ſubtiliſiren und zu ſchikaniren an, und wozu? — Um durch eine Menge unnöthiger Fragen (womit er den ehrlichen Glaukon und uns um ſo billiger verſchonen konnte, da das Alles im Vorhergehenden bereits einige Stunden lang mit der mühſeligſten Genauigkeit aufs Reine gebracht worden war) und durch eine lange Reihe von Gleichungen zu unſrer großen Verwunderung endlich heraus zu bringen: die Gerechtigkeit ſeiner Republik beſtehe darin, daß ein jeder einzelner Bürger der drei Klaſſen, aus welchen ſie zuſammengeſetzt iſt, ſchlechterdings nur das Eine, wozu er am meiſten Geſchick hat, und wodurch er dem Ganzen am nützlichſten ſeyn kann, und ſonſt nichts anders treibe.

Wenn ich die verſchiedenen, zum Theil ſehr verſchraubten Formeln, in welchen er dieſen Satz aufſtellt, recht verſtehe, ſo läuft alles darauf hinaus: daß in ſeiner Republik jeder Menſch und jedes Ding gerade das iſt, was es ſeiner Natur und Beſtimmung nach ſeyn ſoll; oder um die Sache noch kürzer zu geben: daß Jedes das, was es iſt, immer iſt.

ein Wort doch weiter nichts als das Zeichen
er Sache, oder vielmehr der Vorstellung, die wir
ihr haben, ist, so kann es dem Wort Gerech-
keit allerdings gleichviel seyn, was Plato da-
zu bezeichnen beliebt; aber der Sprache ist
s nicht gleichgültig; und ich sehe nicht, mit welchem
cht ein einzelner Mann, Filosof oder Schuster,
anmaßen könne, Worte, denen der Sprachge-
uch eine gewisse Bedeutung gegeben hat, etwas
ders heißen zu lassen als sie bisher immer geheißen
en. Was Plato unter verschiedenen Formeln
rechtigkeit nennt, ist bald die innere Wahr-
it und Güte eines Dinges, die ihm eben da-
ch, daß es recht ist, oder daß es ist was es
yn soll, zukommt; bald die Ordnung, die
aus entsteht, wenn viele verschiedene mit einander
einem gewissen Zweck in Verbindung stehende
nge das, was sie vermöge dieser Verbindung seyn
en, immer sind; bald die Harmonie, die eine
ürliche Wirkung dieser Ordnung ist. Aber fürs
e, wenn sein Geheimniß weiter nichts als
s war, so hätte er uns, däucht mich, die Mühe
er so langwierigen und langweiligen Iniziа-
n ersparen können; und zweitens wird es, wenig-
s außerhalb seiner eigenen Republik, wohl immer
der gewöhnlichen allenthalben angenommenen
deutung des Wortes Gerechtigkeit verbleiben; und
alte Simonides wird um so mehr Recht behal-

ten, da alle Platonische Formeln ohne große Mühe sich mit der seinigen in Gleichung setzen lassen. Denn, indem die Obrigkeit in seinem Staat das ist, was sie seyn soll und nichts anders, erhält und giebt sie (wie er beiläufig selbst gesteht) dem Staat und jedem einzelnen Gliede desselben, was sie ihm vermöge ihrer Bestimmung schuldig ist; und eben dasselbe gilt von der Klasse der Beschützer oder Soldaten, und von den sämmtlichen Künstlern, Handwerkern, Feldbauern, Kaufleuten, Krämern u. s. w. welche Plato mehr seiner Hypothese zu Gefallen, als aus hinlänglichem Grunde, ohne sich viel um sie zu bekümmern, in die dritte Klasse zusammengeworfen hat.

Unser Platonisirende Sokratikus hatte sich apheischig gemacht, ein Beispiel einer gerechten Republik im Großen zu zeigen, was Gerechtigkeit in der Seele eines Menschen gleichsam im Kleinen sey. Das erste also, was ihm oblag, war, das Bild eines gerechten d. i. in sich selbst vollendeten oder vollkommenen Staats zu entwerfen; und dieß ist es, was er bisher nach seiner Weise geleistet hat. Er fand, daß ein ächtes Gemeinwesen — dessen Grundgesetz ist, daß jedes Glied desselben ausschließlich ein einziges zum Wohl des Ganzen unentbehrliches Geschäft treibe und dazu erzogen werde, — noth-

wendig aus drei Klaſſen von Bürgern, aus Regenten, Räthen und Aufſehern, aus bewaffneten Beſchützern, und aus einer für die Wohnung, Nahrung, Kleidung, Bewaffnung und andere ſolche Bedürfniſſe des Staats und ſeiner Bürger um Lohn arbeitenden Klaſſe beſtehen müſſe; und daß auf der Einſchränkung eines jeden Bürgers in den Kreis der einzigen Beſchäftigung, wozu er am beſten taugt, und auf der ſtrengſten Unterwürfigkeit unter die Geſetze und die Regierung, die geſunde Beſchaffenheit des Staats (die ihm Gerechtigkeit heißt) ſo wie auf dieſer die Erhaltung und der Wohlſtand deſſelben beruhe.

Um nun die Anwendung dieſer Erklärung der Gerechtigkeit auf den einzelnen Menſchen zu machen, und ſich dadurch auch des zweiten Theils ſeines Verſprechens zu entledigen, unternimmt er, ſeinen Zuhörern zu zeigen: daß in der menſchlichen Seele eben dieſelbe Verfaſſung Statt finde, wie in ſeiner Republik; nämlich daß ſie, wie dieſe, aus drei Haupttheilen, oder eigentlich aus drei ihrer Natur nach verſchiedenen, wiewohl zuſammen Ein Ganzes ausmachenden Seelen beſtehe; in deren unterſter alle Arten von ſinnlicher, eigennütziger, an ſich ſelbſt unvernünftiger, zügelloſer und unerſättlicher Begierden, in der zweiten ein gewiſſes muthiges, zürnendes, an ſich ſelbſt wildes und unbändiges Weſen (Thymos vom Plato genannt)

das sich gegen alles, was ihm als schlecht, unedel, ungerecht und ordnungswidrig erscheint, empört und ihm aus allen Kräften entgegenkämpft, in der dritten und höchsten endlich die Vernunft, und ein unaufhörliches Streben nach der Wissenschaft des Wahren und Guten, ihren Sitz haben. Die sämmtlichen Begierden nach Genuß und Besitz körperlicher Gegenstände und allen Arten von sinnlichen Befriedigungen sind ihm in der Seele, was die mechanische um Lohn und Gewinn arbeitende Klasse in der Republik; zwar zum Leben eben so unentbehrlich, wie diese, aber sich selbst überlassen, können sie (wie jene, wofern sie nicht durch die beiden obern Klassen in der Zucht erhalten würden) als blinde und ihrer Befriedigung alles aufopfernde Triebe nichts als Unheil in der innern Republik des Menschen stiften. Um den Wohlstand derselben befördern zu helfen, müssen sie also der Vernunft unterworfen, und von dieser immer unter strenger Zucht gehalten werden. Der bewaffneten Klasse oder den Beschützern in Platons Republik entspricht in der innern Oekonomie des Menschen das (vorgebliche) zornmüthige, streitbare, ruhmbegierige, Wollust und Eigennutz verachtende, nichts fürchtende, und allem Widerstand Trotz bietende Prinzip Thymos, dessen Bestimmung ist, die Regierung der Vernunft zu unterstützen, ihre Rechte zu schirmen, und den Pöbel der Begierden in gehöriger Ordnung und Un-

verwürfigkeit zu erhalten; welches aber, um dieſe Beſtimmung nie zu verfehlen, zuvor ſelbſt durch Muſik und Gymnaſtik gebändigt und gezüchtet, die Oberherrſchaft der Vernunft, als des natürlichen Regenten dieſer Republik im Menſchen, immer anerkennen und ſeinen höchſten Stolz bloß darin ſuchen muß, in Vollziehung ihres Willens keine Gefahr, kein Ungemach, keinen Schmerz zu ſcheuen, der Erfüllung dieſer Pflicht hingegen jedes Opfer, das ſie verlangt, willig darzubringen. So wie nun die Gerechtigkeit in unſrer großen Republik in der gehörigen Einſchränkung und Subordinazion der unterſten und mittlern Klaſſe unter der oberſten, und in der daraus entſpringenden Harmonie und Einheit des Ganzen beſteht; ſo hat es, vermöge der Natur der Sache, eben dieſelbe Bewandtniß mit den drei verſchiedenen Prinzipien, woraus (nach Plato) die Seele zuſammen geſetzt iſt; und ſo wäre denn die wahre Antwort auf die Frage, „was die Gerechtigkeit in der Seele, an ſich ſelbſt, ohne Rückſicht auf irgend etwas außer ihr, ſey?“ glücklich gefunden, und unſer redſeliger Sokrates, der es ſich in der That ſauer genug werden ließ, die Maſche, die er auflöſen wollte, ſo ſtark er nur konnte zuſammen zu ſchnüren, und mit ſo vielen neuen, in einander verwickelten Knoten zu verſtärken, könnte nun billig für heute von aller weitern Bemühung los geſprochen werden.

Daß unser Mann in der That, wie er seine vorgeblichen Untersuchungen anstellt, sich selbst ausserordentlich gleich bleibt, versteht sich, und was ich zuvor über diese Methode bereits erinnert habe, tritt daher auch hier wieder ein. Eigentlich kann man nicht sagen, daß er untersuche; denn er hat das, was er seinen Zuhörern suchen zu helfen vorgiebt, immer schon in der Hand, und, bei allem Schein von Gründlichkeit und Subtilität, den er seinen taschenspielerischen Operazionen zu geben weiß, bedarf es doch nur einer mäßigen Aufmerksamkeit, um zu merken, daß er uns täuscht, wenn gleich nicht jeder Zuschauer ihm scharf genug auf die Finger sehen kann, um gewahr zu werden, wie es damit zugeht. Es würde uns zu weit führen, wenn ich die Wahrheit dieser Behauptung durch eine umständliche Analyse dieses Theils des vierten Buchs darlegen, und unsern Handfendkünstler gleichsam nöthigen wollte, seine Handgriffe, einen nach dem andern, so langsam vor unsern Augen zu machen, daß sie auch dem blödsichtigsten nicht entgehen könnten. Ich will mich also bloß darauf einschränken, seinen Beweis der drei wesentlich verschiedenen Prinzipien, die er in der menschlichen Seele entdeckt haben will, etwas näher zu beleuchten, um zu sehen, ob es wirklich zur Erklärung der mannigfaltigen Erscheinungen in derselben nöthig ist, dreierlei Seelen anzunehmen, oder ob wir uns dazu recht gut mit einer einzigen behelfen können.

das Axiom, worauf er seinen Beweis stützt,
dasselbe Subjekt in Widerspruch stehende
nder aufhebende Dinge unmöglich zugleich
ben derselben Hinsicht weder thun noch lei-
, habe ich nichts einzuwenden. Wenn er
n kann, daß diese zugegebene Unmöglichkeit
in dem, was wir unsre Seele nennen,
etwas wirkliches erscheint, so hat er den
wonnen und ich stehe beschämt.

ergehe die Einwendungen, die er sich von
ichteten Gegner machen läßt, und die fast
ne Art, wie er sie beantwortet; denn ich
dieſe Einwürfe nicht machen. Also ohne
zu dem Beispiele, woran er seinem Glau-
nachen will, daß es ohne seine Hypothese
zu erklären sey! Hören wir, wie sich sein
anschickt, um uns zu diesem verzweifelten
u nöthigen.

ates. Rechnest du den Durst nicht unter
, die das, was sie sind, nicht seyn könn-
n nicht ein anderes wäre, dessentwegen sie

kon sieht ihn an und verstummt.

ates. Nach was dürstet der Durst?

kon. Ja so! — Nach einem Trunk.

ates. Bezieht sich der Durst auf eine
t von Getränke? Oder verlangt der Durst,

in so fern er Durst ist, weder viel noch wenig, weder gut noch schlecht, sondern lediglich nur Etwas zu trinken?

Glaukon. So ist es allerdings.

Sokrates. Die Seele des Dürstenden, in so fern sie dürstet, will also nichts als trinken; das ist's, wornach sie trachtet und strebt?

Glaukon. Offenbar.

Sokrates. Wenn sie also dürstet, und etwas zieht sie zurück, muß da nicht noch etwas anders in ihr seyn als das, welches dürstet und sie wie ein Thier zum Trinken treibt? Denn nach unserm obigen Grundsatz ist es ja unmöglich, daß eben dasselbe, in Ansehung eben desselben Gegenstandes dieß oder das und zugleich das Gegentheil thut?

Glaukon. Unmöglich.

Sokrates. So wenig als es recht gesprochen wäre, wenn man sagte, daß ein Bogenschütze den Pfeil mit beiden Händen zugleich abstoße und anziehe, sondern die eine Hand zieht an, und die andere stößt ab; nicht so?

Glaukon. Nicht anders.

Sokrates. Müssen wir nicht gestehen, daß es Leute giebt, welche nicht trinken wollen, wiewohl sie durstig sind?

Glaukon. O gewiß, das begegnet alle Tage

Sokrates. Wie kann man ſich das nun erklären, als wenn man ſagt, das Etwas in ihrer Seele, das ihnen zu trinken befiehlt, ſey ein Anderes als das, ſo ſie vom Trinken abhält und ſtärker als jenes iſt?

Glaukon. So däucht es mir.

Sokrates. Iſt nun das, was uns von dergleichen (ſinnlichen Befriedigungen) zurück hält, nicht ein Werk der Ueberlegung und des Urtheils, ſo wie hingegen das, was zu ihnen anreitzt und hinreißt, Leidenſchaft und Krankheit iſt?

Glaukon. So ſcheint es.

Sokrates. Haben wir alſo nicht Recht, zwei einander entgegen geſetzte Principien in der Seele anzunehmen, von welchen wir jenes, kraft deſſen ſie urtheilt und ſchließt, das Vernünftige, und dieſes, vermöge deſſen ſie liebt und hungert und dürſtet, und von allen andern Begierden, die zu wollüſtiger Anfüllung und Ausleerung reitzen, hingeriſſen wird, das Unvernünftige und Begierliche nennen?

Glaukon. Wir könnten mit Recht dieſer Meinung ſeyn, ſollt' ich denken.

Unſer Filoſof fährt nun fort, in dieſer kurzweiligen Manier auch das dritte in der Seele, welches er Thymos nennt, zu betrachten und ſo lange hin und her zu ſchieben, bis er die Aehnlichkeit die-

ſes vorgeblichen Prinzips mit der ſtreitbaren Klaſſe in ſeiner Republik entdeckt, und herausgebracht hat, daß Thymos mit den Begierden häufig in Streit gerathe, und ſo oft ſich dieſe gegen das regierende vernünftige Prinzip auflehnen, mit großem Eifer die Partei des letztern nehme, für welches er eine ganz eigene Anmuthung habe, u. ſ. w. wozu denn der gefällige Glaukon immer ſeine Beiſtimmung giebt, und ſich am Ende gänzlich für die Hypotheſe der dreifachen Seele oder der drei Seelen in Einer erklärt. Es mag eine ganz bequeme Sache ſeyn, mit Schülern zu philoſophren, bei welchen man immer Recht behält. An Glaukons Stelle hätte ich mich ſo leicht nicht von dieſer neuen Platoniſchen Lehre übergangen laſſen, und würde mir die Freiheit genommen haben, folgende Vorſtellungen gegen dieſelbe zu machen.

„Wie eng auch die unbegreifliche Verbindung unſrer Seele mit ihrem Körper iſt, ehrenwerther Sokrates, ſo kann man doch eben ſo wenig von der Seele ſagen, daß ſie hungre oder dürſte, als daß ſie eſſe und trinke; auch iſt ſie eben ſo unſchuldig an dem, was du aus geziemender Urbanität lieben nennſt, und was (in dem Sinne, den du dieſem Worte hier beilegſt) eigentlich bloß den gewaltſamen Zuſtand bezeichnet, worin Ariſtofanes den Gemahl der ſchönen Lyſiſtrata von der Armee zu ihr zurück eilen läßt. Alle Triebe, — welche die Befriedigung eines natürlichen Bedürfniſſes des Körpers zu

Gegenstand haben, gehören auch dem Körper zu; sie sind nothwendige Folgen seiner Organisazion, und werden nur in so fern Begierden der Seele, als diese durch das geheime Band, wodurch sie an jenen gefesselt ist, sich genöthigt fühlt." — Doch, warum sollte ich dir, lieber Eurybates, bei dieser Gelegenheit nicht eine kleine Probe geben, daß ich die Kunst, das wahre einer Sache durch Frag und Antwort herauszubringen, unserm gemeinschaftlichen Meister so gut als Plato abgelernt habe? Wenigstens werde ich keine hinterlistige und mit einer vorgefaßten Hypothese in geheimen Einverständniß stehende Frage thun, und keine Antwort geben lassen, als die immer die einzig mögliche ist, die ein vernünftiger Mensch auf die vorgelegte Frage geben kann. Also, unter Anrufung der schönsten aller Göttinnen, der Wahrheit, und ihrer ungeschminkten Grazien — zur Sache!

Aristipp. Mich däucht, lieber Sokrates-Plato, der gute Glaukon hat dir zu schnell gewonnenes Spiel gegeben. Erlaube, daß ich eine kleine Weile seine Stelle vertrete und in seinem Namen einige unschuldige Gegenfragen an dich thue.

Sokrates. Frage immer zu.

Aristipp. Giebt es unter allen Körpern in der Welt einen, den deine Seele den ihrigen nennt?

Sokrates. Allerdings.

Aristipp. Thust du dieß nicht, weil deine Seele

in einer viel engern, besonderern und unmittelbarern Verbindung mit ihm steht, als mit irgend einem andern?

Sokrates. Getroffen!

Aristipp. Belehrt uns nicht die tägliche Erfahrung, daß wir ohne unsern Körper weder sehen noch hören, noch von irgend etwas, das außer uns ist oder zu seyn scheint, ja nicht einmal von Uns selbst, die mindeste Kenntniß hätten?

Sokrates. In diesem Leben wenigstens können wir nichts von allem diesem ohne unsern Körper.

Aristipp. Lehrt uns die Erfahrung nicht überdieß, daß wir ohne Hülfe unsers Leibes nichts von allem, was wir zu verrichten und hervorzubringen wünschen, ausführen können? Ingleichen, daß so bald der Leib leidet und in seiner natürlichen Lebensordnung gestört wird, auch die Seele, sie wolle oder nicht, sich zur Mitleidenheit gezogen fühlt, und je größer die Leiden ihres Körpers sind, desto mehr auch in ihren eigenen Verrichtungen, im Denken und in der Freiheit ihre Gedanken zu gewissen Absichten zu ordnen, unterbrochen und aufgehalten wird?

Sokrates. Ich sehe nicht, wie dieß geläugnet werden könnte.

Aristipp. Ist es also nicht natürlich, daß die Seele in solchen Umständen und Lagen ein Verlangen

ihrem Körper nach Möglichkeit zu Hülfe zu
i?

krates. Sehr natürlich.

iſtipp. Sollte nun aber nicht eben ſo natür-
yn, daß eben dieſelbe Seele, die ihrem Leibe
will und ſeine Erhaltung begehrt, auch alles
ſcheuen muß, was ſeinen Wohlſtand unterbricht
ihn gar zu zerſtören droht? Oder wie ſollt' es
lich ſeyn, daß die Seele Etwas wollte, ohne das
gentheil nicht zu wollen? Oder daß ſie
das ernſtlich und eifrig begehrte, ohne daß ſie
, was der Befriedigung dieſes Verlangens ent-
zen ſteht, aus dem Wege zu räumen ſuchte?

Sokrates. Es iſt klar, daß in dem angenom-
nen Fall das Nichtwollen im Wollen, das
erabſcheuen im Begehren nothwendig ent-
lten iſt.

Ariſtipp. Lehrt uns die Erfahrung nicht, daß,
unſer Leib zur Erhaltung ſeines Lebens und ſei-
r Kräfte von Zeit zu Zeit Speiſe und Trank be-
irf, die Natur im Bau deſſelben eine ſolche Ein-
chtung getroffen hat, daß wir durch eine gewiſſe
ıbehäglichkeit an dieſes Bedürfniß erinnert werden,
ıd daß dieſe Unbehäglichkeit, je nachdem das Be-
ırfniß größer und dringender wird, ſo lange zu-
mmt, bis es endlich peinvoll und unausſtehlich iſt?

Sokrates. Wiewohl ich das letztere nicht aus
zener Erfahrung weiß, ſo zweifle ich doch ſo wenig

daran, daß die unmittelbare Erfahrung mich nicht stärker überzeugen könnte.

Aristipp. Wie nennst du diese Aufforderung der Natur, jenen Bedürfnissen unsers Leibes zu Hülfe zu eilen?

Sokrates. Hunger und Durst.

Aristipp. Und das, wodurch beiden abgeholfen wird?

Sokrates. Speise und Trank.

Aristipp. Sollten wir also den Hunger und den Durst, als Gefühle, die uns die Natur selbst aufgedrungen hat, nicht mit gutem Fug Naturtriebe nennen können?

Sokrates. Ich sehe nicht was uns daran hindern sollte.

Aristipp. Wenn mich dürstet, regt sich der Trieb zum Trinken zunächst im Leibe, der des Getränks bedarf, oder in der Seele, die weder trinken kann noch dessen für sich selbst nöthig hat?

Sokrates. Nur ein Wahnsinniger könnte das letztere behaupten.

Aristipp. Man kann also eigentlich zu reden, nicht sagen, die Seele dürste; und Plato hatte ein wenig Unrecht, einen so vernünftigen Mann wie Du bist, etwas so unschickliches sagen zu lassen.

Sokrates. Schlimm genug für mich oder ihn, daß ihm das nur gar zu oft begegnet.

Aristipp. Wenn also, wie die Erfahrung gleich-

falls lehrt, dieſer körperliche Trieb, welcher unmittelbar aus dem Gefühl des Bedürfniſſes entſteht, in der Seele des Dürſtenden zur Begierde jenen Trieb zu befriedigen, und zur Verabſcheuung des aus der Nichtbefriedigung entſtehenden peinlichen Zuſtandes wird, kommt dieß nicht bloß daher, weil ſie an dem Zuſtande des Leibes, ihres unmittelbaren Gefährten und Gehülfen, Antheil zu nehmen genöthigt iſt; und weil ſie, auch um ihrer Selbſt willen, deſto lebhafter und ungeduldiger wünſchen muß, daß der Dürſtende zu trinken bekomme, je dringender ſein Bedürfniß, je quälender ſein Durſt, und je peinlicher folglich ihr ſelbſt die Hemmung ihrer freien Thätigkeit wird, die eine natürliche Folge deſſelben iſt?

Sokrates. Ich ſehe nicht, wie ich mir die Sache anders denken könnte.

Ariſtipp. Wenn nun kein beſonderer Grund vorhanden iſt, warum der Dürſtende ſich des Trinkens enthalten ſoll, ſo iſt auch nichts da, was die Ueberlegung oder die Vernunft verhindern könnte, ihre Einwilligung dazu zu geben; Trieb, Begierde und freier Wille fallen alsdann in einander, und es iſt klar, daß wir nicht zwei verſchiedene Prinzipien anzunehmen brauchen, um das, was in der Seele dabei vorgeht, begreifen zu können. Laß hingegen irgend einen Grund des Nichttrinkens vorhanden ſeyn, z. B. daß kein anderes als ſtinkendes

Wasser, oder irgend ein Getränk, dessen Schädlichkeit dem Dürstenden bekannt ist, vorhanden, oder daß noch vorher irgend ein äußerst dringendes Geschäft abzuthun, der Durst hingegen noch erträglich wäre: so würde zwar der mechanische Trieb zum Trinken nichts dadurch von seiner Stärke verlieren, aber die Begierde, durch die Ueberlegung unterdrückt, würde dem Willen, nicht zu trinken Platz machen; und dieß auf eben die Weise, wie wir, wenn wir uns mit Ueberlegung, oder aus irriger Meinung zu etwas entschlossen haben, unsern Entschluß ändern, so bald wir den Irrthum gewahr werden, wiewohl es eben dieselbe Vernunft ist, die uns in beiden Fällen bestimmt. Oder sollte es etwa, zu Erklärung dieser so häufig vorkommenden Veränderlichkeit unsrer Meinungen und Entschließungen, einer zweifachen vernünftigen Seele bedürfen, einer die sich irren kann, und einer andern, die sich nie irrt, und welcher jene unterthan zu seyn verbunden ist?

Sokrates. Mich dünkt, Eine und eben dieselbe Seele sollte hinlänglich seyn, Alles was in den besagten Fällen in ihr vorgeht, zu bestreiten.

Aristipp. So lange uns also Plato nicht gezeigt haben wird, daß es andere Fälle gebe, wo der Mensch in eben demselben unheilbaren Augenblick, in Ansehung eben desselben Gegenstandes, von der Begierde nach einer gewissen Richtung, und von der

Vernunft nach der entgegen gesetzten gezogen werde, ist keine Ursache vorhanden, warum wir aus dem was in uns begehrt, und dem was in uns überlegt und wählt, zwei verschiedene Seelen machen sollten.

Sokrates. Aber wie, wenn (um bei unserm bisherigen Beispiele zu bleiben) der Durst endlich auf einen so hohen Grad dringend würde, daß seine Pein unausstehlich wäre, und der Dürstende könnte schlechterdings keines andern Getränkes habhaft werden, als eines Bechers voll Schierlingssaft, entstände da nicht der Fall, wo Begierde und Ueberlegung den Menschen zugleich nach zwei entgegen gesetzten Richtungen ziehen würde?

Aristipp. Ich weiß nicht, ob jemals ein solcher Fall Statt gefunden haben mag; wenigstens werden wir, weil die Erfahrung uns hier verläßt, das, was in diesem unbekannten Falle geschehen müßte, nur aus dem, was uns von der menschlichen Natur überhaupt bekannt ist, oder aus ähnlichen Fällen durch Muthmaßung heraus bringen können. Auf alle Fälle ist gewiß, daß eben dieselbe Seele, die dem dringenden Bedürfniß des verlechzenden Körpers um jeden Preis abgeholfen wissen will, den Gifttrank, so bald sie ihn für einen solchen erkennt, in so fern er dem Körper die gänzliche Zerstörung droht, verabscheuen muß. Dem ungeachtet bin ich überzeugt, so bald das Bedürfniß zu trinken aufs äußerste,

und folglich die Pein des Durstes auf einen so fürchterlichen Grad gestiegen wäre, daß dem Unglücklichen nichts übrig bliebe, als sein Leben an die Erleichterung der gegenwärtigen Qual zu setzen: so würde nicht nur der sinnliche Abscheu von der wüthenden Begierde übertäubt werden, sondern die Vernunft selbst, wenn sie kein anderes Rettungsmittel vorzuschlagen hätte, würde die leichtere und schnellere Todesart der grausamern vorziehen, und der Begierde keinen vergeblichen Widerstand entgegen setzen. —

Aber genug, lieber Eurybates, für eine kleine Probe, welche freilich dreimal so groß hätte ausfallen mögen, wenn ich, nach der Weise meines Vorgängers, jede Frage noch in zwei oder drei dünnere hätte spalten wollen.

In Betreff des so genannten Thymos, welchen Plato zum dritten — ich weiß nicht was in unsrer Seele macht, muß ich zu dem bereits Gesagten nur noch hinzusetzen, daß alle Schwierigkeiten von selbst wegfallen, so bald bei den Erscheinungen, die er unter dieser Benennung begreift, das, was seinen unmittelbaren Grund in der organischen Beschaffenheit des Leibes hat, von dem was das eigentliche Werk der Seele dabei ist, so genau als möglich unterschieden wird. Ueberhaupt fehlt sehr viel, daß dieses vorgebliche Prinzip bei allen Menschen gleiche Wirkungen hervorbringe: die Verschiedenheit des Temperaments, der Nervenstärke und Muskelkraft,

der von Jugend an gewohnten Lebensweise und anderer Umstände, giebt gar verschiedene Resultate. Der Eine zittert vor dem bloßen Anschein einer Gefahr, da ein andrer gar nicht weiß was Furcht ist, und seinen Muth mit der Gefahr steigen fühlt. Dieser ergrimmt über etwas, das Jenen kaum aus dem Gleichgewicht rückt. Bei einigen ist hoher Muth mit Sanftheit und Zartgefühl, bei ungleich mehreren mit Rohheit, Härte und Gefühllosigkeit verbunden, u. s. w. Das aber, was ohne Zweifel allen Menschen gemein ist, — der natürliche, mit mehr oder minder lebhaftem Widerstand verbundene Abscheu vor Allem, was unsern gegenwärtigen Zustand zu verschlimmern, oder gar unser Wesen selbst zu zerstören droht, — und die Begierde alles, was sich als angenehm, unserm Wesen zuträglich und den Genuß unsers Daseyns verstärkend, kurz, was sich uns unter der freundlichen Gestalt des Schönen und Guten darstellt, an uns und soviel möglich in uns hinein zu ziehen, — ich sage, jener Abscheu und Widerstand entspringt mit dieser Begierde und Anziehung aus einer und ebenderselben Wurzel. Beide bedürfen, um uns in ihren Wirkungen begreiflich zu werden, keines andern Princips, als dessen, worin unser Wesen selbst besteht, dieser sich selbst bewegenden Kraft, die sich in dem unaufhörlichen Bestreben äußert, ihr durch den Körper beschränktes, aber innigst mit ihm verwebtes

Seyn zu genießen, zu nähren, zu erweitern und zu erhöhen; und die immer eben dieselbe ist, es sey nun daß sie, als Begierde; das was ihr gut scheint an sich zu ziehen, oder, als Abscheu, das wirkliche oder vermeinte Böse zurückzustoßen strebt. Zu Erklärung dieser so nothwendig mit einander verbundenen und unter der Regierung der Vernunft so harmonisch zu einerlei Zweck zusammenwirkenden Bestrebungen eben derselben Kraft, zwei besondere Seelen anzunehmen, dünkt mich eben so unfilosofisch, als wenn man, um sich die verschiedenen Wirkungen der Liebe und des Hasses zu erklären, eine liebende und eine hassende Seele erdichten wollte. Nach Platons Art zu räsonnieren, würden wir zuletzt jeder besondern Leidenschaft, wiewohl sie alle aus einerlei Quelle entspringen, ihre eigene Seele geben müssen; denn sehen und erfahren wir nicht täglich bei tausend Gelegenheiten, daß eine begehrliche Leidenschaft mit einer andern, öfters sogar mit mehrern zugleich (z. B. der Geitz mit Gewinnsucht, Eitelkeit und Lüsternheit) in offenbarem Widerspruch geräth?

Doch genug und schon zu viel über die zwei untersten Endpunkte des Platonischen Seelen-Dreiecks. Sollte es mit der vernünftigen Seele, welche die oberste Spitze desselben ist, nicht die nämliche Bewandtniß haben? Sollten sich nicht alle Erscheinungen und Wirkungen der Sinnlichkeit

und der Einbildungskraft, des Verstandes und des Willens, der Leidenschaften und der Vernunft, sehr wohl aus Einer und eben derselben mit einem organischen Körper vereinigten Seele erklären lassen? Können sie nicht ganz natürlich und ungezwungen als bloße verschiedene Modalitäten oder Zustände eben derselben selbstthätigen Kraft gedacht werden, welche, je nachdem sie von ihrem Körper und andern in sie einwirkenden Dingen außer sich mehr oder minder eingeschränkt wird, und je nachdem sie sich selbst aus verschiedenen Beweggründen und Absichten eine andere Richtung oder Stimmung giebt, oder ihre Kraft höher oder tiefer spannt, sich unter andern Gestalten zeigt und andere Benennungen erhält? Sind wir nicht sogar durch das innigste Selbstbewußtseyn genöthigt, unser Ich in allen seinen Veränderungen, Zuständen und Gestalten, selbst in den ungleichartigsten und unverträglichsten (z. B. im Uebergang aus der Trunkenheit einer heftigen Leidenschaft in den heitern Stand der ruhigen Besonnenheit) für Ebendasselbe zu erkennen? Ich möchte wohl sehen, wie uns Plato dieses immerwährende Zusammenfließen seiner drei Seelen in der Einheit des Bewußtseyns, ohne eine ihm und uns bisher unbekannte vierte Seele, begreiflich machen wollte?

Uebrigens bedarf es kaum der Erwähnung, daß ich gegen die allgemeinen, aller ächten Lebensweisheit

zum Grunde liegenden Wahrheiten, womit sich das vierte Buch schließt, und gegen die Formel, in welcher Plato seine Theorie über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zusammenfaßt — „daß die Tugend der „Seele eben das sey, was Gesundheit, Schönheit, „und vollkommenes Wohlbefinden dem Leibe," und gegen die Behauptung, „daß beide Arten von Gesund„heit aus einerlei Ursachen entspringen, wenn näm„lich jeder Theil, in gehörigem Verhältniß zu den „übrigen, nichts als sein ihm eigenthümliches Geschäft „verrichte, und im Ganzen die reinste Uebereinstim„mung und Ordnung herrsche" — nichts zu erinnern habe. Warum er uns aber zu so sonnenklaren, von Niemand, meines Wissens, bestrittenen und, wie er selbst gesteht, so augenscheinlich vor unsern Füßen liegenden Wahrheiten auf solchen Umwegen und durch so viele struppichte Dornhecken geführt hat, bleibt indessen immer eine Frage, die er selbst vielleicht durch den Ausspruch des alten Hesiodus beantwortet glaubt: daß die Götter es nun einmal so in der Art haben, den Sterblichen nichts Gutes ohne große Müh' und Beschwerde zukommen zu lassen.

7.

Fortſetzung des Vorigen.

Der Platoniſche Sokrates hat, ſeinem eigenen mehrmaligen Vorgeben nach, die Idee ſeiner Republik zu keinem andern Ende aufgeſtellt, als um an einem groß in die Augen fallenden Vorbilde deſto deutlicher zeigen zu können, was Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit an ſich ſelbſt in der Seele und für die Seele ſey, von welcher die eine oder die andere Beſitz genommen habe. Mit dieſer Arbeit iſt er nun in den vier erſten Büchern dieſes Dialogs glücklich zu Stande gekommen; er hat überflüſſig geleiſtet, was er verſprochen hatte, und in der That viel mehr als er ſchuldig war. Man erwartet alſo die Geſellſchaft entweder aus einander gehen, oder eine neue Materie zum Geſpräch auf die Bahn gebracht zu ſehen. Aber Plato hat es bereits darauf angelegt, daß er nur die Fäden, die er hier und da, wie es ſchien bloß zufälliger Weiſe, aber in der That abſichtlich fallen ließ, nach und nach wieder aufzunehmen braucht, um an ſeinem reichen und vielgeſtaltigen Gewebe in die Länge und Breite ſo lange fortzuweben, als es ſeine mit dem Werke ſelbſt

wachsende Lust und Liebe nur immer aufzuhalten vermögend seyn wird. Sein Sokrates stellt sich also am Schluß des vierten Buchs, als ob er sich auf Einmal erinnere, daß er, um die Gerechtigkeit gegen ihre Gegner vollständig zu vertheidigen, noch zu untersuchen habe; welches von beiden nützlicher sey, gerecht und tugendhaft zu seyn, auch wenn man weder von Göttern noch Menschen dafür anerkannt wird, oder ungerecht, wenn man es gleich ungestraft seyn könnte? Glaukon, der seit geraumer Weile eine ziemlich schülerhafte Rolle spielen mußte, erhält hier Gelegenheit, durch seine Weigerung an einer so überflüssigen Untersuchung Theil zu nehmen, seinen Verstand wieder bei uns in Kredit zu setzen. Es wäre lächerlich, sagt er, nachdem so ausführlich erwiesen worden, daß Gerechtigkeit Gesundheit der Seele sey, erst noch zu untersuchen, ob es nützlicher sey, krank oder gesund zu seyn? — Sokrates gesteht das Lächerliche einer solchen Untersuchung, meint aber doch, da sie nun bereits einen so hohen Standpunkt erstiegen hätten, sollten sie sichs nicht verdrießen lassen, so weit sie könnten, herum zu schauen, um sich desto vollständiger zu überzeugen, daß es diese Bewandtniß mit der Sache habe. Wenn er dieß thun wolle, fährt er fort, so werde er sehen, daß die Tugend nur Eine Gestalt oder Form habe, die Untugend hingegen unzählige. Unter diesen seyen jedoch nur Vier vorzüglich be-

merkenswerth, deren jede die Form einer nichts taugenden Art sowohl von Staats- als von Seelen-Verfassung sey. Es gebe nämlich genauer zu reden — nicht (wie er eben gesagt hatte) unzählige, sondern nur fünferlei Regierungsformen, und eben so viele verschiedene Verfassungen der Seele. Die erste sey diejenige, welche sie bisher mit einander durchgegangen hätten; sie könnte aber unter zweierlei Benennungen erscheinen: wenn nämlich unter den Vorstehern des Staats Einer als der vorzüglichste alle andern regiere, werde sie Monarchie, wenn der Staat hingegen unter mehrern Regenten stehe, Aristokratie genennt. Im wesentlichen sey es aber in seiner Republik ganz einerlei, ob sie von mehrern oder nur von Einem regiert werde; denn vermöge der Erziehung, welche alle zum Regieren bestimmten Personen in derselben erhielten, würde dieser Einzelne so wenig als Jene Mehrern das mindeste an den Grundgesetzen des Staats ändern; und in dieser Rücksicht begreife er beide Regierungsarten unter Einer Form. Da nun diese die gute und rechte sey, so folge von selbst, daß die andern vier nichts taugen müßten.

Wie er eben anfangen will, dieses von einer jeden besonders mit seiner gewöhnlichen Ausführlichkeit zu beweisen, entsteht auf Anstiften Polemarchs und Adimanths ein kleiner Aufruhr unter den anwesenden Theilnehmern an diesem Ge-

spräch. Man erinnert sich, daß, als vorhin von verschiedenen die Policei der idealischen Republik betreffenden Dingen, für welche die Archonten derselben zu sorgen haben würden, die Rede war, Sokrates sich, wie von ungefähr, ein Wort davon hatte entfallen lassen, als ob es sich von selbst verstehe, daß in den obern Klassen Weiber und Kinder gemein seyn müßten.

Ein so paradoxer Satz hätte nun freilich den Adimanthus, an welchen er gerichtet war, sowohl als alle übrigen gewaltig vor die Stirne stoßen sollen: aber dieß wäre dem Verfasser damals ungelegen gekommen. Man ließ ihn also unbemerkt auf die Erde fallen, und Adimanth, der fast immer nichts als ja freilich zu antworten gehabt hatte, sagte wie in einer Zerstreuung: das alles würde so in der besten Ordnung seyn. Wir sehen aber aus dem Eifer, womit er und Glaukon und die übrige Gesellschaft itzt auf einmal in Sokrates dringen, sich über diese Gemeinschaft der Weiber und Kinder unter den Beschützern seiner Republik näher zu erklären, daß sie ihnen stark genug aufgefallen seyn mußte; nur sehen wir nicht, warum sie die Erklärung nicht damals, da es so natürlich war, sie zu fordern, sondern gerade itzt, da keine Veranlassung dazu vorhanden ist, von ihm verlangen.

Platon läßt hier seinen Sokrates abermals (wie er schon öfters gethan hat, und in der Folge noch

mehrmal thun wird) um die Neugier der Zuhörer noch mehr zu reitzen, den Eiron spielen und sich stellen, als ob er großes Bedenken trage, sich auf eine so häkelige Materie einzulassen, da er voraussehe, wie vielerlei neue Fragen, Zweifelsknoten und Streitigkeiten sie nach sich ziehen werde. Was thut das, sagt Thrasymachus; sind wir denn nicht deßwegen hier, um uns mit interessanten Diskursen zu unterhalten? — Das wohl, versetzt jener, aber alles mit Maß! — O Sokrates, ruft der ungenügsame Glaukon aus, was nennst du mit Maß? Verständige Menschen würden ihr ganzes Leben lang solchen Diskursen zuhören, und noch immer nicht genug haben! — Du merkst doch, Eurybates, wem dieß eigentlich gilt, und wozu es gesagt ist? Der Filosof hat, wie du siehst, darauf gerechnet, recht viele Glaukonen zu Lesern zu haben, und hat ihnen wenigstens seinen guten Willen zeigen wollen, ein Buch zu schreiben, woran sie ihr ganzes Leben lang zu lesen haben.

Aber Sokrates macht noch immer Schwierigkeiten. Man werde, sagt er, fürs erste nicht glauben wollen, daß eine solche Einrichtung ausführbar sey: und wenn man dieß auch zugäbe, so werde man doch nicht glauben, daß sie die beste sey. Er erklärt sich also nochmals, daß er sehr ungern daran gehen würde, diese Dinge zu berühren, aus Furcht man möchte die ganze Sache bloß für ein windichtes Projekt halten.

Da aber Glaukon schlechterdings nicht von ihm abläßt, und ihn zu bedenken bittet, daß er weder undankbare, noch ungläubige, noch übelwollende Zuhörer habe: so rückt er endlich aufrichtiger mit der Sprache heraus, und wir vernehmen zu unsrer großen Verwunderung: der wahre Grund seiner Schüchternheit sei eigentlich bloß, weil er selbst nicht recht überzeugt sey, daß es mit diesem Theil der Gesetze, die er seiner Republik zu geben gedenkt, so ganz richtig stehe, und er also große Gefahr laufe, nicht etwa bloß sich lächerlich zu machen (denn das würde wenig zu bedeuten haben) sondern, indem er auf einem so schlüpfrigen Wege im Dunkeln nach der Wahrheit herumtappe, auszugleiten, und, was noch schlimmer wäre, auch noch seine Freunde im Fallen mit sich nachzuziehen. Er wolle also Adrasteen zum voraus fußfällig angefleht haben, ihm zu verzeihen, wenn das, was er itzt zu sagen vorhabe, etwa gegen seine Absicht, strafwürdig seyn sollte: denn (sagt er) ich bin der Meinung, daß es eine kleinere Sünde sey, jemanden unvorsetzlich todt zu schlagen, als ihn in Dingen, wo es auf das, was Schön und Gut, Rechtlich und Sittlich ist, ankommt, irre zu führen; — eine Gefahr, die man allenfalls eher bei Feinden als bei Freunden laufen möchte. Siehe also zu, lieber Glaukon, wie du es angreifen willst, um mir zu einem solchen Wagestück Muth zu machen. — Wohlan denn, sagt Glaukon lachend,

wenn wir ja durch das, was du ſagen wirſt, in einen falſchen Ton gerathen ſollten, ſo ſprechen wir dich zum voraus von aller Schuld und Strafe los. Rede alſo ohne Scheu. — Gut, erwiedert Sokrates, wer hier losgeſprochen wird, iſt dort rein, wie das Geſetz ſagt: hoffentlich alſo, wenn er es dort iſt, wird er es auch hier ſeyn. — So laß dich denn nichts mehr abhalten, anzufangen, ſagt Glaukon, und jener entſchließt ſich endlich dazu, doch nicht ohne nochmals zu verſtehen zu geben, daß es ihn viele Ueberwindung koſte, und daß er vielleicht beſſer gethan hätte, ſich die Sache ſogleich bei der erſten Erwähnung vom Halſe zu ſchaffen. — Und wozu, um aller Götter willen! alle die langweiligen Grimaſſen, welche Plato ſeinen verkappten Sokrates hier machen läßt? Iſts Ernſt oder Scherz? Im letztern Fall konnte wohl nichts unzeitiger ſeyn (um kein härteres Wort zu gebrauchen) als in einer ſolchen Sache den Spaß ſo weit zu treiben; bittet er aber Adraſteen (mit der man ſonſt eben nicht zu ſcherzen pflegt) in vollem Ernſt um Nachſicht, und iſt es wirklich zweifelhaft, ob die neuen Geſetze, die er ſeiner Republik zu geben gedenkt, gut, gerecht und geziemend ſind: was in aller Welt nöthigte ihn, ſie zu geben? zumal, da der Zweck, wozu er dieſe Republik erdichtete, bereits erreicht iſt, und vollkommen erreicht werden konnte, ohne daß die Rede davon zu ſeyn brauchte, wie die junge

Brut in derselben erzeugt und abgerichtet werden sollte? Und wie kommt es, wofern sein Zaudern und Achselzucken nicht eine platte und aller öffentlichen Ehrbarkeit spottende Spaßmacherei ist, daß er, sobald er über der Darlegung seiner widersinnischen Ehgesetze ein wenig warm wird, auf einmal aller seiner vorigen Aengstlichkeit vergißt, und so positiv und zuversichtlich mit den anstößigsten Behauptungen herausrückt, als ob sich nicht das geringste mit Vernunft dagegen einwenden ließe, und als ob er auf lauter so gefällige Leser rechne, wie sein vom Zuhören berauschter Freund Glaukon, der für die paradoxesten Sätze immer die eilfertigste Beistimmung in Bereitschaft hat? — Ich gestehe, daß ich auf diese Fragen keine Antwort weiß.

Uebrigens, lieber Eurybates, wirst du mir hoffentlich eine ausführliche Beurtheilung dieses Theils der Platonischen Republik (dem ich ungern seinen rechten Namen geben möchte) um so geneigter nachlassen, da, so viel ich selbst sehe, und von andern höre, allenthalben nur Eine Stimme darüber ist. Das Unwahre, Ungereimte und Unnatürliche in diesen Ehgesetzen liegt freilich so unverschämt nackend vor allen Augen da, daß der erste Eindruck nicht anders als unserm Filosofen nachtheilig seyn kann; zumal da sein Sokrates gerade die auffallendsten Verordnungen mit der gefühllosesten Kaltblütigkeit vorträgt, und z. B. von dem anbefohlenen Ab-

treiben oder Aussetzen der Kinder, die aus der Vereinigung der Männer unter dreißig und über fünf und funfzig Jahren mit Weibern unter zwanzig und über vierzig etwa erfolgen möchten, nicht anders spricht, als ob die Rede von jungen Hunden oder Katzen wäre. Freilich ist diese Sprache dem Gesichtspunkt gemäß, woraus er diesen Gegenstand betrachtet; indessen konnte er doch, wie verliebt er auch in sein System seyn mag, leicht voraussehen, daß sein Grundsatz, „das Verfahren bei Paarung „der Pferde und Hunde, wenn man eine gute „Zucht erhalten will, müsse, ohne alle Einschränkung „und in der größten Strenge, auch auf die Menschen angewandt werden;“ und die männliche gymnastische Erziehung, die er (diesem Grundsatz zu Folge) den menschlichen Stuten und Fähen, die zur Paarung mit den menschlichen Hengsten und Rüden seiner kriegerischen Bürgerklasse bestimmt sind, mit allen den unsittlichen und zum Theil unmenschlichen, der Natur Trotz bietenden Gesetzen, wodurch er die Gemeinschaft der Weiber und Kinder in seiner Republik unschädlich und zweckmäßig zu machen vermeint, — er konnte, sage ich, leicht genug voraussehen, daß dieses, gegen das allgemeine Gefühl so hart anrennende Paradoxon, in einem so zuversichtlichen Ton und so kaltblütig vorgebracht, alle seine Leser empören, und das Gute, so er etwa durch die vortrefflichen Partien dieses

wichtigsten aller seiner Werke hätte stiften können, bei vielen, wo nicht bei den meisten, unkräftig machen und vernichten werde.

Aber gerade der Umstand, daß er stockblind hätte seyn müssen, um dieß nicht vorauszusehen, und daß er sich dennoch nicht dadurch abschrecken ließ, muß uns billiger Weise auf einen Punkt aufmerksam machen, der, wenn wir gerecht gegen ihn seyn wollen, nicht übersehen werden darf; nämlich auf den Gesichtspunkt, aus welchem er selbst die Sache angesehen hat. Denn ich müßte mich sehr irren, oder dieß würde uns begreiflich machen, wie es zugegangen, daß ein Mann wie Er, sein eigenes Gefühl so seltsam übertäuben konnte, um baaren Unsinn für Aussprüche der höchsten Vernunft zu halten? — Plato scheint mir von den Geometern und Rechnern angenommen zu haben, daß er immer gewisse Begriffe und Sätze, als an sich selbst klar, ohne Beweis (wenigstens ohne strengen Beweis), voraussetzt, aus diesen aber sodann mit der genauesten Folgerichtigkeit alles ableitet, was sowohl aus ihnen selbst, als aus ihrer Verbindung mit andern Begriffen und Sätzen gleicher Art, durch Schlüsse herausgebracht werden kann. Wo von Zahlen, Linien und Winkeln die Rede ist, kann diese Art zu räsonniren nicht leicht irre führen; oder, wofern dieß auch begegnen sollte, so ist der Irrthum wenigstens leicht und sicher zu entdecken: aber wo es um Auflösung solcher Aufgaben

zu thun iſt, die den Menſchen und deſſen Thun und Laſſen, Wohl- oder Uebelbefinden, vornämlich ſeine urſprüngliche Natur, ſeine innere Organiſirung, ſeine Verhältniſſe zu den übrigen Dingen, ſeine Anlagen, ſeinen Zweck, ſeine Erziehung und Bildung für das geſellſchaftliche, bürgerliche und kosmopolitiſche Leben, und andere hierher gehörige Gegenſtände betreffen, kurz, bei Gegenſtänden, an welche man weder Meßſchnur noch Winkelmaß anlegen kann, findet jene Methode keine ſichere Anwendung. Der Menſch läßt ſich nicht, wie eine regelmäßige geometriſche Figur, in etliche ſcharf gezogene gerade Linien einſchließen; und es ſind vielleicht noch Jahrtauſende einer anhaltenden, eben ſo unbefangenen als ſcharfſichtigen Beobachtung unſrer Natur vonnöthen, bevor es möglich ſeyn wird, nur die Grundlinien zu einem ächten Modell der beſten geſellſchaftlichen Verfaſſung für die wirklichen Menſchen zu zeichnen; und ſelbſt dieſes Modell würde für jedes beſondere Volk, durch deſſen eigene Lage und die Verſchiedenheit der Zeit- und Ortsumſtände, auch verſchiedentlich beſtimmt und abgeändert werden müſſen. Aber auf alles dieß nimmt ein Plato keine Rückſicht; und da ſeine Nefelokokkygia nicht auf der Erde, ſondern in den Wolken, d. i. ſo viel als Nirgendswo exiſtirt, und nicht mit fyſiſchen Menſchen, wie die Natur ſie in die Welt ſetzt, ſondern mit menſchenähnlichen Fantomen von ſeiner eigenen Schöpfung

besetzt ist, so ist er freilich Herr und Meister, sowohl den Elementen seines Staats, als dem Ganzen die Gesetze vorzuschreiben, deren Beobachtung am geradesten und gewissesten zu seinem Entzweck führt. Anfangs ist es, in seiner Voraussetzung, bloß das Gefühl körperlicher Bedürfnisse, was eine Handvoll Hirten, Ackerleute und Handwerker bewegt, den ersten Grund zu seiner Republik zu legen. Der kleine Staat erweitert sich unvermerkt; die Anzahl der Bürger nimmt zu; ihre Bedürfnisse desgleichen. Nicht lange, so fühlt man, daß ohne innere und äußere Sicherheit der Zweck der neuen Gesellschaft nicht erhalten werden könnte; daß zu Erzielung der innern Sicherheit gute Zucht und Ordnung, zu Handhabung der Ordnung, Gesetze, zu Vollziehung der Gesetze, eine Regierung, und zum Schutz der Regierung und des Staats überhaupt, eine bewaffnete Macht vonnöthen ist. Um nun dieß alles seinem Ideal gemäß so zweckmäßig als möglich einzurichten, baut unser filosofischer Lykurg seine ganze Gesetzgebung auf zwei Grundgesetze. Das erste ist: die höchste Wohlfahrt des Ganzen soll der einzige Zweck des bürgerlichen Vereins oder des Staats seyn, also auf das Wohl eines jeden einzelnen Gliedes nur in so fern, als es ein Bestandtheil des Ganzen und eine Bedingung des allgemeinen Wohlstandes ist, Rücksicht genommen werden; folglich Jedermann verbunden seyn, für den

Staat zu arbeiten, zu leben und zu ſterben, und nur, in ſo fern er dieſe Bedingung erfüllt, ſoll er ſeinen verhältnißmäßigen Antheil an dem Wohlſtand deſſelben nehmen dürfen. Das zweite: zu Verhütung aller ſchädlichen Folgen, welche in andern Republiken daraus entſtehen, wenn jedermann ſich nach Willkühr beſchäftigen und alſo auch mit Sachen, die er nicht verſteht und für die er kein Talent hat, ſich bewegen darf, ſoll jeder Bürger nur eine Art von Handthierung oder Geſchäfte treiben und darin die möglichſte Vollkommenheit zu erreichen ſuchen.

Beide Grundgeſetze ſcheinen auf den erſten Anblick ihre Richtigkeit zu haben; allein ſo ſcharf und ohne alle Einſchränkung, wie Plato ſie annimmt, ſind ſie nicht was ſie ſcheinen, und könnten auf keinen wirklichen Staat ohne die nachtheiligſten Folgen angewendet werden. Der Irrthum liegt darin, daß er die Bürger als organiſche Theile eines politiſchen Ganzen, d. i. als eben ſo viele Gliedmaßen Eines Leibes betrachtet, welche nur durch ihre Einfügung in denſelben leben und beſtehen, keinen Zweck für ſich ſelbſt haben, ſondern bloß zu einem gewiſſen beſondern Dienſt, den ſie dem Ganzen leiſten, da ſind. Da dieß bei den Gliedmaßen eines jeden organiſchen Körpers wirklich der Fall iſt, ſo kann man freilich mit Grund behaupten: daß die Glieder um des Leibes willen da ſeyn, nicht der Leib um der Glieder willen. Allein mit einer bürgerlichen Geſellſchaft, die

us lauter für
geſetzt iſt, hat es eben
Bewandtniß. Die Menſchen, wor
ben ſich (wie Plato ſelbſt Anfangs vo
in der Abſicht vereinigt, ihre natürlichen Rechte, in die möglichſte
ihre weltbürgerlichen Sicherheit zu bringen, und ſich durch dieſen Verein
deſto beſſer zu befinden. Hier iſt es alſo gerade um-
gekehrt: der Staat iſt um des Bürgers willen da,
nicht der Bürger um des Staats willen. Die Erhal-
tung des Staats iſt nur in ſo fern das höchſte Geſetz,
als ſie eine nothwendige Bedingung der Erhaltung
und der Wohlfahrt ſeiner ſämmtlichen Glieder iſt;
nur, wenn es allen Bürgern, in ſo fern Jeder
nach Verhältniß und Vermögen zum allgemeinen
Wohlſtand mitwirkt, verhältnißmäßig auch wohl er-
geht, kann man ſagen, daß der Staat ſich
wohl befinde; und damit dieß möglich werd
darf der Einzelne in freier Anwendung und A
bildung ſeiner Anlagen und Kräfte nur ſo wei
als möglich, d. i. nicht mehr eingeſchränkt
den, als es der letzte Zweck des Staats, mit
ſicht auf die äußern von unſrer Willkühr unab
gen Umſtände, unumgänglich nöthig macht.
iſt denn auch das zweite Grundgeſetz der Plat
Republik ſo vielen genauern Beſtimmungen, Ei
und Ausnahmen unterworfen, daß
ſtreng, wie Plato will

übung gebracht würde, eben dadurch, daß es den einzelnen Bürgern ungebührliche und unnöthige Gewalt anthut, dem Ganzen selbst weit mehr Schaden als Vortheil daraus erwachsen müßte. Doch dieß nur im Vorbeigehen; denn es gehörig auszuführen und anschaulich zu machen, würde ein größeres Buch erfordert, als ich, so lange noch etwas besseres zu thun ist, zu schreiben gesonnen bin.

Sobald man unserm Filosofen seine beiden Grundgesetze zu gegeben hat, so ist alles übrige in seiner Gesetzgebung so folgerichtig und zweckmäßig als man nur verlangen kann. Vor allen Dingen ist nicht außer Acht zu lassen, daß die gänzliche Ausschließung von allem Eigenthum, die Gemeinschaft der Weiber und Kinder, und die männliche Erziehung, Lebensweise und Bestimmung der erstern, nur in der mittelsten der drei Bürgerklassen, in welche seine Republik zerfällt, nämlich nur unter den bewaffneten Beschützern oder, wie man sie auch mit gutem Fug nennen könnte, den menschlichen Jagd- und Hofhunden seines Staats, Platz findet. Denn die Archonten und Räthe, welche die erste Klasse ausmachen, sind zu alt und zu sehr im Anschauen der Ideen der Dinge und der Uridee der Ideen vertieft, um der Weiber noch zu bedürfen; und wiewohl Plato über das häusliche und eheliche Leben der dritten Klasse (die er überhaupt sehr kurz und mit einer ziemlich sichtbaren Geringschätzung ab-

fertigt) ſich nicht
aus verſchiedenen Aeußerun
then, als daß er die Gemeinſchaft
viel zu erhabenes und heiliges Inſtitut
daß der Pöbel der Handwerker, Künſtler,
Kaufleute und aller andern die ſich mit Erwerb be
ſchäftigen oder um Lohn arbeiten, daran Theil haben
dürfte. In der That bringt dieß auch die Natur der
Sache mit ſich; denn die Weiber und Töchter dieſe
Leute haben nöthigere Dinge zu thun, als den Wi
ſenſchaften- und Muſenkünſten obzuliegen, ſich in d
Paläſtren nackend mit den Jünglingen herum zu
gen, mit ihnen auf die Wache und in den Krieg
ziehen u. ſ. f. Sie ſind natürlicher Weiſe mit H
haltungsgeſchäften, mit Spinnen, Wirken, K
machen, Kochen, Brotbacken und tauſend ande
beiten dieſer Art beladen; müſſen auch — au
Wartung und Pflege ihrer eigenen Kinder —
Kindern der zweiten Klaſſe (wie ſich aus verſ
Umſtänden ſchließen läßt) gelegenheitlich Au
ſie thun, und was dergleichen mehr iſt; k
hen in den Augen unſers Filoſofen zu tie
edeln Heroinen, die er zu Müttern ſei
beſchützer beſtimmt, als daß man glaube
wolle das hohe Vorrecht der Vielmänn
ſie ausgedehnt wiſſen; zumal da bei de
Weiber und Kinder i

nothwendig hält. Bei dieſer alſo allein findet in Platons Republik dieſe aller Welt ſo anſtößige Einrichtung Statt: und dazu hat er theils phyſiſche theils ſittliche Bewegurſachen von ſo großem Gewicht, daß alle entgegen ſtehenden in keine Betrachtung bei ihm kommen können. Seine Republik ſoll weder zu groß noch zu klein, ſondern gerade ſo ſeyn, daß ſie weder Verderbniß von innen, noch Anfechtung von mißgünſtigen und ſtreitſüchtigen Nachbarn zu befürchten habe. Die Anzahl der Bürger darf alſo nicht viel über eine beſtimmte Zahl zunehmen; aber deſto mehr iſt daran gelegen, daß ſie muth- und kraftvolle, von der edelſten Ruhmbegierde und reinſten Vaterlandsliebe glühende und mit allen zu ihrer Beſtimmung erforderlichen Tugenden in volleſtem Maße begabte Jünglinge und Männer zu Beſchützern habe. Der Stifter der Republik hat alſo dieſe Klaſſe, auf welcher die Erhaltung derſelben in jeder Rückſicht beruht, mit ganz beſonderer Sorgfalt ausgewählt, und zu ihrer erhabenen Beſtimmung erzogen und ausgebildet. Er mußte aber auch die dienlichſten Maßregeln nehmen, daß eine ſo wichtige Körperſchaft immer wieder durch gleichartige Elemente erſetzt werde, immer von eben demſelben Geiſt beſeelt bleibe, und ſich dadurch in einer Art von ewiger Jugend und Unſterblichkeit erhalte. Um zwei Hauptquellen einer möglichen Ausartung auf immer zu verſtopfen, mußten diejenigen, welche bloß für

den Staat leben sollten, weder Eigenthum noch Familie haben. Die möglichste Gleichheit sollte unter ihnen herrschen; alles Gute und Böse, Arbeit und Vergnügen, Gefahr und Ruhm, Leben und Sterben immer gemeinschaftlich seyn. Solche Menschen können von allem, was mein und dein heißt, nie weit genug entfernt, und unter einander niemals eng genug verbunden werden. Wie gut er aber auch für dieß alles gesorgt hätte, immer würden die Weiber alle seine Mühe zu Schanden gemacht haben, wofern ihm sein Genius nicht ein Mittel zugeflüstert hätte, diesen reizenden Schlangen ihren Gift zu benehmen. Lieber wär' es ihm ohne Zweifel gewesen, wenn die Mutter Erde, als sie seine Krieger in voller Waffenrüstung aus ihrem Schooß hervorspringen ließ, sie auch mit dem Vermögen begabt hätte, ihresgleichen entweder aus sich selbst, oder mit ihresgleichen hervorzubringen. Da die Weiber nun aber einmal zu diesem wichtigen Geschäft leider! unentbehrlich sind, und überdieß nicht wohl geläugnet werden kann, daß die Neigung zum weiblichen Geschlecht gerade Seite ist, wo die Natur den Mann am wenigsten befestigt hat, was blieb dem guten Plato übrig, zu verhindern, daß seine braven Krieger durch Umgang mit diesen Zauberinnen nicht geschwächt weichlich gemacht und durchaus verdorben werden konnten, als den künftigen Müttern der Kriegs Staatsmänner durch eine rauhe männliche Er

he Erziehung ſo viel nur immer möglich, von
gefährlichen Reizungen abzuſtreifen, ſie, ſo
es die Zärte und Schlaffheit ihrer Natur ge-
n möchte, zu einer Art von Androgynen
heben, oder wenigſtens mit den Atalanten,
amiren und Pentheſileen der heroiſchen
auf gleichen Fuß zu ſetzen? Durch dieſes Mittel
nun zwar für eine derbe und kräftige Nachkom-
haft geſorgt: aber wenn er den Vätern erlaubt
, in eine monogamiſche Verbindung mit
Müttern zu treten, würden zwei mächtige Natur-
, die Liebe zu den eignen Kindern und die
elſeitige Zuneigung des Mannes zu der Mutter,
Beides zu dem Vater ihrer gemeinſchaftlich Er-
en, zum Nachtheil der Vaterlandsliebe ins Spiel
t worden ſeyn, und die unvermeidlich aus dem
de der Ehe hervorgehenden beſondern Familien-
ält.:ſſe würden, ſo zu ſagen, eine Menge klei-
Staaten im Staat erzeugt haben, wobei ſich
rundſätze, der Geiſt und die Tugend des letztern
glich lange in ihrer erſten Reinheit hätten er-
r können. Mit Einem Wort, es bedurfte nichts
ie bloße Beibehaltung der gewöhnlichen Ehe,
us unſrer Platoniſchen Republik an Sich

wie man ihrer in Griechenland, klein und groß, zu Hunderten zählt. Es blieb ihm also, um der Verderbniß des Staats von dieser Seite den Zugang auf ewig zu versperren, kein anderes Mittel, als die Gemeinschaft der Weiber und Kinder zu einem Grundgesetz zu machen. Jeder Soldat der Republik erhielt dadurch ein unbestimmtes Recht an alle Frauen und Jungfrauen seiner Klasse, keiner ein ausschließliches an Eine. Die Liebe in der eigentlichen Bedeutung des Worts fand hier keine Statt; das Zeugungsgeschäft sollte als eine rein physische oder thierische Sache behandelt werden, wobei es blos darum zu thun wäre, sich einer Pflicht gegen den Staat zu entledigen, und also auf selbstsüchtige Befriedigungen keine Rücksicht genommen würde. Man muß gestehen, unser Filosof thut sein bestes, um einer sich aufdringenden Vergleichung seiner so genannten Ehen mit dem ungefähren momentanen Zusammenlaufen jener kaum durch die Gestalt vom Vieh unterschiedenen Waldmenschen, welche man sich gewöhnlich als die Stammältern des menschlichen Geschlechts vorstellt, zuvor zu kommen. Vor den zwanzigsten Jahre der Weiber und dem dreißigsten der Männer erklärt das Gesetz alle Befriedigung des Triebes, von welchem hier die Rede ist, für unrechtmäßig, unheilig und sakrilegisch. Der Tag, an welchem eine Anzahl von Jünglingen und Mädchen das gesetzmäßige Alter zur Plat

schen Ehe erreicht haben, ist ein republikanisches Fest, das mit Opfern, Gebeten, u den Dichtern der Republik besonders dazu ver ten Epithalämien aufs feierlichste begang w Jede Verbindung zwischen einem Jüngling einem Mädchen (wiewohl sie nur für den Augen gilt) wird von den Archonten, vermittelst e künstlichen Looses angeordnet, wodurch immer schönsten, stärksten und muthigsten zusammen komm die schlechtern hingegen lauter Nieten zieh eine Veranstaltung, welche zu Verhütung aller sch men Folgen, die aus dieser durch das gemeine V nothwendig gemachten Uebervortheilung armen Schlechtern, wenn sie bekannt wü zu befürchten wären, ein Staatsgeheim bleiben muß. Von diesem ersten großen Kopulazi tage an, zählen die Glücklichen, welche von Archonten mittelst dieses heiligen patriotischen trugs würdig und tauglich erfunden wurden, Republik Kinder zu geben, die Weiber zwanzig, Männer sechs und zwanzig Jahre, während d ihnen die Pflicht obliegt, sich von dieser Seite, den Staat so verdient zu machen, als ihnen immer möglich ist. Alle Kinder, welche binnen d Zeit geboren werden, nennen jeden dieser in D sten der Republik stehenden Zeuger, Vater, dieser Gebährerinnen, Mutter, und werden wieder von ihnen Söhne und Töchter genannt;

rgt, daß kein Vater und keine Mutter
Kinder unterscheiden, noch von dieser
werden könne. Denn in dieser Klasse,
etwas eigenes haben darf, ist es auch
, ein eigenes Kind und einen eigenen
en. Alle, die in dem Lauf einer Gene-
ünf und zwanzig Jahren geboren wer-
sich Brüder und Schwestern, und
hdem sie das gesetzmäßige Alter erreicht
obige Weise von den Archonten die Er-
die Fortdauer der Republik zu arbeiten.
eit aber ist z. B. einem Jüngling von
ht und zwanzig Jahren nicht erlaubt,
von siebzehn oder achtzehn zur Mutter
wie entschieden auch immer ihre beider-
tigkeit, und wie dringend ihr inne-
dazu seyn möchte, da sie täglich auf
handgemein mit einander zu werden
aben; und sollte gleichwohl ein solcher
Fall sich ereignen, so muß die Frucht
igen Verbindung abgetrieben
sie dennoch Mittel findet, lebendig ans
kommen, sogleich als der Ernährung
f die Seite geschafft werden. Zwischen
Kindern, d. i. zwischen Männern und
er ersten Generazion, mit Frauen und
der zweiten und dritten findet, (
n, kraft des Gesetzes sich als Aeltern

ern verhalten) keine geſetzmäßige Begattung
und überhaupt iſt es eine der heiligſten Pflich-
Regierer des Staats, den Zeugungstrieb bei
ürgern ſo viel als möglich einzuſchränken,
nicht mehr Kinder aufkommen zu laſſen,
Beſchaffenheit der Umſtände nöthig ſind,
er Staat ſich immer bei gleicher Stärke er-
voraus klar iſt, daß ſie auch von Zeit zu Zeit
n tüchtigen Krieg zu ſorgen haben. Denn
hte nur einen hundertjährigen Frieden, um
ierung in die gefährliche Nothwendigkeit zu
aß vorbeſagte Loos ſo einzurichten, daß von
Paar Jünglingen und Mädchen wenigſtens
ertel zu einer unfreiwilligen Unfruchtbarkeit
nt werden müßten, wofern die Menge der
denen der Eintritt ins Leben an der Pforte
wird, nicht auf eine ſo ungeheure Zahl ſteigen
daß dem Platoniſchen Sokrates ſelbſt, wie
g er auch dieſe Dinge anſieht, bei ihrer
hnung die Haare um ſeinen Glatzkopf zu
tehen müßten.

dieſe und eine Menge anderer Ungereimt-
nd Abſcheulichkeiten, die ſich jedem Unbefan-
ei dieſem Theil ſeiner Geſetzgebung aufdrin-
ſchwinden in Platons Augen vor dem großen
ıtz: daß die höchſte denkbare Vollkommenheit
ıats der einzige Zweck deſſelben, und der ein-
ürger nur in ſo fern für Etwas zu rechnen

ieſto beſſer zu befinden. Hier iſt es alſo gerade umgekehrt: der Staat iſt um des Bürgers willen da, nicht der Bürger um des Staats willen. Die Erhaltung des Staats iſt nur in ſo fern das höchſte Geſetz, als ſie eine nothwendige Bedingung der Erhaltung und der Wohlfahrt ſeiner ſämmtlichen Glieder iſt; nur, wenn es allen Bürgern, in ſo fern Jeder nach Verhältniß und Vermögen zum allgemeinen Wohlſtand mitwirkt, verhältnißmäßig auch wohl erzeht, kann man ſagen, daß der Staat ſich wohl befinde; und damit dieß möglich werde, darf der Einzelne in freier Anwendung und Ausbildung ſeiner Anlagen und Kräfte nur ſo wenig als möglich, d. i. nicht mehr eingeſchränkt werden, als es der letzte Zweck des Staats, mit Rückſicht auf die äußern von unſrer Willkühr unabhängigen Umſtände unumgänglich nöthig ma[illegible] Daher

gebracht würde, eben dadurch, daß es den
n Bürgern ungebührliche und unnöthige Ge-
thut, dem Ganzen ſelbſt weit mehr Schaden
rtheil daraus erwachſen müßte. Doch dieß
Vorbeigehen; denn es gehörig auszuführen
ſchaulich zu machen, würde ein größeres Buch
t, als ich, ſo lange noch etwas beſſeres zu
, zu ſchreiben geſonnen bin.
ald man unſerm Filoſofen ſeine beiden Grund-
u gegeben hat, ſo iſt alles übrige in ſeiner
bung ſo folgerichtig und zweckmäßig als man
langen kann. Vor allen Dingen iſt nicht au-
t zu laſſen, daß die gänzliche Ausſchließung
m Eigenthum, die Gemeinſchaft der Weiber
der, und die männliche Erziehung, Lebens-
nd Beſtimmung der erſtern, nur in der mit-
r der drei Bürgerklaſſen, in welche ſeine Re-
erfällt, nämlich nur unter den bewaffne-
eſchützern oder, wie man ſie auch mit gu-
nennen könnte, den menſchlichen Jagd-
ofhunden ſeines Staats, Platz findet.
ie Archonten und Räthe, welche die erſte
usmachen, ſind zu alt und zu ſehr im An-
der Ideen der Dinge und der Uridee der
ertieft, um der Weiber noch zu bedürfen;
wohl Plato über das häusliche und eheliche Le-
dritten Klaſſe (die er überhaupt ſehr kurz
t einer ziemlich ſichtbaren Geringſchätzung ab-

fertigt) sich nicht besonders erklärt, so läßt sich
aus verschiedenen Aeußerungen nichts anders ver
then, als daß er die Gemeinschaft der Weiber für
viel zu erhabenes und heiliges Institut ansieht
daß der Pöbel der Handwerker, Künstler, Krä
Kaufleute und aller andern die sich mit Erwerb
schäftigen oder um Lohn arbeiten, daran Theil h
dürfte. In der That bringt dieß auch die Natur
Sache mit sich; denn die Weiber und Töchter d
Leute haben nöthigere Dinge zu thun, als den
senschaften und Musenkünsten obzuliegen, sich in
Paläſtren nackend mit den Jünglingen herum zu
gen, mit ihnen auf die Wache und in den Krie
ziehen u. s. f. Sie sind natürlicher Weise mit H
haltungsgeschäften, mit Spinnen, Wirken, Kle
machen, Kochen, Brotbacken und tausend andern
beiten dieser Art beladen; müssen auch — auße
Wartung und Pflege ihrer eigenen Kinder — bei
Kindern der zweiten Klasse (wie sich aus verschied
Umständen schließen läßt) gelegenheitlich Ammen
sie thun, und was dergleichen mehr ist; kurz sie
hen in den Augen unsers Filosofen zu tief unter
edeln Heroinen, die er zu Müttern seiner Sta
beschützer bestimmt, als daß man glauben könnte
wolle das hohe Vorrecht der Vielmännerei bis
sie ausgedehnt wissen; zumal da bei der dritten K
die Beweggründe gänzlich wegfallen, aus welchen e
Gemeinschaft der Weiber und Kinder in der zweite

wendig hält. Bei dieſer alſo allein findet in atons Republik dieſe aller Welt ſo anſtößige Einrichang Statt: und dazu hat er theils fyſiſche theils ſittliche Bewegurſachen von ſo großem Gewicht, daß alle entgegen ſtehenden in keine Betrachtung bei ihm kommen können. Seine Republik ſoll weder zu groß noch zu klein, ſondern gerade ſo ſeyn, daß ſie weder Verderbniß von innen, noch Anfechtung von mißgünſtigen und ſtreitſüchtigen Nachbarn zu befürchten habe. Die Anzahl der Bürger darf alſo nicht viel über eine beſtimmte Zahl zunehmen; aber deſto mehr iſt daran gelegen, daß ſie muth- und kraftvolle, von der edelſten Ruhmbegierde und reinſten Vaterlandsliebe glühende und mit allen zu ihrer Beſtimmung erforderlichen Tugenden in volleſtem Maße begabte Jünglinge und Männer zu Beſchützern habe. Der Stifter der Republik hat alſo dieſe Klaſſe, auf welcher die Erhaltung derſelben in jeder Rückſicht beruht, mit ganz beſonderer Sorgfalt ausgewählt, und zu ihrer erhabenen Beſtimmung erzogen und ausgebildet. Er mußte aber auch die dienlichſten Maßregeln nehmen, daß eine ſo wichtige Körperſchaft immer wieder durch gleichartige Elemente erſetzt werde, immer von eben demſelben Geiſt beſeelt bleibe, und ſich dadurch in einer Art von ewiger Jugend und Unſterblichkeit erhalte. Um zwei Hauptquellen einer möglichen Ausartung auf immer zu verſtopfen, mußten diejenigen, welche bloß für

en Staat leben sollten, weder Eigenthum
familie haben. Die möglichste Gleichheit sollte
ihnen herrschen; alles Gute und Böse, Arbeit und
Vergnügen, Gefahr und Ruhm, Leben und Sterben
immer gemeinschaftlich seyn. So enschen können
von allem, was mein und dein heißt, nie weit
genug entfernt, und unter einander niemals eng
genug verbunden werden. Wie gut er aber auch für
dieß alles gesorgt hätte, immer würden die Weiber
alle seine Mühe zu Schanden gemacht haben, wofern
ihm sein Genius nicht ein Mittel zugeflüstert hätte,
diesen reizenden Schlangen ihren Gift zu benehmen.
Lieber wär' es ihm ohne Zweifel gewesen, wenn die
Mutter Erde, als sie seine Krieger in voller Waffen-
rüstung aus ihrem Schooß hervorspringen ließ, sie
auch mit dem Vermögen begabt hätte, ihresgleichen
entweder aus sich selbst, oder mit ihresgleichen her-
vorzubringen. Da die Weiber nun aber einmal zu
diesem wichtigen Geschäft leider! unentbehrlich sind,
und überdieß nicht wohl geläugnet werden kann, daß
die Neigung zum weiblichen Geschlecht gerade die
Seite ist, wo die Natur den Mann am wenigsten
befestigt hat, was blieb dem guten Plato übrig, um
zu verhindern, daß seine braven Krieger durch den
Umgang mit diesen Zauberinnen nicht geschwächt,
weichlich gemacht und durchaus verdorben werden
könnten, als den künftigen Müttern der Kriegs-
Staatsmänner durch eine rauhe

sche Erziehung so viel nur immer möglich, von den gefährlichen Reizungen abzustreifen, sie, so weit es die Zärte und Schlaffheit ihrer Natur gestatten möchte, zu einer Art von Androgynen zu erheben, oder wenigstens mit den Atalanten, Deianiren und Penthesileen der heroischen Zeit auf gleichen Fuß zu setzen? Durch dieses Mittel war nun zwar für eine derbe und kräftige Nachkommenschaft gesorgt: aber wenn er den Vätern erlaubt hätte, in eine monogamische Verbindung mit den Müttern zu treten, würden zwei mächtige Naturtriebe, die Liebe zu den eignen Kindern und die wechselseitige Zuneigung des Mannes zu der Mutter, des Weibes zu dem Vater ihrer gemeinschaftlich Erzeugten, zum Nachtheil der Vaterlandsliebe ins Spiel gesetzt worden seyn, und die unvermeidlich aus dem Stande der Ehe hervorgehenden besondern Familien-Verhältnisse würden, so zu sagen, eine Menge kleiner Staaten im Staat erzeugt haben, wobei sich die Grundsätze, der Geist und die Tugend des letztern unmöglich lange in ihrer ersten Reinheit hätten erhalten können. Mit Einem Wort, es bedurfte nichts als die bloße Beibehaltung der gewöhnlichen Ehe, um aus unsrer Platonischen Republik an Sich (dieser vollkommensten oder vielmehr einzigen, in welcher, nach Plato, die reine Idee der Republik sichtbar dargestellt ist) ein so armseliges Ding von einer gemeinen heillosen Alltagsrepublik zu machen,

wie man ihrer in Griechenland, klein und groß, zu Hunderten zählt. Es blieb ihm also, um der Verderbniß des Staats von dieser Seite den Zugang auf ewig zu versperren, kein anderes Mittel, als die Gemeinschaft der Weiber und Kinder zu einem Grundgesetz zu machen. Jeder Soldat der Republik erhielt dadurch ein unbestimmtes Recht an alle Frauen und Jungfrauen seiner Klasse, keiner ein ausschließliches an Eine. Die Liebe in der eigentlichen Bedeutung des Worts fand hier keine Statt; das Zeugungsgeschäft sollte als eine rein fysische oder thierische Sache behandelt werden, wobei es bloß darum zu thun wäre, sich einer Pflicht gegen den Staat zu entledigen, und also auf selbstsüchtige Befriedigungen keine Rücksicht genommen würde. Man muß gestehen, unser Filosof thut sein Bestes, um einer sich aufdringenden Vergleichung seiner so genannten Ehen mit dem ungefähren momentanen Zusammenlaufen jener kaum durch die Gestalt vom Vieh unterschiedenen Waldmenschen, welche man sich gewöhnlich als die Stammältern des menschlichen Geschlechts vorstellt, zuvor zu kommen. Vor dem zwanzigsten Jahre der Weiber und dem dreißigsten der Männer erklärt das Gesetz alle Befriedigungen des Triebes, von welchem hier die Rede ist, für unrechtmäßig, unheilig und sakrilegisch. Der Tag, an welchem eine Anzahl von Jünglingen und Mädchen das gesetzmäßige Alter zur Platoni-

erreicht haben, iſt ein republikani-
ſt, das mit Opfern, Gebeten, und von
rn der Republik beſonders dazu verfertig-
halamien oufs feierlichſte begangen wird.
bindung zwiſchen einem Jüngling und
dchen (wiewohl ſie nur für den Augenblick
d von den Archonten, vermittelſt eines
en Looſes angeordnet, wodurch immer die
ſtärkſten und muthigſten zuſammen kommen,
chtern hingegen lauter Nieten ziehen;
ſtaltung, welche zu Verhütung aller ſchlim-
n, die aus dieſer durch das gemeine Beſte
g gemachten Uebervortheilung der
chlechtern, wenn ſie bekannt würde,
ſten wären, ein Staatsgeheimniß
ß. Von dieſem erſten großen Kopulazions-
zählen die Glücklichen, welche von den
mittelſt dieſes heiligen patriotiſchen Be-
dig und tauglich erfunden wurden, der
Kinder zu geben, die Weiber zwanzig, die
echs und zwanzig Jahre, während deren
Pflicht obliegt, ſich von dieſer Seite, um
t ſo verdient zu machen, als ihnen nur
glich iſt. Alle Kinder, welche binnen dieſer
ren werden, nennen jeden dieſer in Dien-
epublik ſtehenden Zeuger, Vater, jede
ährerinnen, Mutter, und werden hin-
n ihnen Söhne und Töchter genannt; aber

dafür ist gesorgt, daß kein Vater und keine Mutter ihre leiblichen Kinder unterscheiden, noch von diesen unterschieden werden könne. Denn in dieser Klasse, wo niemand etwas eigenes haben darf, ist es auch nicht erlaubt, ein eigenes Kind und einen eigenen Vater zu haben. Alle, die in dem Lauf einer Generazion von fünf und zwanzig Jahren geboren werden, nennen sich Brüder und Schwestern, und erhalten, nachdem sie das gesetzmäßige Alter erreicht haben, auf obige Weise von den Archonten die Erlaubniß, für die Fortdauer der Republik zu arbeiten. Vor dieser Zeit aber ist z. B. einem Jüngling von sechs oder acht und zwanzig Jahren nicht erlaubt, ein Mädchen von siebzehn oder achtzehn zur Mutter zu machen, wie entschieden auch immer ihre beiderseitige Tüchtigkeit, und wie dringend ihr innerer Beruf dazu seyn möchte, da sie täglich auf der Palästra handgemein mit einander zu werden Gelegenheit haben; und sollte gleichwohl ein solcher unglücklicher Fall sich ereignen, so muß die Frucht der gesetzwidrigen Verbindung abgetrieben, oder, wenn sie dennoch Mittel findet, lebendig ans Tageslicht zu kommen, sogleich als der Ernährung unwürdig auf die Seite geschafft werden. Zwischen Aeltern und Kindern, d. i. zwischen Männern und Frauen von der ersten Generazion, mit Frauen und Männern von der zweiten und dritten findet, (da jene zu diesen, kraft des Gesetzes sich als Aeltern

cern verhalten) keine geſetzmäßige Begattung
; und überhaupt iſt es eine der heiligſten Pflich-
der Regierer des Staats, den Zeugungstrieb bei
n Bürgern ſo viel als möglich einzuſchränken,
ja nicht mehr Kinder aufkommen zu laſſen,
nach Beſchaffenheit der Umſtände nöthig ſind,
mit der Staat ſich immer bei gleicher Stärke er-
te; woraus klar iſt, daß ſie auch von Zeit zu Zeit
einen tüchtigen Krieg zu ſorgen haben. Denn
brauchte nur einen hundertjährigen Frieden, um
Regierung in die gefährliche Nothwendigkeit zu
n, das vorbeſagte Loos ſo einzurichten, daß von
dert Paar Jünglingen und Mädchen wenigſtens
Viertel zu einer unfreiwilligen Unfruchtbarkeit
dammt werden müßten, wofern die Menge der
der, denen der Eintritt ins Leben an der Pforte
ſagt wird, nicht auf eine ſo ungeheure Zahl ſteigen
te, daß dem Platoniſchen Sokrates ſelbſt, wie
blütig er auch dieſe Dinge anſieht, bei ihrer
errechnung die Haare um ſeinen Glatzkopf zu
ge ſtehen müßten.

Alle dieſe und eine Menge anderer Ungereimt-
en und Abſcheulichkeiten, die ſich jedem Unbefan-
en bei dieſem Theil ſeiner Geſetzgebung aufdrin-
, verſchwinden in Platons Augen vor dem großen
ndſatz: daß die höchſte denkbare Vollkommenheit
Staats der einzige Zweck deſſelben, und der ein-
e Bürger nur in ſo fern für Etwas zu rechnen

sey, als er bloß für das Ganze lebt, und immer bereit ist, diesem seine natürlichsten Triebe und gerechtesten Ansprüche aufzuopfern. Ob der Staat solche Opfer zu fordern berechtigt sey, ist bei ihm keine Frage; auch lehrte ihn die in Sparta so lange Zeit befolgte Gesetzgebung Lykurgs, daß es möglich sey, Menschen so zu erziehen und zu bilden, daß man ihnen alles, selbst das Unnatürlichste, zumuthen kann. Er trug also um so weniger Bedenken, die Hauptzüge des Spartanischen Instituts in seiner Republik noch weiter und bis zu einer Konsequenz zu treiben, die, wie ein eiserner Streitwagen, alles was ihr entgegen steht, zu Boden tritt, und über alle Bedenklichkeiten und Rücksichten, d. i. über die Köpfe und Eingeweide der Menschen weg, in gerader Linie auf das Ziel losrennt, das sie sich vorgesteckt hat.

In wie fern ihn diese Betrachtungen rechtfertigen oder entschuldigen können, laß' ich dahin gestellt seyn; mir ist wenigstens gewiß, daß er in allem, was uns an seinem idealischen Sparta am anstößigsten ist, treulich und ohne Gefährde zu Werke ging, und z. B. auf unsre Bedenklichkeit, der abgezweckten höhern Vollkommenheit seiner Republik alle Jahre etliche hundert neugeborne Menschlein zum Opfer darzubringen, mit eben dem naserümpfenden Mitleiden herabsehen wird, womit sein Sokrates sich über „die lächerliche Weisheit" derjenigen aufhält,

as Ringen nackter Mädchen mit nackten Jüng-
en auf der Paläſtra ungeziemend finden. Ich
eiſte daher auch keinen Augenblick, daß er wenig
erlegen ſeyn würde, für jeden andern Einwurf,
der ihm gegen ſeine Erziehungs- und Begattungs-
geſetze gemacht werden könnte, auf der Stelle eine
Antwort zu finden, wiewohl er es nicht der Mühe
werth gehalten zu haben ſcheint, die mancherlei
Schwierigkeiten voraus zu ſehen, welche ſich der
Ausführung dieſer — der Natur, dem ſittlichen
Gefühl und den Grazien zugleich Hohn ſprechenden —
Geſetze entgegen thürmen. Bei einem Filoſofen, der
ſeine Geiſtesaugen immer nur auf die ewigen und
unveränderlichen Urbilder der Gattungen und
Arten geheftet hält, kommen die Einzelnen
Dinge, als bloße vorübergleitende Schemen oder
unweſentliche Wolken- und Waſſerbilder, in keine
Betrachtung; und da er alle die Knoten, in welche
die Meinungen, Neigungen, Bedürfniſſe und Leiden-
ſchaften der Menſchen im geſellſchaftlichen Leben ſich
unaufhörlich verwickeln und durch einander ſchlingen,
immer mit einem einzigen Grundſatz wie mit einem
zweiſchneidigen Schwert zerhauen kann, warum
ſollte er ſich die Mühe geben, ſie auflöſen zu wollen?

Etwas, worüber er indeſſen nicht ſo leicht zu ent-
ſchuldigen ſeyn dürfte, ſind die kleinen Wider-
ſprüche mit ſich ſelbſt, die ſeinem redſeligen
Sokrates hier und da in dem Feuer, womit er ſeine

Behauptungen vortrügt, zu entwischen scheinen. Hierher gehört (um nur ein paar Beispiele anzuführen) wenn er, um die gymnastische Nacktheit seiner künftigen Soldatenfrauen zu rechtfertigen, sich auf einmal in die Moral der Sofisten verirrt, und kein Bedenken trägt, den Satz „alles Nützliche ist auch ehrbar und anständig, und nur das Schädliche ist schädlich," für eine ausgemachte Wahrheit zu geben. Unglücklicher Weise begegnet ihm diese Verirrung eine Weile hernach noch einmal, da von den Belohnungen die Rede ist, wodurch die Beschützer des Staats aufgemuntert werden sollen, im Kriege sich durch tapfere Thaten auszuzeichnen. Wer, der den ehrwürdigen Sohn des Sofroniskus gekannt hat, muß sich nicht in Platons Seele schämen, wenn er seinen untergeschobenen Sokrates zum Gesetz machen läßt: „daß es, so lange ein Feldzug daure, „Niemanden erlaubt seyn solle, sich „den Küssen eines ausgezeichneten Braven zu entziehen, damit dieser, der Gegenstand seiner Leidenschaft möge nun ein Mann oder ein Weib seyn, „desto mehr angereizt werde, nach dem ersten Preis „der Tapferkeit zu ringen?" — Dieß ist doch wohl eine von den Stellen, deren ich oben erwähnte, wo der verkappte Sokrates seines angenommenen Charakters plötzlich vergißt, und in den sich selbst spielenden Plato zurücksinkt?

Noch ein Beiſpiel von Widerſpruch mit ſich ſelbſt iſt mir im ſechſten Buch aufgefallen, wo er über die paraſitiſche Gefälligkeit der Sofiſten gegen die Vorurtheile, Neigungen und Unarten des großen Haufens, (d. i. deſſen, was man in demokratiſchen Staaten den Pöbel, oder mit einem urbanern Wort das Volk nennt) und die ſchädlichen Eindrücke, die dadurch auf die Jugend gemacht würden, viel Wahres ſagt, und bei dieſer Gelegenheit von dem beſagten großen Haufen unter dem Bild eines großen und ſtarken Ochſen oder Bullenbeiſſers eine wahrlich nicht geſchmeichelte Schilderung macht, ſondern ihm ohne alle Schonung ſo viel Böſes nachſagt, daß Timon der Menſchenhaſſer ſelbſt damit hätte zufrieden ſeyn können; bald darauf aber, da ſeine Konvenienz erfordert, die Sache von einer andern Seite in einem mildern Lichte zu ſehen, die Partei des nämlichen großen Haufens nimmt, von ihm als einem gar ſanften gutartigen Thiere ſpricht, und alle Schuld ſeines Haſſes gegen die ächten Filoſofen auf die unächten ſchiebt.

Uebrigens iſt es eine glückliche Eigenheit unſers Filoſofen, daß er nach jeder beträchtlichen Verfinſterung, die er, ſo oft ſeine Fantaſie zwiſchen ſeinen Verſtand und ſeine Leſer tritt, zu erleiden ſcheint, ſich ſogleich durch irgend eine deſto glänzendere Ausſtrahlung wieder in die ihm gebührende Achtung zu ſetzen weiß. Ein Beiſpiel hiervon iſt in dieſem

fünften Buch die Vorschrift, wie seine Staatsbeschützer sich im Kriege gegen den Feind zu verhalten haben; eine Gelegenheit, die er mit eben so viel Feinheit als Freimüthigkeit benutzt, um den Griechen seiner Zeit einen Spiegel vorzuhalten, worin sie, von ihren eigenen Augen als eine rohe Art von Barbaren erscheinen müssen, deren gewohntes Verfahren in ihren ewigen Fehden unter einander mit den Regeln einer gesunden Staatsklugheit nicht weniger als mit den Gesetzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit in dem auffallendsten Widerspruch steht. Diese Stelle ist, meines Erachtens, eine der schönsten in diesem ganzen Werke, und du wirst mir hoffentlich zugeben, Eurybates, daß die Schuld nicht an Plato liegt, wenn er durch die heilsame Wahrheiten, die er uns darin stärker und einleuchtender als irgend einer unsrer Redner ans Herz legt, seiner Vaterstadt und der ganzen Hellas nicht den wesentlichsten Dienst geleistet hat. Daß dieß wenigstens seine Absicht war, ist um so weniger zu bezweifeln, da dergleichen Seitenblicke auf seine Zeitgenossen und Mitbürger in diesem Dialog häufig genug vorkommen, um uns über einen der wichtigsten Zwecke des Ganzen einen bedeutenden Wink zu geben.

Was ich gleich Anfangs meiner Briefe über die Republik Platons gegen den Vorwurf, daß es diesem Werk an kunstmäßiger Anordnung fehle, erinnert habe, scheint sich unter andern auch durch die feinen

Wendungen zu bestätigen, womit der Verfasser gegen das Ende des fünften Buchs dem Dialog unvermerkt eine solche Richtung giebt, daß er eine (dem Anschein nach) ungesuchte Gelegenheit erhält, in den beiden folgenden Büchern die Grundlehre seiner ganzen Filosofie auf eine faßlichere und poetischere Art, als in andern seiner frühern Dialogen, vorzutragen; eine Gelegenheit, die er, wiewohl sie ihn von dem Hauptgegenstand entfernt, und zu einer weitläufigen episodischen Abschweifung verleitet, um so weniger aus den Händen läßt, weil die Abschweifung in der That bloß anscheinend und vielmehr das einzige Mittel ist, seiner Republik eine Art von hypothetischer Realität zu geben, woran wenigstens alle die Leser sich genügen lassen können, die der magischen Täuschung eben so willig und zutraulich als die beiden Söhne Aristons entgegen kommen. Daß er uns übrigens auch auf diesem Spaziergang, den wir mit ihm machen müssen, durch eine Menge unnöthiger Krümmungen in einem unaufhörlichen Zikzak herumführt, der uns das Ziel, worauf wir zugehen, immer aus den Augen rückt, ist nun einmal die Art des Platonischen Sokrates, die man sich, in so fern sie zuweilen das Interesse des Dialogs unterhält und erhöht, recht gern gefallen ließe, wenn er nur einiges Maß darin halten wollte; denn wirklich ist es oft schwer, sich einer Anwandlung von Ungeduld zu erwehren, wenn er bald einen Satz, wie z. B.

„Seyn ist von Nichtseyn verschieden“ in eine oder zwei Fragen verwandelt, bald die schlichtesten Fragstücke auf eine so spitzfindige und verfängliche Art vorbringt, daß man sich keine andere Absicht dabei denken kann, als das schale Vergnügen, den Gefragten in Verlegenheit zu setzen und zu einer einsältigen Antwort zu nöthigen. Bei allem dem muß ich gestehen, daß etwas Attisches in dieser Art, sich in Gesellschaften mit einander zu unterhalten, ist, und ich zweifle nicht, Eurybates, daß dir die Pseudo-Sokratische Manier, wie Plato diese neckische Art von Ironie in seinen Dialogen behandelt, wenn gleich nicht immer angenehm, doch gewiß bei weitem nicht so auffallend vorkommen wird als mir. Dieß sey also das letzte Mal, daß ich darüber weitläuftig, wiewohl in den fünf Büchern, die ich noch vor mir habe, die Anreizung dazu oft genug vorkommen wird. Und nun wieder in unsern Weg!

Glaukon scheint von der Schönheit der neu errichteten Republik so bezaubert, daß er sich nicht enthalten kann, den Filosofen, der die Miene hat, als ob er von der innern Verfassung derselben und von ihren unendlichen Vorzügen vor den gewöhnlichen noch viel zu sagen gedächte, etwas rasch zu unterbrechen. Von allem diesem, meint er, wüßten sie

genug, um ſich das, was etwa noch zurück-
en ſey, ſelbſt ſagen zu können; die große
auf welche Alles ankomme, ſey itzt bloß:
ſe herrliche Republik unter die möglichen
e gehöre? Sokrates ſtellt ſich, nach ſeiner
nheit, als ob ihm dieſe Frage ſehr ungelegen
; er ſpricht von dem Unternehmen, ſie zu be-
rten, als von einem halsbrechenden Wageſtück,
ucht das Anſinnen ſeines jungen Freundes da-
von ſich abzulehnen, daß er ihn bereden will,
Republik könnte als Ideal und Kanon,
man die Grade der Vollkommenheit oder
kommenheit aller gegenwärtigen und künftigen
liken meſſen könne, immer noch gute Dienſte
wenn gleich ihre Möglichkeit nicht erwieſen
n könnte. Meinſt du etwa (fragt er den
on), ein Maler, der das Modell eines voll-
nen ſchönen Mannes oder Weibes in der höch-
Vollendung ſeiner Kunſt aufgeſtellt hätte, würde
ı ein ſchlechterer Maler ſeyn, wenn er nicht
gen vermöchte, wie es möglich ſey, daß ein
h ſo ſchön ſeyn könnte? Dieſe Ausflucht iſt,
Platons Erlaubniß, ein bloßer Taſchenſpieler-
denn es iſt ein ſehr weſentlicher Unterſchied
ıen dem Maler, von dem er hier ſpricht, und
ıen ihm ſelbſt, als Maler der vorgeblichen voll-
enſten Republik. Freilich braucht z. B. Zeuxis
Möglichkeit ſeiner Helena nicht zu beweiſen;

drum dieß Weib er sie uns unmittelbar
Augen gestellt hat, und (vorausgesetzt, ihre
heit sey in der That untadelig) Jedermann,
e anschaut, sich selbst gestehen muß, er ver-
nichts Schöneres zu sehen. Damit ist denn
Jedermann zufrieden, und kümmert sich wenig
im, ob jemals ein sterbliches Weib eine so schöne
hter geboren hat oder künftig gebären wird;
ug, daß uns der Maler von der Möglichkeit einer
hohen Schönheit durch den Augenschein über-
ugt hat. Es fehlt aber viel, daß es mit Platons
epublik derselbe Fall sey; der Augenschein ist nicht
u ihrem Vortheil; die Stimmen der Kenner sind
wenigstens sehr getheilt, und gegen einen, der sie so
herrlich findet, als sie unserm in sein eignes Werk
verliebten Pygmalion vorkommt, sehen wir
zwanzig, denen sie ein sehr unvollständiges, über
mit sich selbst übereinstimmendes, überladenes und
unnatürliches Phantom von einer Republik scheint,
von welcher der Strenge nach zu beweisen ist, daß
ihres gleichen unter den Menschen, so lange sie ihr
dermalige Natur behalten werden, weder entstehen
noch, wofern sie auch (wie andere Mißgeburten
durch eine zufällige Verirrung der Natur jemals
ans Tageslicht kommen sollte, lange genug leb
könnte, daß es der Mühe werth wäre zu sag
sie sey da gewesen. Der Platonische Sokrates f
sich also der Pflicht, die Möglichkeit s

politischen Kanons darzuthun, mit Recht nicht entziehen; und er selbst scheint dieß so gut zu fühlen, daß er dem ehrlichen, durch seine Indukzion zu schnell irre gemachten Glaukon von freien Stücken einen Vorschlag zur Güte thut, indem er ihn fragt: ob er zufrieden seyn wollte, wenn ihm gezeigt würde, wie eine seinem Ideale wenigstens sehr nahe kommende Republik zur Wirklichkeit gelangen könnte? Glaukon ist so billig, sich diesen Vorschlag gefallen zu lassen, und Sokrates rückt, nach mehrmaligem Achselzucken, dem vorgeblichen halsbrechenden Wagestück so nahe, daß er bekennt: um allen unsern Republiken eine andere ungleich bessere Gestalt zu geben, bedürfte es nur einer einzigen Veränderung; aber freilich wäre dieses Einzige weder etwas Kleines noch Leichtes, wiewohl nichts Unmögliches. — „Und was ist es denn?“ fragt Glaukon. — Weil es doch einmal heraus muß, erwiedert Jener, will ich es ja wohl sagen, wiewohl ich Gefahr laufe, von dem ausgelassensten Gelächter, wie von einer ungeheuren Welle, überschwemmt, und in den Grund gelacht zu werden; — es ist: „So lange nicht entweder die Filosofen die einzigen Regenten der „Staaten sind, oder diejenigen, die man gegenwärtig Könige und Gewalthaber nennt, wahrhaft und „in ganzem Ernst filosofiren, so daß die höchste „Gewalt im Staat und die Filosofie in einem und „ebendemselben Subjekt zusammentreffen, und alle,

„die sich nur auf eine von beiden beschränken, schlech„terdings von der Staatsverwaltung ausgeschlossen „werden: so lange, lieber Glaukon, ist gegen die „Uebel, welchen die bürgerliche Gesellschaft, ja das „ganze Menschengeschlecht unterliegt, kein Rettungs„mittel, — und bis es dazu kommt, wird auch „die Republik, von welcher bisher die Rede zwischen „uns war, weder möglich werden, noch das Licht „der Sonne sehen!“

In der That hatte der verkappte Plato hohe Ursache, ungern mit einer Behauptung herauszurücken, von welcher so leicht vorauszusehen war, daß sie eben so stark gegen alle herrschende Begriffe und Vorurtheile, als gegen das Interesse der jetzigen Machthaber anrannte, und wenn sie gleich bei den Meisten nur ein lautes Gelächter über ihre Ungereimtheit erregen würde, von den dermaligen Regierern selbst, als eine gefährliche und durch die politische Raisonnirsucht unsers Filosofen verzeihlich gemachte Lehre, mit Unwillen angesehen werden müßte. Aber auf was für einen Empfang mußte er sich erst gefaßt halten, nachdem man aus dem folgenden sechsten und siebenten Buch verständigt worden war, was er unter dieser Filosofie und diesen Filosofen, welche die Welt ausschließlich regieren sollten, verstehe! Daß er nämlich keine andre Filosofie für ächt gelten lasse, als sein eigene, und also sein großes politisches Geheimmittel gegen alle die Menschheit drückende Uebel

if hinauslaufe: daß alle Regenten zu Platonen erden, oder vielmehr (da dieß, wenn ſie auch wollten, nicht in ihrer Macht ſteht) daß der einzige mögliche und wirkliche Plato, Ariſtons und Periktyonens Sohn, zum Univerſalmonarchen des Erdkreiſes erhoben werden müßte, wofern das Reich der Themis und die goldne Zeit des alten Kronos wiederkehren ſollte? Wenn nun aber auch zu dieſer einzigen kleinen Veränderung, wie heilbringend ſie immer für das geſammte Menſchengeſchlecht wäre, nicht die mindeſte Hoffnung vorhanden iſt, wofür will er, daß wir ſeine Republik anſehen ſollen?

Doch, dem ſey wie ihm wolle, das große Wort iſt nun einmal geſprochen, und wir können uns auf unſern Mann verlaſſen, daß er, ſeiner verſtellten Schüchternheit oder Schamhaftigkeit ungeachtet, keinen Augenblick verlegen iſt, wie er ſich aus dem Handel ziehen wolle. Er hat ſich eines mächtigen Zauberworts bemeiſtert, womit er ſich gegen Hieb und Stich feſt machen, womit er, wie man eine Hand umkehrt, Berge verſetzen und Meere austrocknen, womit er Alles in Nichts und Nichts in Alles verwandeln kann. Das Bild, das kein Bild iſt — des Dings das kein Ding iſt, weil es weder von den Sinnen ertaſtet, noch von der Einbildungskraft dargeſtellt, noch vom Verſtande gedacht und bezeichnet werden kann, mit einem Wort, die Idee des Dings an ſich, das wahre unaus-

sprechliche Wort der Platonischen Mystagogie, die formlose Form dessen was keine Form hat — Was ist unserm dialektischen Thaumaturgen nicht mit diesem einzigen Aski Kataski möglich? Ja, wenn unter dem Wort Filosof so ein Mensch gemeint wäre, wie unsre gewöhnlich sogenannten Filosofen, Sofisten, Allwisser, Liebhaber und Kenner des vermeinten Wahren, Schönen und Guten, welches mit den Augen gesehen, mit den Ohren gehört, mit irgend einem äußern oder innern Sinn gefühlt, von der Einbildungskraft gemahlt, von der plastischen Kunst gebildet, vom Verstand erkannt, von der Sprache bezeichnet, und im wirklichen Leben als Mittel zu irgend einem Zweck oder als Zweck irgend eines Mittels, als Ursache irgend einer Wirkung, oder Wirkung irgend einer Ursache, gebraucht werden könnte: wenn solche Filosofen die Welt regieren sollten, dann, meint er, würde sie freilich um kein Haar besser regiert werden als dermalen. Aber der Filosof, der an der Spitze seiner Republik stehen soll, und an der Spitze des ganzen menschlichen Geschlechts zu stehen verdient, ist ein ganz anderer Mann; der hält es unter seiner Würde, sich mit Betrachtung und Erforschung all des armseligen Plunders der materiellen und einzelnen Dinge, abzugeben, welche (wie der verkappte Sokrates dem ehrlichen Glaukon mit seiner gewöhnlichen dialektischen Taschenspielerkunst sehr wortreich

nd auf mehr als Eine Manier vorſpiegelt) weder etwas noch Nichts, ſondern eine Art von Mittelding zwiſchen Nichts und Etwas ſind. Das hauptſächlichſte, wo nicht einzige Geſchäft ſeines Lebens iſt, ſich auf den Stufen der Arithmetik, Geometrie und Dialektik zur Betrachtung der einfachen und unwandelbaren Ideen der Dinge, und von dieſen überſinnlichen Weſen bis zum myſtiſchen Anſchauen des höchſten Ontôs On oder Urweſens aller Weſen zu erheben, über welches, als etwas an ſich Unbegreifliches und Unausſprechliches, ihm eine deutliche Erklärung nicht wohl zuzumuthen iſt, und da er durch dieſe gänzliche Verſenkung ſeines Geiſtes in das, was an ſich Wahr, Schön, Gerecht und Gut iſt, nothwendig ſelbſt durch und durch wahr, edel, gerecht und gut werden muß: wo könnten wir einen Sterblichen finden, welcher tauglicher und würdiger wäre, die Welt zu regieren, als Er?

Alles dieß aus einander zu ſetzen, und nach ſeiner Manier zu beweiſen, d. i. ſeinen glaubigen Zuhörern durch weit ausgeholte Fragen, Induktzionen, allegoriſche Gleichniſſe und ſubtile Trugſchlüſſe weiß zu machen, beſchäftigt unſern Sokrates in dem größten Theil des ſechſten und ſiebenten Buchs; und da die Natur des Dialogs ihm völlige Freiheit läßt, ſich nach Belieben vorwärts und ſeitwärts zu bewegen, und ſich über Dieſes und Jenes, was er mit Vortheil in ein helleres Licht zu ſetzen

glaubt, mit Gefälligkeit auszubreiten, so war natürlich, daß er — bei Gelegenheit der Schilderung des ächten Filosofen, der bis zum Wahren und Schönen selbst vorzudringen und es in seinem Wesen anzuschauen vermag, im Gegensatz mit den eingebildeten Allwissern und Filodoxen, die ihre Meinungen von den Dingen für die Wahrheit selbst ansehen — über die Quellen der Vorurtheile, welche der große Haufe, besonders in den höhern Klassen, gegen die ächten Filosofen heget, über die Ursachen, warum man sie mit anscheinendem Recht für unnütze und vornämlich zum Regieren ganz untaugliche Leute halte, und über den Grund, warum auch die Filosofen ihres Orts mit Verwaltung solcher heillosen Republiken, wie die gegenwärtigen alle seyen, nichts zu thun haben mögen — sich alles dessen, was er vermuthlich schon lange auf dem Herzen hat, mit vieler Freimüthigkeit entledigt. Dieser Theil des sechsten Buchs, wo Adimanth wieder an die Rede kommt, und durch den Versuch einer Rechtfertigung des populären Vorurtheils gegen die Filosofen den Sokrates auffordert, sich umständlicher über diese Materie vernehmen zu lassen, scheint mir (dem persönlichen Antheil, welchen Plato an der Sache nimmt, gemäß) mit vorzüglichem Fleiß ausgearbeitet zu seyn; und ausnehmend schön ist unter andern, was er den Sokrates (den ich hier wieder erkenne und reden zu hören glaube) von den Ursachen sagen läßt, woher

komme, daß wahrhaft weiſe und gute Menſchen ſo ſelten ſind, und ſo manche Jünglinge, mit den herrlichſten Anlagen, der hohen Beſtimmung, zu welcher die Natur ſie ausgerüſtet hatte, unglücklicher Weiſe für den Staat und für ſich ſelbſt, gänzlich verfehlen, ja deſto ſchädlichere Bürger und Regenten werden, je glänzender die Naturgaben und Talente ſind, wodurch ſie ſich der Liebe und des Vertrauens ihrer Mitbürger zu bemächtigen wiſſen. Weniger die Probe einer ſtrengen Prüfung haltend, wiewohl mit einem leidenſchaftlichen Feuer geſchrieben, das den auf ſich ſelbſt zurückſehenden und ſeine eigene Sache führenden Plato verräth, ſcheint mir die Stelle zu ſeyn, wo er die Gründe angiebt, „warum die Wenigen, die im Beſitz der wahren Weisheit ſind, ſich in die möglichſte Verborgenheit zurückziehen und mit den öffentlichen Angelegenheiten unſerer verdorbenen Republiken nichts zu ſchaffen haben wollen, ſondern, in ihren eigenen vier Wänden gegen alle Stürme des öffentlichen Lebens geſichert, beim Anblick der allgemein herrſchenden Geſetzloſigkeit, genug gethan zu haben glauben, wenn ſie, ſelbſt rein von Unrecht und laſterhaften Handlungen, ihr gegenwärtiges Leben in Unſchuld hinbringen, um dereinſt mit guter Hoffnung freudig und zufrieden aus demſelben abzuſcheiden.“ — Wenn Ariſtipp und ſeines gleichen dieſe Sprache führten, möchte wohl nichts erhebliches dagegen einzuwenden ſeyn; aber von dem Platoni-

schen Weisen sollte man mit vollem Recht eine heroischere Tugend fordern dürfen, und ich zweifle sehr, ob irgend eine Republik verdorben genug seyn könne, daß ihm eine solche Verzweiflung an ihrer Besserung erlaubt wäre, oder daß Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit und Furcht vor dem Haß und den Verfolgungen der Bösen für einen zuverlässigen Beweggrund gelten könnte, sich seiner Pflicht gegen das Vaterland zu entziehen. Der wirkliche Sokrates war wenigstens ganz anders gesinnt, und ließ es sich, als er mit sehr guten Hoffnungen aus diesem Leben ging, keinen Augenblick gereuen, das Opfer der entgegen gesetzten Denkart geworden zu seyn.

Aber freilich ist Platons Weiser kein Sokrates; und ihm, der sein höchstes Gut im Anschauen des Schönen und Guten an Sich, und in der dazu erforderlichen Ruhe und Abgeschiedenheit findet, möchte jene Sinnesart um so eher zu verzeihen seyn, da er sich nothwendig sehr lebhaft bewußt seyn muß, daß er nirgends als in seiner idealischen Republik am rechten Ort ist, und wahrscheinlich als Staatsmann in jeder andern eine traurige Figur machen würde.

Ich bin, gegen meinen anfänglichen Vorſatz, indem ich durch, ich weiß nicht welchen Zauber, den unſer dichteriſcher Filoſof um ſich her verbreitet, mich gezogen fühlte, ihm in ſeinem mäandriſchen Gang beinahe Schritt vor Schritt nachzuſchlendern, unvermerkt ſo weitläufig geworden, daß ich nur ſo fortfahren dürfte, um über ein unmäßig dickes Buch ein noch dickeres geſchrieben zu haben. Die Verſuchung iſt nicht gering, und nimmt mit jedem Schritt eher zu als ab; aber ſey ohne Furcht, Eurybates, ich will es gnädig mit dir machen; und wenn du dich entſchließen kannſt, mir nur noch in die wundervolle unterirdiſche Höhle unſers Myſtagogen zu folgen, ſo verſpreche ich dir, dich mit allem übrigen zu verſchonen, was du noch zu leſen bekämeſt, wenn ich meine bisherige Umſtändlichkeit bis ans Ende beibehalten wollte.

Die Behauptung, daß ein Staat nur durch ächte Filoſofen wohl regiert werden könne, hatte die Darlegung des Unterſchieds zwiſchen dem unächten und ächten Filoſofen herbei geführt. In dieſer bis auf den Grund zu kommen, ſah ſich Plato (denn mit dieſem allein, nicht mit Sokrates haben wir es nun zu thun) genöthigt, ſeinen Zuhörern einen Blick in das innerſte Heiligthum ſeiner Filoſofie zu erlauben. Da er aber hier keine Eingeweihte vor ſich hat, und dieſer Dialog unter die exoteriſchen, d. i. unter diejenigen gehört, welche weniger für ſeine

auserwählten Jünger als für die immer zunehmende Menge müßiger und wißbegieriger Leser, bei denen ein gewisser Grad von Bildung vorausgesetzt werden kann, geschrieben sind: so war nicht schicklich, und in der That auch nicht wohl möglich, seine Geheimlehre anders als in Bildern vorzutragen, um uns andre Profanen wenigstens durch einen, wiewohl nicht sehr durchsichtigen, Vorhang in die Mysterien derselben blinzeln zu lassen. Hierzu macht er nun zu Ende des sechsten Buchs den Anfang, indem er uns — mit vieler Behutsamkeit, damit nicht zu viel Licht auf einmal in unsre blöden Augen falle — die Existenz einer zwiefachen Sonne offenbart: der bekannten sichtbaren, die uns zum Wahrnehmen körperlicher Dinge, Gestalten und Schattenbilder behilft, und einer rein geistigen, folglich auch blos dem reinen Geist, ohne Beihülfe der Sinne, der Einbildungskraft und des Gedankens, anschaulich (welche er die Idee des Guten und das selbstständige Gute, Auto-Agathon, nennt), dessen Licht allein das an sich Wahre, Schöne und Gute unserm Geiste sichtbar werden kann. Die entdeckte übersinnliche Sonne scheint den wißbegierigen Glaukon so freundlich anzustrahlen, daß er Lust sich aufgemuntert fühlt, die Vergleichung eine Weile fortzusetzen. Beide Sonnen, sagt er, „die Könige zweier Welten;“ die eine dieselichen, theils aus körperlichen Dingen, theils

/erlei vergänglichen, unwesentlichen Erscheinun-
zusammen gesetzten Welt; die andere der über-
lichen, dem reinen Verstand allein in dem Lichte
s selbstständigen Guten sichtbaren, wesentlichen
Dinge. So wie die materielle Sonne über uns
aufgeht, erscheinen uns in ihrem Lichte die körper-
lichen Dinge klar und deutlich; so wie uns dieses
Licht entzogen wird, verfinstert sich alles um uns
her, wir erblicken nur zweifelhafte, farbenlose, un-
förmliche Gestalten, und wissen nicht was wir sehen.
Eben so wird uns, so bald unser Geist in das Licht-
reich des Auto-Agathon eindringt, auf einmal
die ganze Welt der Ideen, oder der ewigen, un-
wandelbaren Wesen (ontôs ontôn) aufgeschlossen;
die uns hingegen dieses Licht entzogen wird, sehen
wir im Reich der Wahrheit — Nichts, und alles um
uns her ist Dunkelheit, Ungewißheit, Irrthum und
Täuschung. — So wie uns die Sonne in der mate-
riellen Welt zweierlei Arten von Gestalten sichtbar
macht, die wirklichen Körper, und die bloßen Schat-
ten und Abspieglungen derselben, z. B. blauen Him-
mel, Wolken, Bäume, Gebüsche u. s. w. in einem
ruhigen Wasser: eben so erlangt unser Geist durch das
übersinnliche Licht, das von dem Auto-Agathon
auf das ganze Reich der Wahrheit ausstrahlt, eine
doppelte Art von Erkenntniß: eine rein wahre,
die Plato Nóesis genannt, und eine mit Wahn
und Täuschung vermischte, die ihm Dianoia

t; jene, durch unverwandtes Aufschauen in
s Reich der Ideen, als die allein wahrhaft
irkliche Welt, in welcher kein Trug noch Irrthum
att findet; diese durch das Herabschauen in
die Welt der Erscheinungen und Täuschun-
gen, wo wir nichts als die Abspieglungen und
Schatten der wesentlichen Dinge erblicken; daher denn
auch, natürlicher Weise, nicht mehr Wahrheit in die-
ser Art von Erkenntniß seyn kann, als in der Vor-
stellung, die wir von einem Körper bekommen, wenn
wir seinen Schatten, oder höchstens seine Gestalt im
Wasser erblicken. Unser Sokrates konnte leicht be-
merken, daß es dem guten Glaukon, mit dem besten
Willen von der Welt, dennoch schwer werde, sich die
übersinnlichen Wahrheiten, die durch diese Vergleis-
chungen angedeutet werden sollten, klar zu machen.
Er läßt sich also herab, der Blödigkeit seines geisti-
gen Auges durch eine allegorische Darstellung der
Sache zu Hülfe zu kommen. Und nun hören wir
ihn selbst!

Stelle dir, sagt er zu Glaukon, die Menschen
vor, als ob sie in einer Art von unterirdischer Höhle
wohnten, die von oben herein weit offen, dem Ein-
den Schein eines großen auf einer entfernten Anhö
brennenden Feuers erleuchtet wird. In dieser Gr
befinden sie sich von Kindheit an, am Hals und
den Füßen dergestalt gefesselt, daß sie sich weder
der Stelle bewegen, noch den Kopf erheben und

drehen können, folglich, gezwungen immer nur vor ſich hin zu ſehen, weder über noch hinter ſich zu ſchauen im Stande ſind. Zwiſchen dem beſagten Feuer und den Gefeſſelten geht ein etwas erhöhter Weg, und längſt deſſelben eine Mauer, ungefähr ſo hoch und breit als die Schaugerüſte, auf welchen unſre Gaukler und Taſchenſpieler den Zuſchauern ihre Wunderdinge vorzumachen pflegen. Nun bilde dir ferner ein, du ſeheſt neben dieſer Mauer eine Menge Menſchen mit und hinter einander auf der beſagten Straße daher ziehen, welche allerlei Arten von Geräthſchaften, Statüen und hölzerne oder ſteinerne Bilder von allerlei Thieren auf alle mögliche Art gearbeitet, auf dem Kopfe tragen, ſo daß alle dieſe Dinge über die Mauer hervorragen. Glaukon findet dieſes ganze Gemählde etwas abenteuerlich, und ſcheint nicht errathen zu können, wo Sokrates mit ſeinen Gefeſſelten, die er in eine ſo ſeltſame Lage ſetzt, hinauswolle. Gleichwohl, fährt dieſer fort, ſind ſie unſer wahres Ebenbild. — Aber bevor er dieſe Behauptung ſeinem ſtaunenden Lehrling klar machen kann, muß er die natürlichen Folgen entwickeln, welche die vorausgeſetzte Lage für die Gefeſſelten haben müßte. Fürs erſte, ſagt er, werden ſie, da ſie unbeweglich vor ſich hinzuſehen gezwungen ſind, weder von ſich ſelbſt und denen, die neben ihnen ſind, noch von allen den Dingen, die hinter ihnen vorbei ziehen, ſonſt nichts erblicken können als die Schatten, die auf die gegen-

überstehende Wand der Höhle fallen. Ferner werden sie, falls sie mit einander reden könnten, den Schatten die Namen der Dinge selbst beilegen; und wofern im Grund ihrer Höhle ein Echo wäre, welches die Worte der (ihnen unsichtbaren) Vorbeygehenden wiederholte, würden sie sich einbilden, die Schatten, welche sie vor sich sehen, brächten diese Töne hervor. Sie würden also unstreitig nichts anders für das Wahre halten, als die Schatten der vorübergetragenen Geräthschaften und Kunstwerke. Glaukon bejahte alles dieß ohne Widerrede, sogar mit einem groben Schwure, und Sokrates geht desto getroster weiter. Siehe nun auch, sagt er, wie sie zugleich mit ihren Fesseln von ihrer Unwissenheit entbunden würden, wenn die Natur sie von jenen befreien wollte. Gesetzt also, Einer von ihnen würde losgebunden und genöthigt, plötzlich aufzustehen, den Kopf umzudrehen, zu gehen und zum Licht empor zu schauen, so ist kein Zweifel, daß ihm alles dieß Anfangs sehr sauer werden müßte, und daß ihn das ungewohnte Licht blenden und unvermögend machen würde, die Dinge gewahr zu werden, deren Schatten er vorher gesehen hatte. Was meinst du nun, daß er sagen würde, wenn ihn jemand versicherte, was er bisher gesehen habe, sey eitel Tand, und jetzt erst habe er wirkliche und dem Wahren näher kommende Gegenstände vor den Augen; und wenn man ihm dann eines der vorübergehenden nach dem andern mit dem Finger zeigte und ihn zu

gen nöthigte, was es sey, würde er nicht verlegen
wn, und die zuvor gesehenen Schatten für wahrer
alten als was ihm itzt gezeigt wird? Glaukon.
Ganz gewiß. Sokrates. Und wenn man ihn
zwänge, in das Feuer selbst hinein zu sehen, würde
er nicht, weil ihm die Augen davon schmerzten, das
Gesicht sogleich wegwenden, und auf die Schatten
zurück drehen, die er ohne Beschwerde anschauen
kann, und die er eben deßwegen für reeller halten
würde, weil er sie deutlicher sähe als die im Licht
erblickten Gegenstände? Glaukon. Nicht anders.
Sokrates. Wenn man ihn nun vollends mit Ge-
walt und über Stock und Stein aus seiner Höhl
heraus an das Sonnenlicht hervor zöge, würd
er nicht während der Operazion gewaltig wehklage
und ungehalten seyn, und so wie er an die Son
selbst gekommen wäre, vor lauter Glanz von alle
was wir Andern wirkliche Dinge nennen, nichts sel
können? Glaukon. So plötzlich gewiß nic
Sokrates. Es wird also, wenn ein solcher Me
die Dinge hier oben sehen soll, Zeit erfordert
den, bis er sich allmählich daran gewöhnt.
seine Augen Anfangs am leichtesten ertragen, w
die bloßen Schatten seyn; hernach die Bilder
Menschen und andern Dingen im Wasser,
diese Dinge selbst. Aber was am Himmel zu
ist, und den Himmel selbst, wird er lieber
bei Mondenschein und Sternenlicht, als bei

im Sonnenglanze sehen wollen. Glaukon.
ran ist kein Zweifel. Sokrates. Nach und
ch aber wird er es doch endlich so weit bringen,
ß er auch die Sonne, nicht bloß ihr Bild im
Wasser oder ihren Widerschein in andern Körpern,
ondern sie selbst, wie sie ist, und an der Stelle,
wo sie sich befindet, anzublicken im Stande seyn
wird. Glaukon. Das ist nicht anders möglich.
Sokrates. Und nun wird er auch durch Ueber-
legung und Vernunftschlüsse herausbringen, daß es
die Sonne sey, welche das Jahr und die Wechsel-
zeiten desselben ordnet, über allem in der sichtbaren
Welt waltet, und gewisser Maßen die Ursache alles
dessen ist, was sie zuvor sahen? Glaukon.
Offenbar muß er von diesem auf jenes geleitet wer-
den. Sokrates. Und wenn er sich nun seines
vorigen Aufenthalts, und des Begriffs, den man
sich dort von der Weisheit macht, und seines armen
Mitgefangenen erinnert, wird er nicht sich selbst der
mit ihm vorgegangenen Veränderung wegen glück-
lich preisen, und die letztern hingegen bemitleiden?
Glaukon. O gar sehr! Sokrates. Und wo
fern, bei diesen, Lobsprüche, Ehrenstellen und Be
lohnungen für denjenigen Statt fanden, der die vo
beigleitenden Schatten am deutlichsten sah, sich
Ordnung, in welcher sie auf einander gefolgt o
neben einander erschienen waren, am genaue
erinnerte, und wie es künftig damit seyn würde

vorherſagen konnte: meinſt du, Jener würde
Vortheile vermiſſen, oder diejenigen beneiden,
i ihnen geehrt werden und die Oberhand ha-
oder er würde nicht lieber (wie Homer den
tten des Achilles ſagen läßt) einem „armen
ner das Feld als Tagelöhner beſtellen,“ und
r alles erdulden, als in ſeinen vorigen Zuſtand
ck kehren? Glaukon. Er würde, denke ich,
eher alles andere gefallen laſſen, als wieder dort
leben. Sokrates. Geſetzt aber, er müßte
der in die Höhle herabſteigen und ſeinen alten
aß wieder einnehmen, würde es ihm, wenn er ſo
f einmal aus der Sonne ins Dunkle käme, nicht
Muthe ſeyn, als ob er in die dickſte Finſterniß
erſetzt worden ſey? Glaukon. Nichts gewiſſer!
Sokrates. Und wenn er dann, bevor er den
Gebrauch ſeiner Augen wieder erlangt hätte (wozu
einige Zeit erforderlich ſeyn würde) von den beſag-
ten Schatten wieder Kenntniß nehmen und ſich mit
den andern Gefeſſelten darüber ſtreiten müßte, würde
er ihnen nicht lächerlich ſcheinen? würden ſie nicht
ſagen, er wäre durch ſein Hinaufſteigen in die obere
Gegend um ſein Geſicht gekommen; und es ſey nicht
zuläſſig, daß man auch nur verſuche hinauf zu kom-
men, und wofern ſich jemand unterfinge, einen von
ihnen zu entfeſſeln und hinauf zu führen, müßte
man ihn greifen und mit dem Tode beſtrafen? —
Glaukon. Unfehlbar; mit nichts geringerm als

dem Tode. Sokrates. Machen wir nun, lieber Glaukon, die Anwendung von diesem ganzen Bilde auf das, was wir vorhin gesagt haben. Die unterirdische Höhle bedeutet diese sichtbare Welt; das Feuer, wovon sie beleuchtet wird, die Sonne; das Aufsteigen in die obere Gegend und was dort gesehen wird, die Erhebung der Seele in die intelligible Welt. Wenigstens ist dieß meine Vorstellungsart, weil du sie doch zu hören verlangt hast. Ob sie aber die wahre ist, mag Gott wissen! Genug, mir meines Orts kommt die Sache so vor, wie ich dir sage. Das Höchste in der intelligibeln Welt ist die Idee des Guten, zu deren Anschauen schwer zu gelangen ist. Wer aber dazu gelangt ist, kann nicht anders als den Schluß machen, daß sie die Grundursache alles dessen sey was recht, schön und gut ist, indem sie in dieser sichtbaren Welt das Licht und den Beherrscher desselben hervorgebracht, in der geistigen hingegen, deren unmittelbare Beherrscherin sie ist, die Wahrheit und den reinen Verstand erzeugt; und daß es also schlechterdings nöthig ist sie zu kennen, um in irgend einem öffentlichen oder besondern Wirkungskreise recht zu handeln. Glaukon. Ich denke hierüber wie du, so viel mir immer möglich ist. Sokrates. Ich stimme mir denn auch darin bei, daß es kein Wunder ist, wenn diejenigen, die von dannen herabkommen, keine Lust haben, sich mit den menschli-

ſondern von ganzem Gemüth da-
n jener erhabenen Region immer
es kann unſerm vorigen Bilde
es ſeyn. Glaukon. Das folgt

genug ſeyn, lieber Eurybates; und
vermuthlich meine Meinung von
Aber was kann ich dir darüber
ſchwer, in ſolchen Dingen überall
haben. Das Gewiſſeſte, was ich
n, iſt, daß meine Vorſtellungsart
von der Platoniſchen iſt, als die
denen wir ausgehen. Wer von uns
ag Gott wiſſen, möchte ich beinahe
krates ſagen. Und doch dünkt mich,
mit ganz nüchternem Muth überlege,
Menſchenverſtand, oder der allen Men-
ende Sinn für das, was uns Wahr-
eche ziemlich entſchieden für meine
Aber Plato denkt von dem ſeinigen
ıer; denn ſie ſcheinen ihm ſo gewiß zu
aß Eins — Eins iſt; wofern wir alſo
den Delfiſchen Gott zum Schieds-
ıen wollen, wer ſoll zwiſchen uns Rich-

ıs ſcheint Plato die Schwierigkeiten, die
riſches Lehrgebäude drücken, ſehr gut zu
Daher die Vorſicht, jede ſeiner unerweis-

lichen Voraussetzungen durch andere eben so luftige zu unterstützen; wie ein Dichter, um ein erstes Wunderding glaublich zu machen, immer ein zweites und drittes in Bereitschaft haben muß. Wir wollen, zum Beispiel, in Betreff der vorliegenden Allegorie so höflich seyn, als sein guter Brüder Glaukon, und über alle die ungereimten Voraussetzungen, ohne welche sie nicht bestehen kann, hinausgehen; aber das wird uns doch zu fragen erlaubt seyn müssen: was die armen Gefangenen verbrochen haben, daß sie an Hals und Füßen gefesselt, ihr Leben in dem häßlichen unterirdischen Kerker damit zubringen müssen, unverwandt vor sich hin zu gucken, und, weil sie nichts als Schatten zu sehen bekommen, sie gezwungner Weise für reelle Dinge anzusehen? — Du erinnerst dich vielleicht, daß er die Antwort auf diese Frage schon lange in seinem Fädrus bereit hält. Allerdings, sagt er, haben sie durch ein sehr schweres Verbrechen eine so harte Buße verdient. — Aber zum Unglück finden wir uns, wenn wir ihm auch diese Ausrede, als auf eine ihm besser als uns bekannte Thatsache gegründet, gelten lassen wollen, genöthigt, abermals zu fragen: wie die Idee des Guten (die er zur Grundursache alles Wahren, Rechten und Schönen macht) recht und wohl daran thue, diese Verbrecher mit einer Strafe zu belegen, wodurch ihnen ein fortdauernder Zustand von Unwissenheit und Irrthum unvermeidlich, und

alles Aufstreben ins Reich der Wahrheit unmöglich gemacht wird? Ich sehe nicht, was er antworten kann, um seine Idee des Guten von dem Vorwurf zu retten, daß sie, gleich den Göttern unsrer Dichter, kein Bedenken trage, diejenigen, die sich gegen sie vergangen haben, aus Rache in unfreiwillige Irrthümer und Verbrechen zu verwickeln, bloß um einen neuen Vorwand zu erhalten, mit den armen Unglücklichen noch grausamer verfahren zu können.

Diesen und einer Menge anderer Klippen und Untiefen, zwischen welchen die Platonische Filosofie, unter beständiger Gefahr zu scheitern, oder auf dem Sande sitzen zu bleiben, sich durcharbeiten muß, entgehen wir andern ächten Sokratiker freilich durch den großen Grundsatz unsers Meisters: bloß über die menschlichen Dinge menschlich zu filosofiren, und die göttlichen, als über unsern Verstand gehend, unbesorgt den Göttern zu überlassen: aber wir bekennen uns dadurch auch zu einer Unwissenheit, die uns mit den ungelehrtesten Idioten in eine Reihe stellen würde, wenn wir nicht wenigstens dieß voraus hätten, daß wir die Ursachen kennen, warum diese Unwissenheit unvermeidlich ist. Dem ungeachtet läugne ich nicht, daß der Hang alles, was um, über und unter uns ist, ergründen zu wollen, — wiewohl er sich nur bei wenigen außerordentlichen Menschen in seiner ganzen Stärke zeigt —

dennoch eines der Merkmahle zu seyn scheint, wodurch sich der gebildete und seiner Vernunft mächtig gewordene Mensch von dem bloßen Thiermenschen unterscheidet. Er gehört zu dem ewigen Streben ins Unbegränzte, welches das große Triebrad der unbestimmbaren Vervollkommnung ist, derem höchsten Punkte das Menschengeschlecht sich in einer Art von unermeßlichen Spirallinie langsam und unvermerkt anzunähern scheint. Werden wir jemals dieses Ziel erreichen? Oder bewegen wir uns (wie der Aegyptische Hermes gesagt haben soll) in einem Zirkel, dessen Mittelpunkt überall und dessen Umkreis nirgends ist? Und ist vielleicht gerade dieß die einzige Möglichkeit, wie wir uns immer bewegen, d. i. nie zu seyn aufhören können? — Auch die Natur, Freund Eurybates, hat in ihren großen Mysterien unaussprechliche Worte, die wir entweder nie erfahren werden, oder welche der, dem sie sich enthüllte, nicht verrathen könnte, weil es ihm an Worten fehlen würde, sich andern verständlich zu machen? Befände sich jemals ein Sterblicher in diesem glücklichen Falle, würde er nicht, wenn er von dem, was unaussprechlich ist, sprechen wollte, genöthigt seyn, seine Zuflucht, wie Plato, zu Bildern und Allegorien zu nehmen? Und da er doch sicher darauf rechnen könnte, mit seinen Offenbarungen von Niemand verstanden, und nur von sehr Wenigen vielleicht, gleich fernen, das Ohr kaum noch leise be-

rührenden Tönen, mehr geahnet als gehört zu werden, thät' er nicht eben so wohl, wenn er gar nicht davon spräche? — Aber was hätte da der göttliche Plato zu thun gehabt? — Ich beantworte also jene Frage mit Nein; aber nun auch keine Silbe weiter!

8.

Fortsetzung und Beschluß des Vorigen.

Meinem Versprechen zu Folge werde ich die vier Bücher, die noch vor uns liegen, wie reich und schwer an Inhalt sie auch sind, und wie viel gegen Manches zu erinnern wäre, wenn es scharf gesichtet werden sollte, so schnell als möglich durchlaufen, und (wenn anders die Versuchung nicht hier oder da gar zu stark werden sollte) nicht mehr davon sagen, als zur Uebersicht des Ganzen nöthig ist.

Die Behauptung, „daß die beste (der Vollkommenheit am nächsten kommende) Republik nur unter „der einzigen Bedingung, wenn sie ächte Filosofen „zu Regenten habe, realisirt werden könne," hatte den Platonischen Sokrates auf die verschiedenen Untersuchungen und Erläuterungen geführt, die den Inhalt des sechsten Buchs ausmachen. Die allegorische Dichtung zu Anfang des siebenten sollte das, was er über ächte und unächte Filosofie, über Irr-

thum, Wahrheit und Meynung (die zwischen beyden liegt) vorgebracht hatte, durch ein passendes Tausendbild begreiflicher machen. Das Resultat davon ist: daß nur der, dessen Geist aus der Sinnenwelt (die uns andern gemeinen Menschen die wirkliche scheint) in die Welt der Ideen emporgestiegen, und durch diese sich endlich bis zum unmittelbaren Anschauen der Idee des Guten erhoben hat, den Namen eines Filosofen verdiene. Da nun unsre Republik lauter solche Filosofen zu Vorstehern haben soll, so fragt sich: durch was für eine Erziehung diese letztern zu ihrer Bestimmung zubereitet, auf welchen Stufen sie zu ihr empor geführt, und welchen Prüfungen sie unterworfen werden sollen, bevor sie für fähig und würdig zu achten sind, in unsrer Republik das zu seyn, was die Vernunft in dem Mikrokosmos der menschlichen Seele und die Idee des Guten im Weltall ist? Diese Aufgaben beschäftigen unsern Filosofen durch das ganze siebente Buch, und geben ihm, indem er von den Wissenschaften spricht, wodurch seine künftigen Archonten sich den Eingang in die übersinnliche Ideenwelt eröffnen sollen, Gelegenheit, manches brauchbare zu sagen, aber auch manches, das mir und vermuthlich seinen meisten Lesern ziemlich unverständlich ist, und uns den Argwohn abnöthigt, daß er uns entweder absichtlich tantalisiren, oder eine Unwissenheit, die er mit

uns und allen andern Sterblichen gemein hat, hin
vielversprechende geheimnißvolle Miene, womit
— Nichts offenbart, verstecken wolle. Die
schaften, welche seine künftigen Archonten mit
derm Eifer treiben sollen, sind die Arithmetik
metrie, Astronomie und Musik. Aber daß d
nicht einbildest, der Platonische Sokrates de
diese Wissenschaften wie der Sohn des Sof
der seinen jungen Freunden zu rathen pfl
nicht tiefer in sie einzulassen, als zu ih
brauch im Rechnen, Feldmessen, in der
und zum Singen, Citherspielen und Tan
ist! Gerade das Widerspiel; er spricht
praktischen Theil derselben mit einer Ar
achtung, und empfiehlt sie seinen Zögling
so fern sie die Seele durch Betrachtung
sinnlichen reinigen, und zum An
Wesens der Dinge und der Idee d
tüchtiger machen. In dieser Rücksicht
Dialektik (die ihm etwas ganz an
was gewöhnlich unter diesem Nam
wird) die oberste Stelle unter allen (i
mit ihr nur uneigentlich so genannte
ten ein, weil sie sich, (wenn ich i
verstehe) zu den übrigen verhält, wi
rigen Gleichnißbilde von den Gefesselt
irdischen Höhle das Anschauen der
zum Anschauen des Feuers, welche

die Schatten der zwischen ihnen und dem Feuer vor
übergetragenen Dinge sichtbar macht; daher denn
auch niemand als der wahre Dialektiker im Stande
ist, die übrigen Wissenschaften so zu veredeln, daß
sie zu Stufen werden, worauf die Seele, nachdem
sie sich von allem was ästhetisch ist, losgewunden
hat, „vermittelst eines Organs, das mehr als Zehen-
tausend körperliche Augen werth ist," zur unmittel
baren Anschauung des Autoagathon, als dem
höchsten Endpunkt alles Reindenkbaren, sich erheben
kann. Mehr verlange nicht, daß ich dir von diesen
übersinnlichen Geheimnissen sagen soll; denn ich
stehe dir unverhohlen, daß mein Geistesauge (um
Plato zu reden) noch zu sehr mit barbarischem
Schlamm (borborô barbarikô) überzogen ist, um
von dem unendlich subtilen dialektischen Licht, womit
dieses siebente Buch erfüllt ist, nicht geblendet zu
werden. Beinahe möchte man den wackern Glaukus
beneiden, der, wie es scheint, als ein ächter junger
Adler mit heilen Augen in diese Sonne schauen kann,
und dem alles, was er bloß hört, auf der Stelle
so klar einleuchtet, als ob er es mit seinen eigenen Augen sähe.

Ernsthaft von der Sache zu reden, Eurybates,
glaube ich trotz der Blödigkeit meines Gesichts klar
unsichtbare Dinge, ziemlich klar zu sehen, daß es nur
auf den guten Willen unsers Mystagogen ange
kommen wäre, die erhabenen Lehren, die er uns

n die seltsamsten Bilder verschleiert, bald in
nur ihm und seinen Eingeweihten verständlichen
che, als eine Art von Räthsel zu errathen giebt,
r Sprache der Menschen deutlich genug vorzu-
n, daß jeder nicht gänzlich im Denken unge-
Leser sie ohne große Anstrengung hätte verste-
und beurtheilen können. Aber vielleicht würden
dann auch nicht wenig von dem hohen Werth, den
hnen beilegt, verloren haben, und es wäre beim
ten Blick in die Augen gefallen, daß wir durch
Verwandlung bloßer ausgeweideter Ge-
ankenformen in das was er Ideen nennt, und
gar durch das Aufschauen zu seinem Auto-
gathon, — in welches unser geistiges Auge,
eben so wenig als unser leibliches in die Sonne,
länger als einen Augenblick (und auch da nicht ohne
zu erblinden) schauen könnte, — bei weitem nicht
soviel gewinnen, als er uns zu versprechen scheint.
Denn es hat (menschlicher Weise von der Sache zu
reden) mit diesem Autoagathon, diesem König der
unsichtbaren Welt, diesem ersten unergründ-
lichen Grund alles dessen was wahrhaftig ist, so
ziemlich eben dieselbe Bewandtniß wie mit der
Sonne, dem Herrscher in der sichtbaren. Was wir
von beiden wissen, ist sehr wenig, und wir reichen
nicht weit damit, wenn es darum zu thun ist, uns
eine reelle, d. i. im praktischen Leben brauchbare und
hinreichende Kenntniß der Menschen und der Dinge

um uns her anzuschaffen, deren wir gleichwohl am meisten bedürfen, da von den Verhältnissen dieser Menschen und dieser Dinge zu uns, und von der Art, wie wir diese gebrauchen und uns gegen jene benehmen, unser Wohl oder Weh abhängt. Ob die Welt um uns her aus reellen Dingen oder bloßen Erscheinungen bestehe, wenn es für gesunde Menschen auch eine Frage seyn könnte, wäre doch eine unnütze Frage, weil wir uns, um nicht wie Thoren zu handeln, immer so benehmen müssen, als ob Alles, was gesunden und vernünftigen Menschen reell scheint, es auch wirklich sey. Sich mit Gewalt in eine unsichtbare Ideenwelt hineinzuträumen oder hinein zu abstrahiren, ist schwerlich der rechte Weg, die Sinnenwelt, die nun einmal unser Wirkungskreis ist, kennen zu lernen; aber wohl das unfehlbarste Mittel, eine jede andere als die Rolle eines schwärmerischen Mystosofen ziemlich schlecht in ihr zu spielen. Was würde man von einem zum Maler oder Bildner bestimmten Menschen sagen, der, wenn er in eine Galerie von Bildsäulen und Gemälden der besten Meister geführt würde, diese Kunstwerke, weil sie doch nichts als leblose und unvollkommene Nachbildungen wirklicher Menschen, Götter und Göttersöhne seyen, mit Verachtung ansehen und sich noch groß damit machen wollte, daß er nur die Urbilder seines Anblicks würdig halte? — Doch dieß im Vorbeigehen; denn eine scharfe Unter-

ſuchung deſſen, worauf es in dem Streit zwiſchen dem göttlichen Plato und dem geſunden Sokratiſchen Menſchenverſtand ankommt, würde mich viel weiter führen, als ich mir in dieſen Briefen zu gehen vorgeſetzt habe, und es kann, dünkt mich, an den Winken genug ſeyn, die ich hierüber hier und da bereits gegeben habe.

Nachdem unſer Platoniſcher Sokrates das Kapitel von der Erziehung und Vorbereitung, und den darauf folgenden Beſchäftigungen und Prüfungen, wodurch die zur Regierung ſeiner Republik beſtimmten Perſonen beiderlei Geſchlechts zu dem erforderten hohen Grad von Weisheit und Tugend gebildet werden ſollen, im ſiebenten Buche zu Ende gebracht hat, beginnt er das achte mit einer ſummariſchen Wiederholung der Reſultate alles deſſen, was vom fünften an bisher zwiſchen ihm und den beiden Brüdern abgehandelt worden, und nimmt, mit Glaukons unbedingter Beiſtimmung, als etwas Ausgemachtes an: daß in einer vollkommen wohleingerichteten Republik erſtens Weiber, Kinder, Erziehung und Ausbildung zu allen in Krieg und Frieden nöthigen Eigenſchaften, in den beiden obern Ständen gemeinſchaftlich ſeyn müſſen; zweitens, der zur Vertheidigung beſtimmte Stand kein Eigenthum be-

sitzen dürfe, und drittens aus demselben nur die vollendetsten und bewährtesten Filosofen und Kriegsmänner zu Regenten oder Königen (wie er sie nennt) erwählt werden sollen. Beide erinnern sich nun des Orts, von wo aus Sokrates durch Adimanths und Polemarchs Zudringlichkeit in diesen Labyrinth von großen und kleinen Digressionen, Absprüngen und Widergängen verleitet worden; und da beide gleich geneigt sind, der eine zu reden, der andere zuzuhören: so wird nun der im Eingang des fünften Buchs angefangene, aber sogleich unterbrochne Diskurs über die verschiedenen Staatsformen wieder aufgenommen, und gezeigt, wie einer jeden dieser Verfassungen (welche unser Filosof auf fünf, nämlich Eine gesunde und vier mehr oder weniger verdorbene, zurückführt) eine ähnliche Verfassung im Innern des Menschen entspreche. Die einzige gesunde Staatsverfassung ist ihm die Aristokratie, d. i. die Regierung der Besten, oder (was bei ihm einerlei ist) der Filosofen. Ob sie Monarchisch oder Polyarchisch sey, gilt gleichviel, wenn nur die Filosofie regiert, und alles nach dem Modell seiner bisher beschriebenen Republik eingerichtet ist. Unglücklicher Weise (sagt er) ist auch diese vollkommenste Verfassung, wie alle Dinge unter dem Mond, der Verderbniß unterworfen; sie kann nur muß nach und nach krank werden, und sobald dieß Fall eintritt, artet sie in die erste der ungesun-

rfassungen, in die Timokratie oder Herr-
)aft der Ehrgeitzigen aus, so wie diese,
nn sie den höchsten Grad ihrer Verderbniß erreicht
it, sich in die Oligarchie, und diese, aus der
ämlichen Ursache, sich in die Demokratie ver-
)andelt; welche, durch eine eben so natürliche Folge,
ndlich in der verdorbensten und verderblichsten aller
Staatsformen, der Tyrannie, ihren Untergang
findet. Wie es mit diesen Verwandlungen zugehe,
den Charakter und so zu sagen die Krankheits-
Geschichte dieser vier Perioden einer ursprünglich
kerngesunden, aber nach und nach ausartenden und
kachektisch werdenden Republik, und eine genetis-
sche Schilderung der Gemüthsverfassung und Sitten
eines jeder von den vier verdorbenen Regierungs-
arten entsprechenden einzelnen Menschen, alles
dieß wird im achten und neunten Buch, aus dem
Gesichtspunkt, worauf uns Plato gestellt hat, auf
eine sehr einleuchtende Art mit vieler Wahrheit und
Zierlichkeit vorgetragen. Man erkennt in der Schil-
derung der Timokratie das heutige Sparta
auf den ersten Blick; auch Korinth, Argos,
Thebèn und andere ihres gleichen, werden sich in
seiner Oligarchie nur zu gut getroffen finden;
aber die Darstellung und Würdigung der Demo-
kratie, wozu er an seiner eigenen Vaterstadt das
reflichste Modell vor Augen hatte, geht über alles.
Sie ist ein Meisterstück sokratisch-attischer Feinheit

und Ironie; zwar etwas scharf gesalzen und reichlich mit Silfion gewürzt; aber wenn den Athenern noch zu helfen wäre, so müßte diese Arznei wirken; oder, richtiger zu reden, wenn sie (wie Plato selbst schwerlich anders erwartet) ungefähr eben so viel wirkt als die Ritter, die Vögel und die Wespen des Aristofanes, d. i. Nichts, so ist den Athenern schwerlich zu helfen. Gleichwohl sollt' es mich wundern, wenn diese Satire auf die Demokratie nicht gerade das wäre, was ihnen in diesem ganzen Dialog am meisten Vergnügen macht.

Ich für meine Person, wurde auf eine angenehme Weise überrascht, da ich den Sokrates in diesem achten Buch sich selbst unverhofft wieder so ähnlich fand, daß ich ihn zu hören geglaubt haben würde, hätte nicht Plato recht geflissentlich dafür gesorgt, uns gleich zu Anfang durch ein unfehlbares Mittel gegen diese Täuschung zu verwahren. Er bewirkt dieß durch eine Probe seiner Geschicklichkeit in der dialektischen Arithmetik, oder arithmetischen Dialektik, die so hoch über allen Menschenverstand geht, oder, um das Ding mit seinem rechten Namen zu nennen, so rein unsinniger Unsinn ist, daß man die Stelle zwei oder dreimal lesen muß, ehe man seinen Augen glauben kann, daß sie wirklich dastehe. Sie befindet sich zu Anfang des achten Buchs, wo die Rede von der Möglichkeit ist, daß sogar die beste und vollkommenste Republik nach und

nach ausarte und ſich in eine Timokratie verwandle. Dieſe Aufgabe, deren Auflöſung für einen Mann von unverſchrobenem Kopf wenig Schwierigkeit hat, ſcheint ihm ſo ſchwer zu ſeyn, daß er den Glaukon fragt, ob ſie nicht, nach Homeriſcher Weiſe die Muſen anrufen wollten, ihnen zu ſagen, wie es zugehen müßte, wenn ſich in einer ſo wohl geordneten Republik ein Aufſtand ſollte ereignen können. Wahr iſts, er ſetzt ſogleich hinzu: „wollen wir ſie „nicht bitten, ſich einen kleinen Spaß mit uns zu „machen, wie wenn man kleinen Knaben ſpielend läppiſches Zeug in einem tragiſchen Ton und hochtrabenden Worten als etwas gar ernſthaftes und wichtiges vordeklamirt?“ — und heißt das nicht, ſich deutlich genug erklären, daß er ſelbſt die hierauf folgende Auflöſung des Problems für nichts beſſers als Kinderpoſſen gebe? Aber wir kennen dieſe Art ironiſcher Neckerei an ihm, und er ſoll uns nicht glauben machen, daß ein ſo gravitätiſcher Mann wie er, auf eine ſo unanſtändige und zweckloſe Art den Narren habe mit uns treiben wollen, indem er uns auf eine ſehr ernſthafte Frage die rechte Antwort zu geben Miene macht. Ganz gewiß hat er alſo mit dem arithmetiſch geometriſchen Unſinn, den er den Muſen in den Mund legt, mit dieſem unerrathbaren Räthſel einer durch die verworrenſten und unverſtändlichſten Bezeichnungen angedeuteten oder vielmehr nicht angedeuteten geometriſchen Zahl-

durch deren Einfluß Kinder von schlechterer Art so nothwendig gezeugt werden müssen, daß, ohnfehlbar „die Vorsteher unserer Republik aus Unwissenheit dieser unglücklichen Zahl sowohl als der ihr entgegengesetzten vollkommenen, welche den Zeitpunkt „des göttlichen Erzeugnisses begleiten soll, „den rechten Augenblick, ihre Bräute und Bräutigame „zusammen zu lassen, verfehlen; es unmöglich sey, „daß die Republik eine an Leib und Seele wohlgeschaffene, glücklich organisirte Nachkommenschaft erhalten könnte." Ja ganz gewiß, sage ich, hat Plato mit diesem alten menschlichen Vernunft-spottenden Räthsel etwas sagen wollen; wär es auch nur, daß er seine gutmüthigen Leser zu glauben nöthige, Er selbst besitze den Schlüssel zu diesem Geheimniß, ohne welches seine Republik, trotz aller vorhergegangenen Beweise ihrer Möglichkeit, nimmermehr zu Stande kommen kann, wofern er sich nicht bequemen läßt, den künftigen Vorstehern das Verständniß hierüber zu öffnen. Denn nach seiner ausdrücklichen Versicherung ist das Geheimniß dieser Zahlen: sie schaffen, daß die Vorsteher, „wie weise sie auch seyn möchten, es weder auf ästhetischem Weg (durch Sinne, Einbildung und Divinazion) noch durch Vernunftschlüsse herausbringen könnten so daß es also ein bloßes glückliches Ungefähr wäre, wenn sie jemals den rechten Moment zur Zeugung ihrer Staatsbürger treffen würden. Auf alle

nſer Filoſof ſich durch dieſe neue Probe ſeiner
enſchlichen Kenntniſſe in ein ſehr beſchwerliches
emma verſtrickt. Denn entweder ſind ihm jene
tiſchen Zahlen bekannt oder nicht. Sind ſie
nicht bekannt, wie iſt es möglich, daß er, um
altigen Leſern weiß zu machen, Er kenne ſie,
er baaren Unſinn vorbringen als ſeine Unwiſſenheit
ehen will? Kennt er ſie aber, was in aller Welt
nte ihn bewegen, ſie in ein Räthſel, und dieſes
thſel in Worte und Sätze einzuwickeln, von
lchen er ſelbſt gewiß ſeyn muß, daß ſie dem gelehr-
ſten und ſcharfſinnigſten ſeiner Leſer eben ſo unver-
ändlich ſind als dem unwiſſendſten und blödſinnig-
en? Und da nun einmal (wie er ſagt) außer ſeiner
epublik kein Heil iſt, dieſe aber, ſo lange ſeine
iden Zeugungs-Zahlen ein Geheimniß bleiben,
iemals, wenn ſie auch zu Stande käme, in die
inge beſtehen könnte: war es nicht ſeine Schul-
gkeit, ſie auf eine wenigſtens den Gelehrten ver-
ändliche Art der Welt mitzutheilen? Iſt er nicht
m menſchlichen Geſchlecht auch ohne Rückſicht auf
ne idealiſche Republik eine ſo wohlthätige Ent-
ckung ſchlechterdings ſchuldig? Was ſollen wir von
m Manne denken, der ein unfehlbares Mittel, die
nze menſchliche Gattung zu veredeln, beſitzt, und
iewohl er ſelbſt keinen Gebrauch davon machen will
er kann, es nicht nur für ſich allein behält, ſondern
gar ein leichtfertiges Vergnügen daran zu finden

scheint, es den Leuten mit einem dicken Tuch siebenfach bedeckt vorzuzeigen, und sobald er sie recht gelüstig darnach sieht, ihnen den Rücken zu weisen und lachend davon zu gehen? Ich zweifle sehr, ob Aristofanes selbst, wenn er unsern Mystosofen zum Helden eines Seitenstücks der Wolken hätte machen wollen, es gewagt hätte, ihm eine so erbärmliche Rolle anzudichten, als er hier, in einer unbegreiflichen Eklipse seiner Vernunft, mit augenscheinlichem Wohlgefallen an sich selbst von freien Stücken spielte.

Es giebt vielleicht kein auffallenderes Beispiel wie nachtheilig es ist, in mehrern und entgegengesetzten Fächern zugleich glänzen zu wollen, und wie wohl Plato daran thut, die Künstler und Handarbeiter in seiner Republik durch ein Grundgesetz auf eine einzige Profession einzuschränken, — als sein eigenes. Glücklich wär' es für ihn gewesen, wenn die Athener ein Gesetz hätten, vermöge dessen ihren Bürgern bei schwerer Strafe verboten wäre, in eben demselben Werke den strengen Dialektiker, den Dichter, und den Schönredner zugleich, zu machen. Vermuthlich würde Plato jedes von diesen dreien in einem hohen Grade gewesen seyn, wenn er sich auf Eines allein hätte beschränken wollen: aber da er diesen dreifachen Charakter in sich vereinigen will, und dadurch

alle Redner, Dichter und Dialektiker vor und neben ihm auszulöſchen glaubt, kann er neben keinem beſtehen, der in einem dieſer Fächer ein vorzüglicher Meiſter iſt; denn er iſt immer nur halb was er ſeyn möchte. Wo er ſcharf räſonniren ſollte, macht er den Dichter; will er dichten, ſo pfuſcht ihm der grübelnde Sofiſt in die Arbeit. Hat er uns einen ſtrengen Beweis oder eine genau beſtimmte Erklärung erwarten laſſen, ſo werden wir mit einer Analogie oder mit einem Mährchen abgefertigt; und was oft mit wenigem am beſten geſagt wäre, webt er mit der unbarmherzigſten Redſeligkeit in klafterlange, aus einer einzigen Metafer geſponnene Allegorien aus. Statt der Antwort auf eine Frage, zu welcher er uns ſelbſt genöthigt hat, giebt er uns ein Räthſel aufzurathen; und wo das zweckmäßigſte wäre, geradezu auf die Sache loszugehen, führt er uns, für die lange Weile, in mühſamen Schlangenlinien, Berg auf Berg ab, durch dick und dünn, oft ſo weit vom Ziele, daß er ſelbſt nicht mehr weiß wo er iſt, und uns eine gute Strecke lang wieder zurückführen muß, um die Straße, die er ohne Noth verlaſſen hat, wieder zu finden. Das letztere begegnet ihm ſo oft, daß dieſer Dialog, deſſen ungeheure Länge die Geduld des müßigſten und leſeluſtigſten Leſers endlich mürbe macht, wenigſtens um den vierten Theil kürzer wäre, wenn er das bereits geſagte nicht ſo oft wiederholen müßte, um wieder in den

Zusammenhang zu kommen. Dieß ist auch zu Anfang des neunten Buchs der Fall, worin er das Ideal des vollständigsten Bösewichts, dem er (gegen den Sprachgebrauch) den Namen Tyrann beilegt, mit seiner gewöhnlichen rhetorischen Ausführlichkeit vor unsern Augen entstehen läßt; erst als bloßen Privatmann, wie er sich in der Demokratie durch den Zusammenfluß aller möglichen befördernden Umstände zum künftigen Tyrannen bildet; sodann als wirklichen Beherrscher des Staats, von welchem er sich durch die schändlichsten Mittel zum unbeschränkten Gebieter und Eigenthumsherren gemacht hat. Da es in diesem Buch bloß darum zu thun ist, die Lehre des Thrasymachus, welche zu dieser ganzen Unterhaltung Anlaß gegeben, bis zum Widerspruch mit sich selbst zu treiben, und also in ihrer ganzen Ungereimtheit darzustellen, und dieses nicht auffallender als durch den Kontrast zwischen dem Ideal eines Tyrannen mit dem Ideal eines filosofischen Königs, und zwischen dem Glück eines von Diesem mit idealischer Weisheit regierten — und dem Elend eines von Jenem ohne Maß und Ziel mißhandelten Staats, geschehen konnte: so wollen wir unsern filosofirenden Dichter nicht darüber anfechten, daß sogar unter den berüchtigten Dreißigen, welche in Platons früher Jugend etliche Monate lang zu Athen tyrannisirten, kein solches Ungeheuer war, wie [illegible] idealischer Tyrann ist; und daß er also [illegible]

den ſogenannten Tyrannen überhaupt und von dem jammervollen Zuſtand der von ihnen unterjochten Staaten manches behauptet, was ſich in der wirklichen Welt ganz anders befindet. Wir würden damit nichts gegen ihn beweiſen; denn es iſt ihm hier nicht um Thatſachen, ſondern um einen vollſtändigen Charakter der Gattung zu thun, und es muß ihm eben ſo gut erlaubt ſeyn, zum Behuf ſeines Zwecks, alle Laſter und Abſcheulichkeiten, die ſeit dem Thraziſchen Diomedes und dem Aegyptiſchen Buſiris bis auf den heutigen Tag, von kleinen und großen Tyrannen begangen worden, in ein einziges fantaſtiſches Subjekt zuſammen zu drängen, als einem komiſchen Dichter erlaubt iſt, die lächerlichſten Charakterzüge von hundert Geitzhälſen in einen einzigen zu verſchmelzen. Freilich hätte er dieſer mühſamen Auseinanderſetzungen, und dieſer langen Kette von Fragen und Antworten, Bildern, Gleichniſſen und Indukzionen nicht nöthig gehabt, um am Ende nichts mehr als eine ſo einleuchtende Wahrheit als dieſe; „vollkommene Ungerechtigkeit „würde die Menſchen äußerſt elend, vollkommene „Gerechtigkeit hingegen höchſt glücklich machen,“ zur Ausbeute davon zu tragen. Aber wir wollen auch ſo billig ſeyn, unſern Mann nach ſeinem Zwecke zu beurtheilen, der im Grunde doch wohl kein anderer war, als dieſen Gegenſtand als Dichter und Schönredner zu behandeln, und die Leſer dadurch gewiſſer-

maßen zu dem neuen hitzigen Ausfall vorzubereiten, den er im zehenten Buch auf den guten alten Homer und überhaupt auf die nachahmenden und darstellenden Künste thut.

Auch hier holt er, wie gewöhnlich, weit aus, um den ehrlichen Glaukon durch eine Reihe von Analogismen und Paralogismen und eine einseitige schiefe Ansicht der Künste, die er aus einer wohlbestellten Republik verbannt wissen will, zu seiner Meinung zu verführen, ohne ihn wirklich überzeugt zu haben; was ihm bei einem jungen Menschen nicht schwer werden kann, der die Bescheidenheit so weit treibt, unverhohlen zu bekennen, „er werde sich in »Sokrates Gegenwart nie unterstehen, seine eigene „Meinung von etwas zu sagen.“ — Lächerlich (dünkt mich) würde sich einer machen, der den kraftlosen Beweis ernsthaft bestreiten wollte, welchen Plato aus seiner Theorie von den Ideen gegen die besagten Künste führt. Ich für meinen Theil finde seine Distinkzion der dreierlei Bettstellen, „der wahren wesentlichen d. i. der Ideenbettstelle, deren Naturschöpfer (Fyturg) Gott ist, und der einzelnen, die der Drechsler macht, und welche, da sie nicht die Urbettstelle selbst, sondern eigentlich nur eine Art von Schattenbild derselben oder eine Quasi-Bettstelle vorstellt, und die gemalten, die, als eine bloße Nachahmung der gedrechselten, im Grunde gar keine Bettstelle

und alſo, Platoniſch zu reden, gar Nichts iſt, — ich finde das alles ſowohl, als die Anwendung, die er davon gegen die geſammten nachahmenden Künſte macht, ungemein luſtig zu leſen; und würde mich am Ende nur verwundern, wie eben derſelbe Mann, der, ſo oft er ſich vergißt und gleich andern natürlichen Menſchen von menſchlichen Dingen menſchlich ſpricht, ſo verſtändig räſonnirt, ſich auf einmal wieder in ſolchen Unſinn verſteigen kann; es würde mich wundern, ſag' ich, wenn ich nicht aus ſo vielen Beiſpielen wüßte, daß eine einzige Vorſtellung, die ſich zur Tyrannin aller andern in einem fantaſiereichen Kopf aufgeworfen hat, ſo bald ſie angeregt wird, die Wirkungen der Verrücktheit und des Wahnſinns hervorzubringen fähig iſt. Wenn übrigens unſre Dichter, Maler, Schauſpieler und wer ſonſt hierher gehört, anſtatt aus der Fehde, die er ihnen in dieſem Dialog mit ſo großem Gebraus ankündigt, Ernſt zu machen, ſich begnügen über ihn zu lachen, ſo werden ſie alle Vernünftigen auf ihrer Seite haben; denn das Unglück aus ſeiner Republik ausgeſchloſſen zu ſeyn, iſt doch wohl der einzige Schade, der ihnen aus allem, was er ihnen Böſes nachſagt, zuwachſen kann; und dieſe Republik hat für ihres gleichen ſo wenig anziehendes, daß ſich ſchwerlich auch nur ein Tiſchmacher in ganz Athen finden wird, welcher Luſt haben könnte, um das Bürgerrecht in derſelben anzuhalten.

gesehen und gehört, öffentlich abgestattet habe. Da diese Erzählung, über deren Quelle uns Plato in gänzlicher Unwissenheit läßt, keinen Auszug gestattet, und ich nicht zweifle, daß sie eines von den einzelnen Stücken dieses Dialogs ist, die du mit gebührender Aufmerksamkeit gelesen hast, so begnüge ich mich, bloß ein paar Anmerkungen beizufügen, welche nützen sowohl dem Mährchen selbst, als dem erhabenen Dichter, der uns damit beschenkt hat, gelten sollen.

Natürlicher Weise können uns aus der andern Welt keine Nachrichten zugehen, als durch Personen, welche dort gewesen und wieder zurückgekommen sind. Die fabelhafte Geschichte nennt, meines Wissens, außer Theseus, Peirithous, Herkules und dem Homerischen Odysseus, welche lebendig in den Hades hinabgestiegen und wieder heraufgekommen, nur drei Todte — den zwischen Pluto und Persefone getheilten Adonis, die Alkestis, und den schönen Protesilaus — denen ins Leben zurückzukehren erlaubt worden, wiewohl den letzten nur auf einen einzigen Tag. Plato dichtet also nichts unerhörtes, indem er den Armenier Er aus der andern Welt zurückkommen läßt; aber da dieser Er von den Richtern, welche am Eingang den neuangekommenen Seelen ihr Urtheil sprechen, ausdrücklich deßwegen ins Leben zurückgeschickt wird, um uns andern Bewohnern der Oberwelt von den Belohnungen und Strafen, die uns nach dem

Tode erwarten, zuverläſſige Nachrichten zu geben; ſo erforderte, ſollte man denken, ein ſo wichtiger Zweck, daß der Dichter einige Sorge dafür getragen hätte, daß wenigſtens ein Anſchein von Möglichkeit das Ungereimte der Sache unſerm erſten Blick entzöge. Je unglaublicher eine Dichtung an ſich ſelbſt iſt, deſto nöthiger iſt es, unſre Einbildungskraft dadurch zu gewinnen, daß alle das Wunderding umgebende Umſtände in der natürlichen Ordnung der Dinge ſind. Wir wollen uns gern gefallen laſſen, daß Er aus der andern Welt zurückkommt, zumal wenn er uns recht viel hörenswürdiges aus ihr zu erzählen hat: aber was wir uns nicht gefallen laſſen können, iſt, daß der Dichter nicht an die gänzliche Unmöglichkeit gedacht hat, daß der entſeelte Leichnam eines an tödlichen Wunden verſtorbenen Menſchen, nachdem er zehen Tage lang unter einem Haufen anderer bereits in Fäulniß gegangenen Leichen gelegen, unverſehrt hervorgezogen werde, und am zwölften Tage bei Wiedervereinigung mit ſeiner Seele ſich ſo friſch und geſund befinde, als ob ihm kein Haar gekrümmt worden wäre.

Wenn wir aber auch über das unnatürliche dieſer Umſtände hinausgehen, und mit der grenzenloſen Gefälligkeit, welche Plato immer bey ſeinen Zuhörern vorausſetzt, annehmen wollen, daß eben dieſe (uns unbekannten) Richter, welche die Seele des Armeniers nach zwölf Tagen in ihren Leib zurück-

schicken können, es auch in ihrer Macht haben, einen tödtlich verwundeten und entseelten Leichnam durch ein unbegreifliches Wunderwerk zwölf Tage lang frisch und gesund zu erhalten — sollten wohl die Fieberträume, die uns der Armenier als Nachrichten aus der andern Welt erzählt, eines so großen Wunders würdig seyn? Ich habe wohl auch in meinem Leben Miesische Mährchen gehört, und unter unsern alten Götter- und Helden-Mythen ist manches mährchenhaft genug; aber ein so identisch ungereimtes Phantasiegebilde wie dieses, ist mir noch nicht vorgekommen. Man fordert mit Recht von einem Dichter, daß er auf jede Frage, warum er dies und jenes an seinem Werke gerade so und nicht anders gemacht, eine hinlängliche Antwort bereit habe. Ich möchte wohl wissen, was der Platonische Sokrates zu manchen worten hätte, wenn ihn Glaukon oder Thrasymachus in aller Demuth fragten: was ein gewisser dämonischer Ort für ein Ort sey? Nach welcher Regel der Gerechtigkeit die Seelen der Lasterhaften für jede Uebelthat siebenfältig gestraft werden? Warum die Seelen, die vom Himmel herunter, oder, nach ausgestandener Strafe aus der Hölle herauf gestiegen sind, um wieder in sterbliche Leiber zurückzukehren, sich gerade sieben Tage auf der Wiese, die er vorhin einen dämonischen Ort nannte, aufhalten? Warum sie gerade vier Tage zu marschiren haben, bis sie den großen Lichtreim

oder Lichtgürtel zu Geſicht bekommen, der dem Regenbogen ähnlich, aber viel glänzender und reiner iſt? Wie dieſer Lichtring zugleich zwiſchen Himmel und Erde aufgerichtet ſtehen, über Himmel und Erde ausgebreitet ſeyn, und den ganzen Himmel wie ein Gürtel umfaſſen kann? Warum die Seelen gerade noch einen Tag zu reiſen haben, bis ſie bei dieſem Licht angelangt ſind? Woran die Enden dieſes den Himmel zuſammenhaltenden Lichtgürtels befeſtigt ſind, damit die Spindel der Anangke an ihnen hangen kann? Warum Anangke ihre Spindel, gegen die Gewohnheit aller andern Spinnerinnen, zwiſchen ihren Knieen herumdreht? und zwanzig andere Fragen, deren der Leſer ſich nicht erwehren kann, ohne die Antwort darauf zu finden. Plato iſt, wie wir lange wiſſen, ein Liebhaber vom Uebernatürlichen, Unerhörten, Koloſſaliſchen; wir wollen ihn dieſes Geſchmacks wegen nicht anfechten; aber die Bilder, die er uns darſtellt, müſſen doch Sinn, Beſtandheit und Zuſammenhang wenigſtens an und unter ſich ſelbſt haben, und er muß unſrer Einbildungskraft nicht mehr zumuthen als ſie leiſten kann. Verſuch es einmal, dir die ganze Gruppe von Erſcheinungen, die der Armenier in dem Lichtgürtel des Himmels geſehen haben will, in Einem Gemählde vor die Augen zu bringen. — In der Mitte die große Göttin Anangke mit der ungeheuren ſtählernen Spindel zwiſchen

den Knieen; um die Spindel einen nicht minder ungeheuren Wirtel, in welchem sieben Löcher, wie die Büchsen der Taschenspieler, in einander stecken, und alle zugleich, aber mit ungleicher Geschwindigkeit, von der Spindel in einer ihrer eignen Bewegung entgegengesetzten Richtung herumgedreht werden; — jeden dieser an Glanz, Farbe und Bewegung verschiedenen Wirtel mit einem mehr oder minder breiten zirkelförmigen Rand, und auf jedem eine Sirene sitzend, die sich mit ihm herumdreht und aus voller Kehle singt; aber jede nur einen einzigen Ton aus der Tonleiter bis zur Oktave, so daß der Gesang aller acht Sirenen eine einzige sich selbst immer gleiche Harmonie ist — vor welcher die Götter unsre Ohren bewahren wollen! — Nun denke dir noch die Töchter der Ananke, die drei Moiren, Lachesis, Klotho und Atropos, weiß gekleidet und mit Kränzen um die Stirne, auf Lehnstühlen um ihre Mutter herumsitzend; wie sie, vom achttönigen Zetergeschrei der Sirenen begleitet, Lachesis das Vergangene, Klotho das Gegenwärtige, Atropos das Zukünftige absingen, während dessen Klotho ihrer Mutter mit der rechten Hand von Zeit zu Zeit den äußersten Wirtel der Spindel, Atropos mit der linken die innern, und Lachesis alle zusammen mit beiden Händen umdrehen hilft. Laß deine Fantasie, wenn's ihr möglich ist, ein Gemälde aus diesem allen zusammensetzen, und sage mir, ob einem

Kranken im ſtärkſten Fieberanfall etwas abenteurlicheres und fantaſtiſcheres vorkommen könnte? Und was will nun Plato, daß wir uns bei dieſem lächerlich wunderbaren Fantasma denken ſollen? Iſt das alles in der dämoniſchen Welt wirklich ſo, wie ſein Armenier geſehen zu haben vorgiebt? Er rechnet ſo wenig darauf, daß irgend einer ſeiner Leſer einfältig genug ſeyn werde, dieß zu glauben, daß ſein Sokrates ſelbſt die ganze Erzählung am Ende für ein bloßes Mährchen giebt. Alle dieſe Wundergeſtalten, Anangke mit ihrer Spindel und ihren Töchtern, die acht Sirenen, die ſich auf und mit den acht Wirteln ewig herumdrehen, und den armen Seelen, die hier täglich ſchaarenweis ſich einzufinden genöthigt ſind, die Ohren gellen machen, der Profet, der den Seelen im Namen der Göttin ankündigt, daß ſie um ihr künftiges Schickſal im Leben, in welches ſie zurückkehren, loſen müſſen, u. ſ. w. das Alles iſt alſo nichts weiter als eine Gruppe von emblematiſchen Bildern, oder vielmehr ein Haufen ziemlich dicker Hüllen, unter denen etwas verborgen liegt, das entweder ſchwer zu errathen, oder des Rathens kaum werth iſt? Aber unglücklicher Weiſe iſt der Armenier, der dieſe wunderbaren Perſonen und Sachen in einem dämoniſchen Ort zu ſehen glaubt, keine emblematiſche Figur; er wird uns als eine wirkliche hiſtoriſche Perſon vorgeführt, und, damit wir deſto weniger daran zweifeln, ſogar

Pamfylien als das urſprüngliche Vaterland ſeines Geſchlechts angegeben. Der wackre Er macht ſich alſo entweder nach Art weitgereiſeter Leute ein Vergnügen daraus, unſre Leichtgläubigkeit auf die Probe zu ſtellen; oder er iſt ſelbſt ich weiß nicht von welchen Dämonen getäuſcht worden, daß er ſich einbildete, wirkliche Dinge zu ſehen, wiewohl er nur Sinnbilder ſah. Uebrigens iſt nicht leicht zu errathen, was Plato mit dieſer Dichtung beabſichtigt, da ſie für den Satz, den er dadurch beſtätigen will, nicht das Geringſte beweiſen, und ſchlechterdings zu nichts dienen kann, als Knaben in Erſtaunen zu ſetzen, Männern hingegen eine eben ſo geringe Meinung von ſeinem Dichtergeiſt als von ſeinen aſtronomiſchen Kenntniſſen zu geben. Denn wie er dichtet, heißt nicht dichten, ſondern ins Blaue hinein fantaſiren, und es ſteht ihm wahrlich übel an, über die Erzählungen, womit der Homeriſche Odyſſeus die Tiſchgeſellſchaft des Alcinous unterhält, die Naſe zu rümpfen, von denen die ungereimteſte ohne Vergleichung wahrſcheinlicher gemacht iſt, als das Mährchen ſeines Armeniers. Aber nun vollends die Art, wie er die Pythagoriſche Seelenwanderung ſeinen eigenen Hypotheſen anpaßt, und wie er die Freiheit, ohne welche keine Zurechnung, folglich keine Strafen und Belohnungen in der andern Welt Statt finden, mit den Geſetzen der Nothwendigkeit zu vereinigen glaubt! — Die zur Rückkehr

in sterbliche Leiber vor dem Thron der großen Spinnerinnen versammelten Seelen kommen theils aus dem Himmel, theils aus der Unterwelt. Ueber die letztern habe ich nichts zu erinnern; aber wie die Göttin Anangke den erstern zumuthen könne, aus der reinen Himmelsluft wieder in den mefitischen Dunstkreis des Erdenlebens zurückzuwandern, darüber hätte uns billig einiger Aufschluß gegeben werden sollen. Denn daß sie den Himmel, wo es ihnen (ihrer eigenen Versicherung nach) so unaussprechlich wohl ging, von freien Stücken verlassen haben sollten, ist nicht zu vermuthen; wiewohl ich gestehe, daß das Vergnügen, womit er sie den Boden der mütterlichen Erde wieder betreten läßt, ein feiner Zug von dem Dichter ist. Soll überhaupt Sinn in dieser Dichtung seyn, so müßte entweder eine innere Nothwendigkeit die Seelen aus dem Himmel wieder auf die Erde treiben, oder ihre Verbannung müßte die Strafe schwerer Verbrechen seyn, welche sie in jenem herrlichen Zustand begangen hätten. Keine dieser beiden Voraussetzungen steht auf irgend einem festen Grunde, und die letztere ist sogar mit der Gerechtigkeit der allgemeinen Weltregierung unvereinbar; denn was könnte ungerechter seyn, als die armen Seelen zu Abbüßung begangener Verbrechen in Umstände zu setzen, wo sie die größte Gefahr laufen, neue Verbrechen zu begehen, welche sie mit einer noch viel härtern Bestrafung, nämlich einer

tausendjährigen Peinigung im Tartarus für jedes derselben, werden büssen müssen? Plato glaubt zwar, sich aus dieser Schwierigkeit durch die Erklärung zu ziehen, die er seinen Propheten im Namen der Lachesis (warum gerade dieser?) den versammelten Seelen thun läßt. „Ihr seyd im Begriff, „läßt er ihn (wiewohl in geflissentlich dunkeln und „nach Art der Orakel, vieldeutigen Ausdrücken) sagen, „einen neuen Kreislauf unter den Sterblichen zu „beginnen. Nicht das Schicksal wird euch euer Loos „anweisen, sondern ihr selbst werdet euer Schicksal „wählen. Wen das Loos zu n Ersten erklärt, der „soll auch zuerst die Wahl der Lebensart haben, an „welche er nothwendig gebunden bleiben wird. Die „Tugend aber hat keinen Herren über sich; je nach„dem jemand sie ehrt oder verachtet, wird er mehr „oder weniger von ihr besitzen. Die Schuld wird „an dem Wählenden seyn; Gott hat keine Schuld.“ — Nach dieser seltsamen Anrede wirft er die Loose auf die umherstehenden Seelen herab; jede greift nach dem, das ihr zufällt, und itzt zeigt sichs, in welche Ordnung sie wählen sollen. Nunmehr werden Muste aller möglichen Lebensformen, thierischer un menschlicher, die im Schooß der Lachesis beisamm lagen, auf der Erde vor ihnen ausgebreitet, da jede diejenige wähle, die ihr am besten ansteht. Anzahl dieser Lebensformen ist zwar viel größer, die Zahl der Wählenden; indessen gesteht doch

Erzähler, daß die Seelen, die in der Reihe die letzten ſind, gegen die andern ſehr zu kurz kommen, und mit dem was noch da iſt, vorlieb nehmen müſſen; eine Unbilligkeit, welche vermieden werden konnte, wenn, anſtatt die Wahl theils auf ſie ſelbſt, theils auf den Zufall ankommen zu laſſen, ein Gott für jede gewählt hätte, was für ſie und andere das Beſte geweſen wäre. Was dieſe Unbilligkeit noch härter macht, iſt das Geſetz, vermöge deſſen alle dieſe aus dem Himmel und der Hölle ins irdiſche Leben zurückkehrenden Seelen aus dem Lethe zu trinken genöthigt ſind, deſſen Waſſer die Eigenſchaft hat, die Erinnerung des Vergangenen in der Seele auszulöſchen. Natürlicher Weiſe gehen dadurch alle Vortheile verloren, welche ſie aus der Erinnerung der ausgeſtandenen Strafen oder der genoßnen Seligkeit, und aus dem Bewußtſeyn deſſen, womit ſie das eine oder das andere in ihrem vormaligen Leben verdient hatten, zum Behuf des neuangehenden hätten ziehen können. Das Uebel würde zwar, wie er zu verſtehen giebt, nicht ſo groß ſeyn, wenn ſie (was nur bei Wenigen der Fall zu ſeyn ſcheint) weiſe genug wären, nicht über ein gewiſſes Maß zu trinken: aber da die meiſten viel Durſt zu haben ſcheinen, und daher nicht leicht das rechte Maß treffen, würde es nicht billig und freundlich geweſen ſeyn, ihnen das Waſſer der Vergeſſenheit in einem Becher zu reichen, der gerade nicht mehr und nicht weniger

gehalten hätte, als ihnen zuträglich war? Sie scheint durch diese Dichtung die Weisheit und Güte des obersten Weltregierers gerechtfertiget ist, so wenig scheint sie uns auch über die Freiheit der Seele, in so fern sie neben der Nothwendigkeit bestehen kann, ins Klare zu setzen. Die Seelen wählen zwar die Bedingungen, unter welchen sie ihr neues Erdenleben antreten wollen, nach Belieben; aber diese Freiheit ist den meisten mehr nachtheilig als vortheilhaft, und scheint mehr ein Fallstrick als eine Wohlthat zu seyn. Der Armenier sah z. B. wie eine Seele (und es war sogar eine aus dem Himmel wiederkehrende) mit unbegreiflicher Hastigkeit nach einer Tyrannie griff, auf welche, wenn sie sich nur ein wenig Zeit genommen hätte, sie recht anzusehen, ihre Wahl unmöglich hätte fallen können. Dieser Fall muß sehr oft vorkommen, da es den Seelen, wie es scheint, theils an genugsamer Bedenkzeit, theils an Einsicht und Unterscheidungskraft fehlt; überdieß gesteht der Dichter selbst, daß sehr viel dabei auf den Zufall ankomme, und daß die Letzten wenig oder keine Wahl mehr haben. Aber auch ohne dieß können sie ihr Schicksal nicht entgehen. Denn sobald sie das, was sie in ihrem neuen Leben seyn wollen, gewählt haben, giebt Lachesis jeder einen Dämon zu, der dafür zu sorgen hat, daß alles, was zu ihrem erwählten Loose gehört, pünktlich in Erfüllung gehe. So hat z. B. die Seele, welche sich, von der glän-

Außenseite verblendet, die Tyrannie gewählt hatte, erst da es zu spät ist, gewahr, daß sie ihre eigenen Kinder fressen, und eine Menge anderer ungeheurer Frevelthaten begehen werde; sie heult und jammert nun ganz erbärmlich, aber vergebens; ihre Wahl ist unwiederruflich, und der Dämon, unter dessen Leitung sie steht, wird nicht ermangeln, alle Umstände so zu ordnen und zu verknüpfen, daß die Kinder gefressen und die Uebelthaten begangen werden, wie groß auch der Abscheu ist, wovon sie sich itzt gegen die Erfüllung ihres Looses durchdrungen fühlt. Alle übrigen Feierlichkeiten, welche vorgehen, indem die Seelen von Lacheſis zu Klotho, von Klotho zu Atropos, und sodann, unter dem Thron der Anangke vorbei, nach dem Lethäischen Gefilde abgeführt werden, können keinen andern Sinn haben, als die unvermeidliche Nothwendigkeit anzudeuten, die über ihnen waltet. Der Profet hat gut sagen, die Tugend sey herrenlos, d. i. frei und unabhängig; was kann das den armen Seelen frommen, die das Schicksal in Lagen verſetzt, worin es ihnen äußerſt ſchwer, wo nicht gar unmöglich gemacht wird, zu dieſem von Wahn und Leidenſchaft unabhängigen Zuſtand zu gelangen, der die Bedingung der Tugend iſt? Plato hätte alſo den vermuthlichen Hauptzweck des Mährchens von dem, was der Armenier Er in der Geiſterwelt geſehen, ſo ziemlich verfehlt; und, da überdieß ſeine Bilder, der Erfindung und Darſtellung

nach, meistens so beschaffen sind, daß [redacted] Einbildungskraft sie ihm nachmahlen kann: so gestehe ich, wenn jemals darüber gestimmt werden sollte, ob die Ilias und Odyssee seinen poetischen Dialogen in den Schulen Platz zu machen habe, so werde ich mit meiner Stimme die Mehrheit schwerlich auf seine Seite ziehen.

Nach dieser langen Reise, die wir machen mußten, um unserm dichterischen Mystagogen durch die verworrenen und immer wieder in sich selbst zurückkehrenden Windungen seines dialektischen Labyrinths zu folgen, ist wohl, so bald wir wieder zu Athen gekommen sind, nichts natürlicher, als uns selbst zu fragen: Was für einen Zweck konnte der Mann durch dieses wunderbare Werk erreichen wollen? Für wen und zu welchem Ende hat er es ausgestellt? Wär seine Absicht, das wahre Wesen der Gerechtigkeit aufzusuchen, und durch die Vergleichung mit demselben die falschen Begriffe von Recht und Unrecht, die im gemeinen Leben ohne nähere Prüfung für ächt angenommen und ausgegeben werden, der Ungültigkeit und Verwerflichkeit zu überweisen; wozu diese an sich selbst schon zu weitläufige und zum Ueberfluß noch mit so vielen heterogenen Verzierungen und Angebäuden überladene Republik, deren

geringſter Fehler iſt, daß ſie unter menſchlichen Menſchen nie realiſirt werden kann? Oder war ſein Zweck, uns die Idee einer vollkommenen Republik darzuſtellen; warum läßt er ſein Werk mangelhaft und unvollendet, um unſre Aufmerkſamkeit alle Augenblicke auf Nebendinge zu heften, und uns ſtundenlang mit Aufgaben zu beſchäftigen, die nur an ſehr ſchwachen Fäden mit der Hauptſache zuſammen hangen? Arbeitete er für denkende Köpfe, und war es ihm darum zu thun, die Materie von der Gerechtigkeit gründlicher als jemals vor ihm geſchehen war, zu unterſuchen, wozu ſo viele Allegorien, Sinnbilder und Mahrchen? Schrieb er für den großen leſeluſtigen Haufen, wozu ſo viele ſpitzfindig tiefſinnige, räthſelhafte und wofern ſie ja einen Sinn haben, nur den Epopten ſeiner ſiloſofiſchen Myſterien verſtändliche Stellen?

Soll ich dir ſagen, Eurybates, wie ich mir dieſe Fragen beantworte? Platon pflegt (wie ich ſchon oben bemerkte) mit ſeinem Hauptzweck immer mehrere Nebenabſichten zu verbinden, und ſcheint ſich dazu in dem vorliegenden Dialog mehr Spielraum genommen zu haben, als in irgend einem andern. Daß hier ſein Hauptzweck war, die im erſten und zweiten Buch aufgeworfenen Fragen über die Gerechtigkeit ſtreng zu beſtimmen und aufs Reine zu bringen, leuchtet zu ſtark aus dem ganzen Werk hervor, als daß ich noch ein Wort deßwegen verlieren

dafür sorgen wollen, daß keine Art von Lesern unb
friedigt von dem geistigen Mahl aufstehe, wozu all
eingeladen sind, und wobei es mit der Menge un
Verschiedenheit der Gerichte und ihrer Zubereitun
gerade darauf abgesehen ist, daß jeder Gast etwa
finde, das ihm angenehm und zuträglich sey.

9.

Eurybates an Aristipp.

Ich weiß nicht ob ich Recht hatte, auf deine stil
schweigende Einwilligung zu rechnen, lieber Aristipp
aber ich würde mich selbst der Undankbarkeit ang
klagt haben, wenn ich das Vergnügen und die Belel
rung, die mir deine Antiplatonischen Brief
gewährten, für mich allein hätte behalten wolle
Ich gestehe dir also, daß ich sie unter der Hand ein
gen vertrauten Freunden mitgetheilt habe; und d
jeder von ihnen ebenfalls zwei oder drei vertrau
Freunde besitzt, so geschah (was ich freilich voraus
sehen konnte) daß in kurzem eine ziemliche Anza
Abschriften in der Stadt herum schlichen, von wel
chen endlich Eine unserm Freunde Speusipp un
sogar dem göttlichen Hierofanten der Akade
mie selbst in die Hände gerieth. Daß die meiste

Stimmen auf deiner Seite ſind, wirſt du hoffentlich für kein Zeichen einer böſen Sache halten. In tauſend andern Händeln, die zur Entſcheidung der Athener gebracht werden, dürfte ein ſolcher Schluß die Wahrheit ſelten verfehlen; aber die Mehrheit, die ich hier meine, iſt von beſſerer Art; denn es verſteht ſich, daß nur die helleſten Köpfe in einer Sache wie dieſe ein Stimmrecht haben. Indeſſen fehlt es unſerm Filoſofen, der die Welt ſo gern allein belehren und regieren möchte, auch nicht an Anhängern, die ſich mit Fauſt und Ferſe für ihn wehren, und nicht den geringſten der Vorwürfe, die du ihm gemacht haſt, auf ihn kommen laſſen wollen. Sogar die männliche Erziehung und Polyandrie ſeiner Soldatenweiber findet ihre Vertheidiger, und ich kenne einen gewiſſen Gleukofron, der ein Gelübde gethan hat, weder in ein Bad zu gehen, noch ſeinen Bart zu ſalben, noch der ſüßen Werke der goldenen Afrodite zu pflegen, bis er die geheimnißvolle Zahl im achten Buche herausgebracht habe, wiewohl die Redensart, dunkler als Platons Zahl, bereits zum Sprüchwort in Athen geworden iſt, und alle unſre Geometer und Rechenmeiſter behaupten, das einzige Mittel, ſich noch lächerlicher zu machen, als der Aufſteller dieſes arithmetiſchen Räthſels, ſey, ſich mit der Auflöſung deſſelben den Kopf zu verwüſten. Speuſipp, der dir nächſtens ſelbſt zu ſchreiben gedenkt, zeigte mir unter vier Augen ſeine Ver-

wunderung, nicht daß du ſo ſtreng mit ſeinem Oheim verfährſt, ſondern daß du dich habeſt enthalten können, ihn bei einer ſo guten Gelegenheit nicht mit noch ſchärferm Salze zu reiben. Er habe ſich nicht wenig gefreut, ſagte er, viele ſeiner eigenen Gedanken über dieſes ſonderbare Werk in deinen Briefen beſtätiget zu finden, und wenn er etwas an den letztern tadeln möchte, wär' es bloß, daß du hier und da eher zu viel, als zu wenig Gutes davon geſagt habeſt; zumal von der Schreibart, welche, ſeiner Meinung nach, nichts weniger als rein attiſch, geſchweige muſterhaft ſchön genennt zu werden verdiene; da ſie nicht ſelten von allzugeſuchter Zierlichkeit und geſchwätziger Schönrednerei, noch öfter von heraklitiſcher Dunkelheit und von Metafern, die an einem jungen Nachahmer des Pindar und Aeſchylus kaum erträglich wären, entſtellt werde, und bald bis zur platteſten Gemeinheit herabſinke, bald wieder in die Wolken ſteige, um ſich in dithyrambiſchem Schwulſt und Bombaſt zu verlieren. Doch behauptet er, daß ſeine Fehler meiſtens nur von allzugroßem Reichthum an Gedanken, und einer zu üppig in Ranken, Blätter und Blumen aufſchießenden Fantaſie herrühren, und durch große und erhabene Schönheiten reichlich vergütet werden. Aber woher kommt es, frage ich, daß ein Leſer, der Xenofons Anabaſis oder Cyropädie nicht eher aus der Hand legen kann, bis er nichts mehr zu leſen findet, über

Platons Politeia mehr als einmal einschläft, oder doch vor Gähnen und Ermüdung nicht weiter fort kann? Mir wenigstens, nachdem deine Briefe mich zu dem heroischen Entschluß gebracht haben, dieses Meer von Anfang bis zu Ende durch zu rudern, ist es unmöglich gewesen anders als nach fünf oder sechsmaligem Absetzen und gewaltsamen neuen Anläufen damit zu Rande zu kommen.

Plato hatte so viel von deiner Beurtheilung des Werks, worauf er seine Unsterblichkeit vornämlich zu gründen scheint, reden oder vielmehr flüstern gehört, daß er (wie mir Speusippus sagt) endlich neugierig ward, sie selbst zu sehen. Er durchblätterte das Buch, und sagte, indem er es zurückgab: „es ist wie ich mirs gedacht hatte." — Wie so? fragte einer von den Anwesenden. — Er lobt, (versetzte Plato) wovon er meint, er könnt' es allenfalls selbst gemacht haben, und tadelt, was er nicht versteht. Eine kurze und vornehme Abfertigung, flüsterte Jemand seinem Nachbar zu; aber eine laute Gegenrede erlaubte der ehrfurchtgebietende Blick des Göttlichen nicht, und so ließ man den unbeliebigen Gegenstand fallen, und sprach — von dem Thesmoforos des alten Dionysius von Syrakus, dem die Athener an dem letzten Bacchusfeste, aus Höflichkeit, Staatsklugheit oder Laune, den tragischen Siegeskranz zuerkannt haben. Daß er ihn verdient haben könnte, mußte diesen Tyrannenfeinden ein von aller Wahrscheinlich-

zeit gänzlich entfernter Gedanke scheinen, weil auch nicht Einer darauf verfiel. Bei dieser Gelegenheit erzählte Jemand für gewiß: Dionysius habe die Schreibtafel des Aeschylus, ich weiß nicht um wie viel Tausend Drachmen an sich gebracht, in Hoffnung, (setzte der platte Witzling hinzu) es werde so viel von dem Geiste des Fürsten der Tragiker darin zurückgeblieben seyn, daß er nichts als dessen Schreibtafel nöthig habe, um Aeschylus der zweite zu werden. Er mag sich dessen um so getroster schmeicheln, sagte Plato, da ihm so feine Kenner des Schönen, als die Athener sind — oder seyn wollen, eine Urkunde darüber zugefertigt haben. — In diesem Ton und in diesem Geiste müssen vermuthlich alle Handlungen dieses in seiner Art gewiß großen Mannes ausgelegt worden seyn, oder es wäre unmöglich, daß eine bereits dreißigjährige glückliche und in so vielen wesentlichen Stücken musterhafte Staatsverwaltung ihm nicht einen bessern Ruf unter den Griechen erworben hätte.

Ich habe vor kurzem von Kleonidas und Antipater Briefe erhalten, die mir sehr angenehme Nachrichten von meinem Lysanias und von euerer fortdauernden Zufriedenheit mit ihm ertheilen. Er selbst fühlt sich so glücklich in euerer Mitte, und verspricht sich so viel Gutes von seinem Aufenthalt in dem gastfreundlichen Hause meines Aristipps, daß ich kein so gefälliger Vater seyn müßte, als ich bin, wenn ich

ihm seine Bitte um Verlängerung desselben nicht mit Vergnügen zugestände, in so fern er sich nicht zu viel schmeichelt, da er deine Begünstigung seiner Wünsche für etwas Ausgemachtes hält.

10.

Speusippus an Aristipp.

Unsre Freundschaft, lieber Aristipp, ist, gleich edlem Wein, alt genug um Stärke zu haben, und wir kennen beide einander zu gut, als daß du mir zutrauen solltest, ich könnte die scharfe Censur, die du in deinen Anti-Platonischen Briefen an Eurybates über den neuesten Dialog meines Oheims ergehen lassen, von einer schiefen Seite angesehen und beurtheilt haben. Ich habe dir nie zu verheimlichen gesucht, daß mich weniger eine natürliche Uebereinstimmung meiner Sinnesart mit der Seinigen, oder Ueberzeugung von der Wahrheit seiner spekulativen Filosofie, als das enge Familienverhältniß, worin ich mit ihm stehe, zum Platoniker gemacht hat. Er hat sich daran gewöhnt, den künftigen Erben seiner Verlassenschaft auch als den Erben seiner Filosofie zu betrachten, und ich kann es nicht über mein Herz gewinnen, ihm einen Wahn zu rauben, an welchem

das seinige Wohlgefallen und Beruhigung zu finden scheint. Wenn du ihn aus einem so langen und nahen Umgang kennteſt wie ich, würdeſt du ihn, denke ich, in mehr als Einer Rückſicht, des Opfers würdig halten, welches ich ihm durch dieſe kleine Heuchelei bringen muß. Im Grunde kann ich mir ihrentwegen keinen Vorwurf machen, und dieß nicht bloß um der Bewegurſache willen, ſondern weil wirklich die Augenblicke ziemlich häufig bei mir ſind, wo ich mich verſucht fühle, oder mir wohl gar in vollem Ernſt einbilde, das wirklich zu ſeyn, was ich zu andern Zeiten nur vorſtelle. Wenn ich bei ganz kaltem Blute in lauter klaren Vorſtellungen lebe, denke ich von der Filoſofie meines Oheims nahezu wie du; ich finde ſie ſchwärmeriſch, überſpannt, meteoriſch, unbegreiflich; ſeine Ideenwelt ſcheint mir ein gewaltiges Hirngeſpenſt und ſein Autoagathon eben ſo undenkbar als ein unſichtbares Licht oder ein unhörbarer Schall. Aber in andern Stunden, wo mein Gemüth zu den zarteſten Gefühlen geſtimmt und mein Geiſt frei genug iſt, ſich mit leichterem Flug über die Dinge um mich her zu erheben, zumal wenn ich den wunderbaren Mann unmittelbar vorher mit der Begeiſterung des lebendigſten Glaubens von jenen überſinnlichen Gegenſtänden reden gehört habe, dann erſcheint mir alles ganz anders; ich glaube zu ahnen daß alles wirklich ſo ſey wie er ſagt; unvermerkt verwandeln ſich

meine Ahnungen in Gefühle, und ich finde mich zuletzt wie genöthigt, für Wahrheit zu erkennen, was mir in andern Stimmungen träumerisch, lächerlich und bloßes Spiel einer übergeschnappten Fantasie zu seyn däucht. Warum (sage ich mir dann) sollte ein unsichtbares Licht, ein unhörbarer Schall, nicht unter die möglichen Dinge gehören? Kann nicht beides nur mir und meines gleichen unsichtbar, unhörbar seyn? Kann die Schuld nicht bloß an meiner Zerstreuung durch nähere Gegenstände, oder an der Schwäche und Stumpfheit meiner Organe liegen? Scheint nicht dem, der aus einer finstern Höhle auf einmal in die Mittagssonne tritt, das blendende Licht dichte Finsterniß? Oeffnet sich nicht, wenn Alles weit um uns her in tiefer nächtlicher Stille ruht, unser lauschendes Ohr den leisesten Tönen, die uns unter dem dumpfen Getöse des Tages, selbst bei aller Anstrengung des Gehörorgans, unhörbar blieben? — Soll ich dir noch mehr bekennen? Diese Schlüsse erhalten keine schwache Verstärkung durch eine Wahrnehmung, die ich oft genug an mir zu machen Gelegenheit habe. Die Filosofie Platons kommt mir nie fantastischer vor, als wenn ich mich in den Wogen des alltäglichen Lebens herumtreibe, oder beim fröhlichen Lärm eines großen Gastmals, im Theater, oder bei den Spielen reizender Sängerinnen und Tänzerinnen, kurz überall, wo entweder Verwicklung in bürgerliche Geschäfte

und Verhältnisse, oder befriedigte Sinnlichkeit, den Geist zur Erde herabziehen und einschläfern. Wie hingegen in mir selbst und um mich her alles still ist, und meine Seele, aller Arten irdischer Fesseln ledig, sich in ihrem eigenen Element leicht und ungehindert bewegen kann, erfolgt gerade das Gegentheil; ich erfahre alles, von Wort zu Wort, was Plato von seinen unterirdischen Troglodyten erzählt, wenn sie ans Tageslicht hervorgekommen und aus demselben in ihre Höhle zurück zu kehren genöthigt sind. Alles was mir im gewöhnlichen Zustand reell, wichtig und anziehend scheint, dünkt mich dann unbedeutend, schal, wesenlos, Tändelei, Traum und Schatten. Unvermerkt öffnen sich neue geistige Sinne in mir; ich finde mich in Platons Ideenwelt versetzt; kurz, ich bedarf in diesen Augenblicken eben so wenig eines andern Beweises der Wahrheit seiner Filosofie, als einer, der etwas vor seinen Augen stehen sieht, einen Beweis verlangt, daß es da sey.

Ob nicht in diesem Allen viel Täuschung seyn könne, oder wirklich sey, kann ich selbst kaum bezweifeln: denn wie käm' es sonst, daß jene vermeinten Anschauungen keine dauernde Ueberzeugung zurücklassen, und mir zu andrer Zeit wieder als bloße Träume einer über die Schranken unsrer Natur hinaus schwärmenden Fantasie erscheinen? — Und dennoch dünkt mich, die Vernunft selbst nöthige mich zu gestehen, es sey etwas Wahres an dieser überſinn-

lichen Art zu filoſofiren. Dem großen Haufen, d. i. zehnmal Zehentauſend gegen Einen, iſt es freilich nie eingefallen einen Augenblick zu zweifeln, daß Alles, was ihm ſeine wachenden Sinne zeigen, wirklich ſo, wie es ihm erſcheint, außer ihm vorhanden ſey; der Filoſof hingegen findet nichts wunderbarer und unbegreiflicher, als wie Etwas (ihn ſelbſt nicht ausgenommen) da ſeyn könne. Wie läßt ſich von einem Dinge ſagen, es ſey, wenn man nicht einmal einen Augenblick, da es iſt, angeben oder feſthalten kann? Theile die Zeit zwiſchen zwei auf einander folgenden Pulsſchlägen nur in vier Theile, und ſage mir, welcher dieſer fliegenden Zeitpunkte iſt der, worin irgend ein zu dieſer Sinnenwelt gehöriges Ding wirklich da iſt? Im Nu, da du ſagen willſt es iſt, iſt es ſchon nicht mehr was es war, oder (was eben daſſelbe ſagt) iſt das Ding, welches war, nicht; aber vor dem vierten Theil eines Pulsſchlags, und vor zehentauſend derſelben, konnte man eben daſſelbe gegen ſein Daſeyn einwenden. Es war, es wird ſeyn, wäre ſomit Alles, was ſich von ihm ſagen ließe: aber wie kann man von dem, deſſen Daſeyn in irgend einem Moment ich mir nicht gewiß machen kann, mit Gewißheit ſagen, es ſey geweſen? es werde ſeyn?

Doch ich will zugeben, daß dieß dialektiſche Spitzfindigkeiten ſind, die uns das zweifache Gefühl, daß wir ſelbſt ſind und daß etwas außer uns

ist, nicht abvernünfteln können. Ganz gewiß kann dieses Gefühl keine Täuschung seyn: nur wird das Unbegreifliche in unserm Seyn durch diese Gewißheit nicht aufgelöst. Wir und alle Dinge um uns her befinden uns in einem unaufhörlichen Schwanken — nicht, wie Plato sagt, zwischen Seyn und Nichtseyn, sondern — zwischen so seyn und anderseyn. Dieß wäre unmöglich, wenn nicht allem Veränderlichen etwas festes, beständiges, unwandelbares zum Grunde läge, das die wesentliche Form desselben ausmacht. Es giebt aber in dieser uns umgebenden Sinnenwelt nichts als Einzelne Dinge, die sich durch alles, was an ihnen veränderlich ist, d. i. durch alles, was an ihnen in die Sinne fällt, von einander unterscheiden, in ihren Grundformen hingegen einander mehr oder weniger ähnlich sind, und nach dieser Aehnlichkeit von dem denkenden Wesen in uns in Gattungen und Arten eingetheilt werden. Gleichwohl sind diese letztern bloße Begriffe, die wir uns von den wesentlichen Formen der Dinge zu machen suchen, und die zu diesen Formen sich nicht anders verhalten als wie die Schatten oder Widerscheine der Körper zu den Körpern selbst. Aber woher kommen uns diese Begriffe? Gewiß nicht von den Dingen der Sinnenwelt selbst, an denen wir nichts, was nicht veränderlich und in einem ewigen Fluß ist, wahrnehmen. Die wesentlichen Formen, wovon sie gleichsam die Schatten

sind, müssen also ein von ihnen und von unsrer Vorstellung unabhängiges Daseyn haben, und irgendwo wirklich vorhanden seyn. Dieß sind nun eben diese Ideen, die in Platons Filosofie eine so große Rolle spielen, deren Inbegriff die übersinnliche oder intelligible Welt ausmacht, und denen er (weil wir uns doch alles, was wirklich ist, nicht anders als in einem Orte denken können) überhimmlische Räume zum Aufenthalt anweiset. Sie sind, nach seiner Meinung, (die ihm geistige Anschauung ist) unmittelbar von der ersten ewigen Grundursache alles Denkbaren und Wahrhafterisirenden erzeugt, und waren die Gegenstände, an deren Anschauen unsre Seelen sich weideten, bevor die strenge Anangke sie in diese Sinnenwelt und in sterbliche Leiber zu wandern nöthigte. Sie sind aber auch die Urbilder und Muster, nach welchen untergeordnete Geister aus einem an sich selbst formlosen und durch seine unbeständige Natur aller Form widerstrebenden Stoff die Sinnenwelt bildeten, wiewohl es nicht in ihrer Macht stand, ihnen mehr als den Schein jener ewigen unwandelbaren und in sich vollkommenen Formen zu geben, der gleichwohl alles ist, was an ihnen reell und wesentlich genennt zu werden verdient. Von diesem Schein — welcher (wie die Sonnenbilder im Wasser) gleichsam der Widerschein der mehr besagten Ideen ist, — fühlen sich nun die neuangekommenen Seelen, sobald

sie sich aus der Betäubung des Sturzes in die Materie erholt haben, aufs lebhafteste angezogen. Die Meisten wähnen, daß die Gegenstände, die ein dunkles Nachgefühl ihres ehemaligen seligen Zustandes in ihnen erwecken, das, was sie scheinen, wirklich seyen; sie überlassen sich also in arglosser Unbesonnenheit dem Ungestüm der Begierden, von welchen sie zum Genuß derselben angetrieben werden, und was daraus erfolgt, ist bekannt. Nur sehr wenige (nämlich, nach Plato, die Filosofen im ächten Sinn des Wortes) sind weise genug, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden, sich aus den Schattenformen, die ihr Verstand in der Sinnenwelt gewahr wird, eine Art von Stufenleiter zu bilden, und so wie sie sich, von Irrthum und Sinnlichkeit gereinigt, über die materiellen Gegenstände erheben, nach und nach in das reine Element der Geister emporzusteigen, und zu dem was wirklich ist, zu den ewigen Ideen und dem Autoagathon, ihrem Urquell, mit immer weniger geblendeten Geistesaugen aufzuschauen.

Hier hast du, in die möglichste Kürze zusammengezogen, das Platonische System oder Mährchen, wenn du willst, welches — allen meinen nur zu häufigen Verirrungen und Untertauchungen in den reizenden Schlamm der Sinnenwelt zu trotz — so viel anziehendes für mich hat, daß ich, wofern es wirklich nur ein Mährchen seyn sollte, mich wenig-

ſtens des Wunſches, daß es wahr ſeyn möchte, und in meinen beſten Augenblicken des Glaubens, daß es wahr ſey, nicht entbrechen kann. Ehrlich zu reden, Ich kenne kein Anderes, woran ich mich feſter halten könnte, wenn mich die närriſchen Zweifel über Seyn und Nichtſeyn anwandeln, die bei meines gleichen ſich nicht immer mit dem Sokratiſchen was weiß ich? oder dem Ariſtippiſchen was kümmerts mich? abfertigen laſſen wollen. Verzeih, Lieber, wenn ich deine Gleichgültigkeit über dieſe Dinge auf der unrechten Seite angeſehen haben ſollte, und laß dich meinen kleinen Hang zur Schwärmerei (die, wie du weißt, eben nicht immer die Platoniſche iſt) nicht abſchrecken, mein Freund zu bleiben. Laſthenia grüßt dich und empfiehlt ſich dem Andenken ihrer Muſarion. Du wirſt es hoffentlich als ein ganz unzweideutiges Zeichen ihrer zur Reife gediehenen Sofroſyne anſehen, daß deine Antiplatoniſchen Briefe eine lebhafte und beinahe warme Vertheidigerin an ihr gegen diejenigen gefunden, die, ich weiß nicht welche Spuren eines alten Grolls und einer übel verhehlten Eiferſucht darin ausgeſchnuppert haben wollen. Denn im Grund iſt ſie noch immer eine ſo eifrige Platonikerin als damals, da ſie zu Aegina mit dem kleinen unbeflügelten Amor am Buſen von dir überraſcht wurde.

II.

Aristipp an Speusippus.

Ich danke dir, lieber Speusipp, für das sehr angenehme Unterpfand deines wohlwollenden Andenkens, und für dein mildes Urtheil von meinen Briefen an Eurybates, welchen, däucht mich, das Beiwort antiplatonisch nur sehr uneigentlich gegeben wird, da sie wenigstens eben so viel Lob als Tadel enthalten, und mit gleichem Rechte proplatonisch heißen könnten.

Verschiedenheit der Vorstellungsart wird Männer nie entzweien, deren Freundschaft, wie die unsrige, auf Uebereinstimmung der Gemüther in allem, was den Charakter edler und guter Menschen ausmacht, gegründet ist.

Der Unterschied deiner und meiner Art über Platons Filosofie zu denken scheint mir (den Einfluß der nahen Verwandtschaft und anderer Betrachtungen abgerechnet) hauptsächlich in dem Mehr oder Weniger Festigkeit und Ruhe des Gesichtspunkts gegründet zu seyn, woraus wir beide überhaupt die Dinge anzusehen pflegen; aber ich liebe die Aufrichtigkeit, womit du die wahre Ursache deines noch immer unentschiedenen Schwankens zwischen dem gemeinen Menschensinn

und der filoſofiſchen Myſtagogie deines Oheims geſteheſt, und ich müßte mich ſehr irren, oder die Vorliebe, die du zu gewiſſen Zeiten für ſein Syſtem in dir findeſt, und die Leichtigkeit, womit du in einer andern Stimmung darüber ſcherzen und lachen könnteſt, entſpringt aus einer und eben derſelben Quelle; nur daß ſie in jenem Fall reiner und geiſtiger, in dieſem etwas dicker und milchartiger fließt.

Es giebt, wie du weißt, angenehme und ſogar wohlthätige Täuſchungen; aber es iſt immer gut, in allen menſchlichen Dingen (unter welche ich auch die meteoriſchen und göttlichen rechne) klar zu ſehen; zu wiſſen, wann, wo, und wie wir getäuſcht werden, und auf keine Art von Täuſchung mehr Werth zu legen, als billig iſt. Die Stimmung, in welcher die Platoniſchen Myſterien ſo viel Reiz für dich haben, und worin das, was ſie uns offenbaren, dir wirklich das Innerſte der Natur aufzuſchließen ſcheint, iſt (mit deiner Erlaubniß) nur dem Grade nach von derjenigen verſchieden, worin der tragiſche Pentheus zwei Sonnen und zwei Theben, oder ſeine Mutter Agave das abgeriſſne Haupt ihres Sohnes für den Kopf eines jungen Löwen anſieht. Die Fantaſie iſt immer eine unſichere Führerin, aber nie gefährlicher, als wenn ſie ſich die Larve der Vernunft umbindet und aus Principien irre redet. Doch was ſage ich von Gefahr? Für dich, lieber Speuſipp, können dieſe ſublimen

Träume nichts gefährliches haben, wenigstens so lang' es nur ein lustiges Gastmahl oder einen Kuß der schönen Lasthenia bedarf, um dich aus den überhimmlischen Räumen in deine angeborne Höhle herabzuzaubern.

Um so weniger hätte ich mir also ein Bedenken darüber zu machen, wenn mich die Lust ankäme, das zierliche Gebäude von Spinneweben, worein du deine geliebten Ideen gegen allen Angriff geborgen zu haben glaubst, mit einem einzigen Hauch umzublasen? — Doch nein! wenn ich auch aus dieser scherzenden Drohung Ernst zu machen vermöchte, wer wollte einem Freund ein harmloses Spielzeug mit Gewalt aus den Händen drehen? Alles was ich mir erlauben kann, ist, dir meine Weise über diese Dinge zu denken, darzulegen, und es dann deinem eigenen Urtheil zu überlassen, ob du Ursache finden wirst, mich von der Beschuldigung einer allzugemächlichen Gleichgültigkeit im Forschen nach Wahrheit loszusprechen.

Ist es nicht sonderbar, daß wir vom Nichts entweder gar nicht reden müssen, oder uns so ausdrücken genöthigt sind, als ob es Etwas wäre? Freilich sollten wir, da dem Worte Nichts weder eine Sache noch eine Vorstellung entsprechen kann, gar kein solches Wort in der Sprache haben. Was ist Nicht-Seyn? Ein Unding, ein hölzernes Eisen, eine unmögliche Verbindung zwischen Nein und Ja,

kurz etwas ſich ſelbſt aufhebendes. Was iſt, iſt, und da es Nichts ſeyn konnte, ſo liegen in dem Begriff des Seyns alle Arten von Seyn, Geweſen ſeyn, itzt ſeyn, künftig ſeyn, immer ſeyn, nothwendig enthalten. Mit der dilemmatiſchen Formel, „Seyn oder Nicht-Seyn“ iſt gar Nichts geſagt; hier findet kein oder Statt; Seyn iſt das Erſte und Letzte alles Fühlbaren und Denkbaren. Indem ich Seyn ſage, ſpreche ich eben dadurch ein Unendliches aus, das Alles was iſt, war, ſeyn wird und ſeyn kann, in ſich begreift. Indem ich alſo mich ſelbſt und die meinem Bewußtſeyn ſich aufdringenden Dinge um mich her, denke, iſt die Frage nicht: Woher ſind wir? oder warum wir? — ſondern das Einzige was ſich fragen läßt und was uns kümmern ſoll, iſt, was ſind wir? Und ich antworte: wir ſind zwar einzelne, aber keine iſolirte Dinge; zwar ſelbſtändig genug, um weder Schatten noch Widerſcheine, aber nicht genug, um etwas anders als Gliedmaßen (wenn ich ſo ſagen kann) oder Ausſtrahlungen (wenn du es lieber ſo nennen willſt) des unendlichen Eins zu ſeyn, welches iſt, und Alles, was da iſt, war, und ſeyn wird, in ſich trägt. Da all unſer Denken im Grund entweder auf Anſchauen oder bloßes Rechnen mit Zeichen hinausläuft, das Unendliche aber ſich weder überſchauen noch ausrechnen läßt, ſo bleibt mir, wenn ich mir

das wie meines Daseyns im Unendlichen einiger Maßen klar zu machen wünsche, kein anderes Mittel, als mir an dem dürftigen Begriff genügen zu lassen, den ich durch Bilder und Vergleichungen erhalten kann; z. B. mit einem Baum oder einem gegliederten Körper, der aus einer unendlichen Menge von Theilen zusammengesetzt ist, von welchen jedes seine eigene Art und Weise, Gestalt, Bildung und Einrichtung hat, aber sich doch nur dadurch in seinem Daseyn erhalten und gedeihen kann, daß es mit dem Ganzen in engester Verbindung steht, und von dem aus demselben und durch dasselbe strömenden und durch alle Theile sich ergießenden Leben seinen Antheil empfängt. Jedes Blatt eines Baums ist in dieser Rücksicht zugleich ein kleines Ganzes und Theil eines größern, des Zweiges, so wie dieser einem Ast, der Ast (an Stärke und Fülle der Zweige und Blätter, oft selbst ein Baum) dem Hauptstamm einverleibt ist. Wenn mir diese von materiellen Dingen erborgte Vergleichungen kein Genüge thun wollen, stelle ich mir das Unendliche Ist (welches durch das geheimnißvolle *Ei* im Tempel zu Delfi bezeichnet zu seyn scheint) unter dem Bilde der Seele, und alles was durch und in Ihm ist, wie die Gedanken vor, welche, wiewohl durch die Kraft der Seele, erzeugt und gleichsam aus ihr hervorstrahlend, doch weder außer ihr seyn, noch als Bestandtheile von ihr betrachtet wer-

den können. Aber unter welchem Bilde ich mir auch in gewiſſen Augenblicken das große Geheimniß der Natur zu ſymboliſiren ſuchen mag, der einzige Gebrauch, den ich davon mache, iſt: die ewige Grundmaxime der ächten Lebensweisheit daraus abzuleiten, die zugleich die Regel unſrer Pflicht und die Bedingung unſrer Glückſeligkeit iſt. Denn natürlicher Weiſe trägt die Ueberzeugung, „daß ich nur „als Gliedmaß des Unendlichen Eins da ſeyn, aber „auch nie gänzlich abgetrennt werden kann,“ eine zwiefache Frucht: erſtens, die feſte Geſinnung, daß ich nur durch Erfüllung meiner Pflicht gegen das allgemeine ſowohl, als gegen jedes beſondere Ganze, deſſen Glied ich bin, in der gehörigen Unterordnung des Kleinen unter das Größere, glücklich ſeyn kann; und zweitens die eben ſo feſte Gewißheit, daß ich, wie beſchränkt auch meine gegenwärtige Art zu exiſtiren ſcheinen mag, dennoch als unzerſtörbares Glied des Unendlichen Eins, für Raum und Zeit meines Daſeyns und meiner Thätigkeit kein geringeres Maß habe, als den hermetiſchen Zirkel — die Unendlichkeit ſelbſt. Ich weiß es nicht gewiß, aber ich vermuthe, daß ſich Plato bei ſeinem Autoagathon eben daſſelbe denkt, was ich bei meinem Unendlichen; wenn man anders bloßes Hinſtreben nach etwas Unerreichbarem Denken nennen kann: aber das iſt gewiß, daß ich keinen ſpekulativen Gebrauch oder Mißbrauch davon

mache, und mich nur deßwegen nicht bekümmere, mehr davon zu wiſſen, weil ich fühle, daß indem ich einen ſchwindelnden Blick in dieſe unergründliche Höhe und Tiefe wage, ich bereits über der Grenze alles menſchlichen Wiſſens ſchwebe.

Was Platons Ideen betrifft, ſo geſtehe ich dir unverholen, daß ich nach allem was mir ſeine Dialogen davon geoffenbaret haben, mir keine Idee von ihnen zu machen weiß. Sie ſind weder bloß gedachte noch perſonificirte allgemeine Begriffe; auch ſind es nicht die Erſcheinungen, die der begeiſterten Fantaſie des Dichters, Bildners oder Mahlers vorſchweben, wenn er nach dem Höchſten ſeiner Kunſt, dem Uebermenſchlichen und Göttlichen, nach vollkommener Schönheit, Stärke und Größe ringt. So wie Plato von ihnen ſpricht, können ſie nichts dergleichen ſeyn, wiewohl ich vermuthe, daß du in den Momenten der geiſtigen Anſchauungen, wovon du ſprichſt, ſie mit jenen verwechſelſt. Was ſind ſie alſo? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß der Platoniſche Tiſch, der weder klein noch groß, weder rund noch dreieckig, weder von Holz noch von Elfenbein, noch von Gold oder Silber iſt, der nicht dieſer oder jener Tiſch, ſondern der Tiſch ſelber, der Tiſch an ſich und das einzige Exemplar ſeiner Art im Lande der Ideen iſt, neben den künſtlichen goldnen Dreifüßen im Pallaſt des Homeriſchen Hefäſtos eine ſchlechte Figur macht. Wie kommt Plato dazu,

[redacted]

und das Gefühl der Nothwendigkeit, den auf uns eindringenden Vorstellungen Festigkeit und Ordnung zu geben, nöthigt den Menschen zu dieser ihm natürlichen Anwendung seines Verstandes, und es wäre nicht schwer (wenn es mich nicht zu weit führte) zu zeigen, wie es zugeht, daß es ihm unvermerkt eben so natürlich wird, diese Abtheilungen und Klassifikazionen für das Werk der Natur selbst zu halten, wiewohl sie nichts anders als Produkte seiner durch den Drang des Bedürfnisses erregten instinktmäßigen Selbstthätigkeit sind. — Dieß hat mich wenigstens eine mäßige Aufmerksamkeit auf die Natur gelehrt, und wenn Spekuliren um bloßen Spekulirens willen meine Sache wäre, so dächte ich auf diesem Wege ziemlich weit zu kommen. Aber ferne von mir sey die Anmaßung, dich, mein liebenswürdiger Freund, oder irgend einen andern Sterblichen von einer Vorstellungsart abzuziehen, die ihm einleuchtet, wobei er gutes Muthes ist, und wodurch keinem andern Weh geschieht. Auch die Filosofie ist in gewissem Sinn etwas individuelles, und für jeden ist nur diejenige die wahre, die ihn glücklicher und zufriedner macht, als er ohne sie wäre.

Uebrigens danke ich der schönen Lastbenia, daß sie sich ihres entfernten Freundes so großmüthig annimmt, und finde sehr billig, wenn sie (ohne sich des geheimen Beweggrundes bewußt zu seyn) etwas reelleres in der Welt vorzustellen wünscht, als ein

bloßes Schattenbild des Platoniſchen Urweibes, welches weiter nichts zu thun hat, als im Lande der Ideen umher zu ſtolziren, und zehentauſendmal Zehentauſend Myriaden mächtig von einander abſtechender Weiberſchatten auf dieſe Unterwelt herabzuwerfen; eine Verrichtung, wobei die Dame, wie groß ihre Selbſtgenügſamkeit auch ſeyn mag, endlich doch ziemlich lange Weile haben dürfte, wenn anders ihr präſumtiver Geſellſchafter und Liebhaber, der idealiſche Urmann, neben ſeinem eignen gleichen Tagewerk, nicht noch Mittel und Wege findet, ihr auf eine uns Sterblichen unbegreifliche Weiſe die Zeit zu kürzen.

Ich geſtehe dir, lieber Speuſipp, daß ich große Luſt hätte, dieſen platten Scherz, ſeines ächten Atticismus ungeachtet, wieder auszuſtreichen, wenn ich nicht eine geheime Hoffnung nährte, daß er deinem erhabenen Oheim vielleicht Anlaß geben könnte, ſich über die zur Zeit noch unbegreifliche Natur ſeiner Ideen etwas deutlicher zu erklären. Denn in der That, wenn er uns nicht mehr Licht über dieſe wunderbaren Weſen zukommen laſſen wollte als bisher, hätte er beſſer gethan, uns gar nichts davon zu offenbaren.

12.

Aristipp an Eurybates.

Der angeborne Trieb der [illegible]tigen Athener für
und wieder jede Sache zu [illegible]n, und von allem,
was ein Anderer sagt, stehendes Fußes das Gegen-
theil zu behaupten, ist durch [illegible]berühmten Sofisten,
die ehmals eine so gute Aufn[illegible]e bei Euch fanden,
und seitdem durch Antisthenes, Platon und die übri-
gen Sokratiker, bei Alten und Jungen aus den
höhern Klassen euerer Bürger dermaßen geübt und
in Athem erhalten worden, daß es mich nicht wun-
dert, edler Eurybates, wenn Platons neuester Dialog
noch immer, wie du mir schreibst, den meisten Anlaß
zu den dialektischen Kampfübungen giebt, womit euere
vornehmern Müßiggänger, während des dermaligen
Stillstands kriegerischer und politischer Neuigkeiten,
sich einige Unterhaltung zu verschaffen suchen. Da
meine Briefe (die nun einmal, beliebter Kürze u
Bequemlichkeit halben, Platonisch oder Antip
tonisch heißen müssen) Oehl ins Feuer gegos
haben, würde mir, als einem der friedfertigsten M
schen unter der Sonne, beinahe leid seyn, wenn
nicht zu gleicher Zeit den Trost hinzufügtest, da

auf der andern Seite nicht wenig dazu beitragen, die Nachfrage nach dem wundervollſten Werke unſrer oder vielmehr jeder Zeit allgemein zu machen, und manchen einſeitigen Tadler zu Anerkennung des vielfältigen Verdienſtes zu vermögen, welches der Urheber deſſelben ſich um Athen und die ganze Hellas, ja ich darf wohl ſagen, um das ganze Menſchengeſchlecht dadurch erworben hat. Denn ich zweifle keinen Augenblick, es wird ſo lange leben, als unſre Sprache das Mittel bleiben wird, die Kultur, die uns ſo weit über alle andere Völker erhebt, nach und nach über die ganze bewohnte Erde auszubreiten.

Außerdem geſteh ich dir gern, daß ich mich nicht wenig geſchmeichelt finde, auch in ſo großer Entfernung von der ſchönen Minervenſtadt eine Art geiſtiger Gemeinſchaft mit ihren Bewohnern zu unterhalten, und mich meinen ehmaligen Freunden und Geſellſchaftern zu vergegenwärtigen, indem ich ihnen Gelegenheit gegeben habe, meinen Namen zu nennen, und ſich ſo mancher ſchönen, mir ſelbſt unvergeßlichen Stunden zu erinnern, die wir unter dem freieſten Umtauſch unſrer Gedanken und Gefühle, in euern prächtigen Hallen und anmuthigen Spaziergängen, oder beim fröhlichen Mahl und bei thauenden Sokratiſchen Bechern, ſo vergnügtich zugebracht haben. Je glücklicher das Gegenwärtige, worin wir leben, iſt, um ſo angenehmer iſt es, den Genuß deſſelben durch die ihm ſo ſchön ſich anſchmiegenden und darin ver-

schmelzenden Erinnerungen des Vergangenen zu erhöhen, und uns dadurch dem Wonneleben der seligen Götter zu nähern, deren Daseyn ein immerwährender Augenblick ist. — Warum, ach! warum muß unsre liebenswürdige Freundin zu Aegina — nicht mehr seyn! Welchen Genuß, welche Unterhaltungen würden alle diese neuen Erscheinungen, die so viel Reitz für diese vorwitzige aber schwer zu täuschende Psyche hatten, ihr und uns durch sie verschafft haben!

Unter den vielerlei Problemen, die, wie du sagst, aus Veranlassung meiner Briefe, euere Filodoxen (wie Plato sie benahmset) unter den Propyläen oder in den Schattengängen der Akademie in Bewegung setzen, ist diejenige Frage, worüber du eine nähere Erklärung von mir verlangst, vielleicht die wichtigste, weil sie auf das praktische Leben mehr Einfluß als irgend eine andere zu haben scheint. Du weißt, daß ich kein Freund von unfruchtbaren Grübeleien bin; aber gewiß gehört die Streitfrage: „wie sich das, was ist, zu dem was seyn soll, verhalte?“ oder, „ob und in wie fern man sagen könne, daß das was ist, anders seyn sollte?“ nicht unter die Prozesse um des Esels Schatten; es ist nichts weniger als gleichgültig für den sittlichen Menschen, wie sie entschieden wird. Ich bin so weit entfernt, meine Meinung für entscheidend zu geben, daß ich vielmehr überzeugt bin, dieses Problem könne

niemals rein aufgelöſt werden. Indeſſen ſehe ich nicht, warum ich Bedenken tragen ſollte, dir die Antwort mitzutheilen, die ich mir ſelbſt auf jene Fragen gebe.

Daß im bloßen Seyn (dem ewigen Gegentheil des ewig unmöglichen Nichtſeyns) alles Mögliche enthalten ſey, iſt für mich etwas ausgemachtes, an ſich klares und keines Erweiſes bedürftiges. Das was iſt, im unbeſchränkteſten Sinn des Worts, iſt alſo das Unendliche ſelbſt, und umfaßt, nach unſrer Vorſtellungsart, alles was möglich iſt, war, und ſeyn wird. Ich ſage nach unſrer Vorſtellungsart; denn im Unendlichen ſelbſt iſt weder Vergangenheit noch Zukunft, ſondern ewige Gegenwart; und eben darum iſt es uns unbegreiflich. In dieſer Rückſicht kann man alſo nicht ſagen, daß, was nicht iſt, ſeyn ſollte; denn alles was ſeyn ſoll, muß ſeyn können; und alles was ſeyn kann, iſt.

Aber wie bringe ich dieſe unläugbaren Grundſätze in Uebereinſtimmung mit der Stimme meiner Vernunft und meines Herzens, die mir täglich ſagen, es geſchehen Dinge in der Welt, die nicht geſchehen ſollten? Brüder, z. B. ſollten nicht gegen Brüder, Hellenen nicht gegen Hellenen zu Felde ziehen, ihre Wohnſitze und Landgüter wechſelsweiſe ausrauben und verwüſten, die eroberten Städte ſchwächerer Völker nicht dem Erdboden gleich machen, die Ueberwundnen nicht mit kaltem Blute morden, oder auf

öffentlichem Markt als Sklaven verkaufen, u. s. w. Wer erkühnt sich zu läugnen, daß dieß alles nicht seyn sollte? Und gleichwohl ist es. — Leider! Aber wie könnt' es anders seyn?

Das Bedürfniß, unsre Gedanken an Worte zu heften, und die unvermeidliche Unschicklichkeit, mit diesen Worten allgemeine Begriffe bezeichnen zu müssen, deren Allgemeinheit ihren Grund nicht in der Natur der Dinge, sondern bloß in unsrer verworrenen und unvollständigen Ansicht derselben, und in den Trugschlüssen haben, die wir aus diesen täuschenden Anschauungen ziehen, — diese Quellen beinahe aller der Irrthümer, Halbwahrheiten und Mißverständnisse, die so viel Unheil unter den Menschen anrichten — sind auch hier die Ursache eines Trugschlusses, an dessen Richtigkeit gleichwohl die Meisten so wenig zweifeln, daß ich Gefahr laufe, des Verbrechens der beleidigten Menschheit angeklagt zu werden, wenn ich mich erkühne ihn anzufechten. Indessen, der erste Wurf ist nun einmal geschehen, und ich werde schon auf meine Gefahr fortspielen müssen.

Daß der Tieger blutdürstig, der Affe hämisch, die Otter giftig ist, daß der Wolf Lämmer stiehlt, und der Iltiß die Tauben erwürgt, um ihre Eyer auszuschlürfen, wer wundert sich darüber? Es ist ihre Natur, sagt man, und wie lästig sie uns auch dadurch werden, fordert doch niemand, daß sie anders seyn sollten, als sie sind. Diejenigen, welche behaup-

ten, daß die Menschen weiser und besser seyn sollten, als sie sind, nehmen als Thatsache an, „daß sie dermalen, im Ganzen genommen, eine thörichte und verkehrte Art von Thieren sind;“ Plato trägt sogar kein Bedenken zu behaupten, es gebe kein Volk in der Welt, dessen Verfassung, Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten nicht durch und durch verdorben wären. — „Aber es sollte und könnte anders seyn, sagt man.“ — Allerdings könnte und würde es anders seyn, wenn die Menschen vernünftige Wesen wären. — Wie? sind sie es etwa nicht? Wer kann daran zweifeln? — Ich! — Wenn sie es wären, so würden sie anders, nämlich gerade das seyn, was vernünftige Wesen, ihrer Natur zu Folge, seyn sollen. Aber diese sehr ungleichartigen einzelnen Erdenbewohner, die ihr, weil sie auch zweibeinig und ohne Federn sind, und den Kopf aufrecht tragen wie die eigentlichen Menschen, mit diesen zu vermengen und unter dem gemeinschaftlichen Namen Mensch zusammen zu werfen beliebt, sind nun einmal größtentheils, (wie ihre ganze Weise zu seyn und zu handeln augenscheinlich darlegt) alles andre was ihr wollt, nur keine vernünftige Wesen. Das äußerste, was ich, ohne mich an der Wahrheit zu versündigen, thun kann, ist, ihnen eine Art von vernunftähnlichem Instinkt zuzugestehen, mit etwas mehr Kunstfähigkeit, Bildsamkeit und Anlage zum Reden, als man an den übrigen

Thieren wahrnimmt; Vorzüge, wodurch sie einer zwar langsamen, aber doch fortschreitenden Vervollkommnung fähig sind, deren Grenzen sich schwerlich bestimmen lassen. Dieß giebt einige Hoffnung für die Zukunft. Binnen etlichen hundert Metonischen Zykeln mögen sie, nach zehntausendmaliger Wiederholung der nämlichen Mißgriffe und Albernheiten, durch die immer gleichen Folgen derselben endlich gewitziget, einige Schritte vorwärts gemacht haben, und wenn sie dereinst völlig zur Vernunft gereift sind, zuletzt so verständig und gut werden, als sie euerer Meinung nach bereits seyn sollten; was doch unter allen Bedingungen ihrer dermaligen Existenz und auf der Stufe von Kultur, worauf sie stehen, keine Möglichkeit ist. Ihr vergeßt nämlich, daß von Allem, was wir uns, unter einem abgezogenen unbestimmten Begriff, als möglich vorstellen, keines eher in die wirkliche Welt eintreten kann, bis die Ursachen und Bedingungen seiner Möglichkeit in derselben vollständig zusammentreffen. Ihr vergeßt, daß das, was itzt ist, aus dem, was zuvor war, hervorgehen muß, und daß Jahrtausende nöthig waren, bis an jenen Tiegermenschen, Wolf- und Luchsmenschen, Pferde- Stier- und Eselmenschen, u. s. w., welche, als die wahren ursprünglichen Autochthonen, vor undenklichen Zeiten den noch rohen Erdboden inne hatten, das Menschliche so viel Uebergewicht über

die ungeſchlachte Thierheit bekam, daß es einem Hermes, Cekrops, Foroneus, Orfeus, den Kureten, Telchinen, Idäiſchen Daktylen und ihres gleichen möglich war, ſie in eine Art von bürgerlicher Geſellſchaft zu vereinigen, ſie an einige Ordnung und Sittlichkeit zu gewöhnen, und in den erſten Anfängen der Künſte, die das Leben menſchlicher machen, zu unterrichten. Wer ſich die Mühe nehmen mag, den unendlichen Hinderniſſen und Schwierigkeiten nachzudenken, welche die Vernunft noch itzt, da die ſogenannten Menſchen ſich aus ihrer urſprünglichen Rohheit und Verwilderung ſchon ſo lange herausgearbeitet haben, in ihren Wahnbegriffen und Leidenſchaften, in ihrer Geiſtesträgheit, Sinnlichkeit und thieriſchen Selbſtigkeit zu bekämpfen hat, der wird ſich nicht wundern, daß es mit ihrer Veredlung ſo langſam hergeht, und wird nicht ſchon von der harten und herben grünen Frucht die Weichheit und Süßigkeit der zeitigen verlangen.

Nun wohl, höre ich ſagen, wenn dieß auch von der größten Mehrheit der Menſchen in Eine Maſſe zuſammengeworfen gelten könnte, bleibt darum weniger wahr, daß Dieſer und Jener, oder vielmehr, daß jeder Einzelne Menſch beſſer ſeyn könnte, folglich ſeyn ſollte, als er iſt? — Mich dünkt, hier iſt viel auseinander zu ſetzen. Wenn ich z. B. meinen Sklaven Kappador aus dem ganzen Zuſammenhang ſeiner äußern Umſtände, und aus ſich

selbst gleichsam heraushebe, so scheint es allerdin
daß er verständiger, besonnener, geschickter, fleißi
und bei Gelegenheit etwas nüchterner seyn könn
denn es ist nicht zu läugnen, daß ihm, wiewohl
eben kein bösartiger Menschensohn ist, doch ziem
viel fehlt, um für ein Muster der Sokratisd
Sofrosyne zu gelten. Unstreitig läßt sich a
nicht nur ein besserer Mensch denken, als er;
glaube sogar zu begreifen, wie er selbst, un
andern Umständen, dieser bessere Mensch seyn könr
Wenn ich alles überlege, daß er ein geborner K
padozier, unter ungebildeten Menschen aufgekomm
schlecht erzogen, schlecht genährt, und nie zu etn
beerm als knechtischer Arbeit angehalten worden
u. s. w., so finde ich mehr Ursache, mich wund
zu lassen, daß er nicht schlechter, als daß er n
besser ist, und ich fordere nicht mehr Weisheit
Tugend von ihm, als ihm unter allen Bedingun
seiner Existenz zuzumuthen ist. Sollte, was
meinem Kappadozier gilt, nicht aus gleichem Gru
von jedem gebildeten und ungebildeten Athener, T
baner oder Korinthier gelten? — Aber (könntest
mir einwenden) kommen nicht Fälle vor, wo
deinen Sklaven zu einer Pflicht ermahnest, oder i
eine Unart verweisest, oder ihn wohl gar körper
züchtigen lässest? — Das letztere ist in meinem Ha
nicht üblich. Wenn einer meiner Sklaven sich
einen wiederholten scharfen Verweis nicht bess

wird er auf den Markt geführt und — nicht für gut — verkauft. — „Du nimmſt alſo doch die Beſſerung als etwas mögliches an?“ — Warum nicht? Wenn ich ihm einen mehrmals begangenen Fehler ſcharf verweiſe, ſo geſchieht es nicht des begangenen wegen, denn der iſt nun einmal gemacht; aber da der Fall wieder kommen kann, warum ſollt' es nicht möglich ſeyn, daß mein Kappador, indem er im Begriff iſt, dieſelbe Sünde wieder zu begehen, ſich meines Verweiſes und der angehängten Drohung erinnerte, und dadurch zurückgehalten würde? Wo nicht, ſo wirkt vielleicht eine derbe Züchtigung, die ihm ſein künftiger Herr geben läßt; aber aus beiden Fällen geht weiter nichts hervor, als daß ein Menſch, der einer gewiſſen Verſuchung heute nicht zu widerſtehen vermochte, es mit Hülfe eines ſtärkern Beweggrundes ein ander Mal vielleicht vermögen wird. Belehrung, Warnung, Züchtigung, beziehen ſich daher immer auf künftige Fälle, und ſind, in ſo fern, als mögliche Verbeſſerungsmittel nicht zu verſäumen. Denn die Möglichkeit, durch gehörige Mittel unter den erforderlichen Umſtänden beſſer werden zu können, iſt unläugbar eine Eigenſchaft der menſchlichen Natur, wiewohl daraus nicht folgt, daß eben derſelbe, der in einer gewiſſen äußern Lage und innern Stimmung etwas zu thun, oder zu unterlaſſen vermag, auch bei veränderten Umſtänden

Kraft genug haben werde, daſſelbe zu thun, oder nicht zu thun. — „Du rechneſt alſo nichts auf die Kraft eines feſtentſchloßnen Willens?“ — Im Gegentheil, ſehr viel. Aber ein Wille, der zu allen Zeiten jeder Verſuchung, jeder Leidenſchaft und jeder Gewohnheit ſiegreich zu widerſtehen vermag, ſetzt eine groſſe erhabene Natur voraus, und kann nicht das Antheil gewöhnlicher Menſchen ſeyn. Von dieſen zu fordern, was nach dem Zeugniß der Erfahrung nur in ſehr ſeltnen Fällen von den außerordentlichſten Heroen der Menſchheit geleiſtet worden iſt, wäre unbillig und vergeblich. Wir bewundern alle Arten von Helden, aber niemand iſt ſchuldig ein Held zu ſeyn, und hört er auf es zu ſeyn, wenn ers einſt war, was können wir dazu ſagen, als daß ihn ſeine Kraft verlaſſen habe? Er iſt in die Klaſſe der gemeinen Menſchen zurückgeſunken, und verdient deßwegen keine Verachtung, wiewohl er, als er ein Held war, Bewundrung verdiente. — Du wirſt mir einwenden, die Rede ſey nicht von moraliſchen Heldenthaten, ſondern von dem, wozu jeder Menſch verbunden iſt, von der Pflicht, gerecht und gut zu ſeyn; und ich — werde wiederholen müſſen was ich ſchon geſagt habe: die Vernunft fordert beides, aber nur von vernünftigen Weſen. Der bürgerliche Geſetzgeber ſcheint zwar dieſe Forderung ohne Unterſchied an alle Glieder des

Staats zu machen; aber im Grunde rechnet er wenig auf ihre Vernunft; er verlangt nur Gehorſam. Unbekümmert, aus welcher Quelle dieſer Gehorſam fließe, glaubt er genug gethan zu haben, indem er ſeine Untergebnen durch Strafen von Uebertretung der Geſetze abſchreckt. Indeſſen zeigt der allgemeine Augenſchein wie wenig dieß hinreicht, und Plato hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß die Bürger eines Staats von Kindheit an durch zweckmäßige Veranſtaltungen zur Tugend erzogen, d. i. mechaniſch an ihre Ausübung gewöhnt werden müſſen, und daß alle andern Mittel, wodurch man dem Geſetze Kraft zu geben vermeint, unzulänglich oder unvermögend ſind. So lange dieſem Mangel nicht abgeholfen iſt, ſind Strafgeſetze zwar ein nothwendiges Uebel, aber immer ein Uebel, worüber der Weiſe den Kopf ſchüttelt und der Freund der Menſchheit trauert.

Aber wir haben es, bei Beantwortung der Fragen über ſeyn und ſollen, nicht mit Bürgern, ſondern mit Menſchen zu thun, aber nicht mit einer dialektiſchen, geſchweige Platoniſchen Idee der Menſchheit, ſondern mit den ſämmtlichen einzelnen Weſen, welche unter dem allgemeinen Namen Menſch begriffen werden. Von dieſen zu fordern, ſie ſollten anders ſeyn, als ſie ſind, — wäre die Vernunft nur dann berechtigt, wenn ſie unbillige

Forderungen thun könnte. Aber die Vernunft will nichts als daß sie anders werden sollen, und auch dieß erwartet sie nur von solchen innern und äußern Veranstaltungen, wodurch die Verbesserung möglich wird: denn sie verlangt nicht (mit dem Sprüchwort zu reden) daß das Böckchen im Hofe herumspringe, bevor die Ziege geworfen hat.

Ich hätte noch mancherlei zu bemerken, wenn ich ins Besondere gehen, und diese reichhaltige Ader erschöpfen wollte. Ich glaube aber meine Gedanken hinlänglich dargelegt zu haben, um dir klar zu machen, daß ich durch meine Art, die Dinge zu sehen, hauptsächlich den schiefen und unbilligen Urtheilen (wenigstens bei mir selbst) zuvorkommen möchte, die man täglich über Personen, Sachen und Handlungen von Leuten aussprechen hört, denen nichts recht ist wie es ist, wiewohl der Fehler bloß daran liegt, daß sie selbst nicht sind, wie sie seyn müßten, um über irgend etwas ein unbefangenes Urtheil fällen zu können.

13.

as von Athen an Droſo, ſeine Mutter.

ı Jüngling, der ſo glücklich iſt, ein Athener Sohn zu ſeyn, an irgend einem Ort in in Gefahr kommen könnte, zu erfahren, Gefährten des edeln Laertiaden bei fagen begegnete,

pflückend zu bleiben und abzuſagen der Heimath,

s, denke ich, zu Cyrene im Hauſe unſers ıfreundes Ariſtippus ſeyn, wo ich bereits n Frühling überraſcht werde, ohne recht zu ie mir ſo viele Zeit zwiſchen den Fingern, en, durchgeſchlüpft iſt. Nicht als ob ich ſo Unrecht thun wollte, liebe Mutter, die bei dir zu erregen, daß ich ſie übel ange- tte; was freilich bei den Menſchen, mit ı lebe, nicht wohl möglich geweſen wäre: ß iſt, ich befand mich von allen Seiten atte ſo viel zu ſehen, zu hören, zu lernen, zu ſchicken und zu ſchaffen, und das alles mannigfaltigſten Genuß immer abwech-

selnder Vergnügungen, daß ich mich auch nicht eines einzigen Tages besinnen kann, der mir nicht zu kurz gedäucht hätte.

Cyrene ist in der That eine Stadt, die selbst ein geborner Athener schön finden muß; nicht ganz so groß noch so volkreich als Athen, aber doch beides genug, um nach Karchedon die ansehnlichste Stadt an der Küsten Libyens zu seyn. Ihre Lage ist sehr anmuthig, noch mehr durch den Fleiß und Geschmack der Einwohner als von Natur; denn die Stadt scheint in einem einzigen unübersehbaren, trefflich angebauten Garten zu liegen. Nichts übertrifft die Fruchtbarkeit des Bodens; alle Arten von Früchten gelangen hier zu einem Grad von Vollkommenheit, wovon man in unserm rauhern Attika keinen Begriff hat.

Die Bürger von Cyrene sind überhaupt ein guter Schlag Menschen; eben nicht so fein geschliffen und abgeglättet als unsre Athener, aber auch nicht so hart, um so vieler Politur nöthig zu haben. Gutmüthigkeit, Gefälligkeit und Frohsinn sind ziemlich allgemeine Züge im Charakter dieses Volks; sie lieben (wie alle Menschen) das Vergnügen; aber mit einer eigenen, in ihrer Sinnesart liegenden Mäßigung; sie wollen lieber weniger auf einmal genießen, um desto länger genießen zu können; und dieß ist vermuthlich die Ursache, warum ich hier so viele Greise gesehen habe, die mir das Bild des weisen Ana-

kreons, ſo wie er ſich ſelbſt in ſeinen kleinen Liedern darſtellt, vor die Augen brachten.

Ariſtipp und Kleonidas haben unvermerkt auf den Geiſt und Geſchmack ihrer Mitbürger eine Wirkung gemacht, deren Einfluß auf das geſellige Leben, die öffentlichen Vergnügungen und vielleicht ſelbſt auf die bisherige Ruhe dieſes kleinen Staats nicht zu verkennen iſt. Auch genießen beide die allgemeine Achtung ihrer Mitbürger ſo ſehr, daß ſelbſt auf mich eine Art von Glanz davon zurückfällt, und mir als ihrem Freund und Hausgenoſſen überall mit Auszeichnung begegnet wird. Ich hoffe mich keiner allzugroßen Selbſtſchmeichelei bei dir verdächtig zu machen, wenn ich hinzuſetze, daß die Grazien (denen ich, nach Platons Rath, fleißig opfre) auch den Cyrenerinnen günſtige Geſinnungen für mich eingeflößt zu haben ſcheinen. Man ſieht zwar hier, wie zu Athen, die Frauen und Jungfrauen der höhern Klaſſen nur bei öffentlichen religiöſen Feierlichkeiten in großer Anzahl beiſammen; aber ſobald jemand in einem guten Hauſe auf dem Fuß eines Freundes ſteht, erhält er dadurch auch die Vorrechte eines Anverwandten und wird, in ſo fern ſein Betragen die von ihm gefaßte günſtige Meinung rechtfertigt, von dem weiblichen Theil der Familie eben ſo frei und vertraut behandelt als ob er ſelbſt zu ihr gehörte.

Du zweifelſt wohl nicht, liebe Mutter, daß ich mir dieſe Cyreniſche Sitte in dem Hauſe, worin ich

das Glück habe zu leben, aufs beste zu Nutze zu machen suche, und ich hoffe du wirst dereinst finden, daß mir der freie Zutritt, den ich bei Kleonen und Musarion habe, für die Ausbildung meines Geistes und mein Wachsthum in der [illegible]alokagathie, in welcher ich erzogen bin, wenigstens eben so vortheilhaft gewesen ist, als der tägliche Umgang mit den vortrefflichen Männern, an [illegible]lche mich mein Vater empfohlen hat. Unläugbar sind diese beiden Frauen unter den liebenswürdigsten, deren Cyrene sich rühmen kann, eben so ausgezeichnet als es ihre Männer unter ihren Mitbürgern sind; und ich gestehe dir offenherzig, es ist ein Glück für mich, daß ich beide zu gleicher Zeit kennen gelernt habe, und, da sie beinahe unzertrennlich sind, beide immer beisammen sehe. Ohne diesen Umstand würde es mir, glaube ich, kaum möglich gewesen seyn, ungeachtet sie die Blüthenzeit des Lebens bereits überschritten haben, von der Leidenschaft nicht überwältiget zu werden, welche mir jede von ihnen, hätte ich sie allein gekannt, unfehlbar (wiewohl gewiß wider ihren Willen) angezaubert hätte. Du wirst über mich lächeln, gute Mutter; aber, wie wunderlich es auch klingen mag, ich schwöre dir bei allen Göttern, ich könnte sie nicht reiner und heiliger lieben, wenn sie meine leiblichen Schwestern wären; und doch fühle ich zuweilen, daß ich in Kleonen, wenn keine Musarion, und in Musarion, wenn keine Kleone wäre,

bis zum Wahnſinn verliebt werden könnte. Bloß dadurch, daß beide zugleich ſo ſtark auf mich wirken, erhalten ſie mein Gemüth in einer Art von leiſer Schwebung zwiſchen ihnen, die ich beinahe Gleichgewicht nennen möchte. Kurz, weil ich beide liebe, ſo — liebſt du keine, wirſt du ſagen; und im Grunde glaube ich ſelbſt, daß für dieſe ſeltſame Art von Liebe ein eigenes Wort, das unſrer Sprache fehlt, erfunden werden müßte. Was mich auf alle Fälle beruhigt, iſt, daß ich Ariſtipp und Kleonidas zu meinen Vertrauten gemacht habe. Dieſem ſage ich alles, was ich für ſeine Schweſter, jenem alles, was ich für Muſarion empfinde. Beide ſind mit mir zufrieden; ſie ſelbſt ſowohl als ihre Frauen gehen mit mir wie mit einem jüngern Bruder um, ſo unbefangen, ſo traulich und herzlich, daß ſie mich unvermerkt gewöhnt haben, mich dafür zu halten. Darf ich dir alles geſtehen, meine Mutter? — und warum ſollt' ich nicht, da ich nichts zu bekennen habe, worüber ich erröthen müßte? Jede der beiden Frauen hat eine Tochter, die ich, wenn ſie auch an ſich ſelbſt weniger reizend wären, um der Mutter willen lieben würde. Aber hier bedarf es keines ſolchen Beweggrundes; die Töchter ſind in einem ſo hohen Grade liebenswürdig, daß ſogar ihre Mütter (wenigſtens in meinen Augen) durch ſie verſchönert werden. Meliſſa, Muſarions Tochter, ſoll an Geſtalt und Geſichtsbildung der berühmten Lais

ähnlich seyn; und wirklich besitzt Kleone ein Bild der letztern, worin alle, die es zum ersten Male sehen, Melissen zu erkennen glauben. Ich selbst wurde beim ersten Anblick getäuscht; aber als ich das Bild genauer mit ihr verglich, sah ich, daß Melissa — vielleicht nicht ganz so schön ist, aber etwas noch sanfter anziehendes und, wenn ich so sagen kann, dem Herzen sich einschmeichelndes hat, welches sie ihrer Mutter ähnlicher machen würde, wenn es nicht mit den Zügen der schönen Lais so zart verschmolzen wäre. Diese wunderbare Vermischung, wodurch sie, je nachdem man sie von einer Seite ansieht, bald Musarion bald Lais scheint, giebt ihr etwas so eigenes, daß ihr jede Vergleichung Unrecht thut; einen Zauber, der mich unwiderstehlich an sie fesseln würde, wenn nicht Kleonens leibhaftes Ebenbild, ihre einzige Tochter (einen holden dreijährigen Knaben hat ihr Aurora entführt) die liebliche Arete, neben ihr stände, und durch die zierlichste Nymfengestalt, und die Vereinigung aller Grazien der holdesten Weiblichkeit mit dem stillen Ausdruck eines edeln Selbstgefühls mich etwas empfinden ließe, wofür ich keinen Namen habe; eine Art von Anmuthung, die nichts leidenschaftliches, aber etwas unbeschreiblich inniges hat, und die Gewalt der magischen Reize ihrer schwesterlichen Gespielin so lieblich dämpft — daß ich (wiewohl ohne mein Verdienst) bis jetzt noch immer Herr von mir selbst geblieben bin, und zwischen

Arete und Meliſſa ungefähr eben ſo in der Mitte ſchwebe, wie zwiſchen Kleone und Muſarion.

Ich bin es zu ſehr gewohnt, nichts geheimes vor einer ſo gütigen und nachſichtvollen Mutter zu haben, als daß ich meine Bekenntniſſe nicht vollſtändig machen ſollte. Da ich die Freundſchaft kannte, die ſchon ſo lange zwiſchen meinem Vater und Ariſtipp, ſo wie zwiſchen dir und Muſarion beſteht, ſo mußte der Gedanke an die Möglichkeit einer engern Verbindung unſrer Familien um ſo natürlicher in mir entſtehen, da ich in den äußern Umſtänden kein erhebliches Hinderniß ſehen konnte. Es zeigte ſich aber bald nach meinem Eintritt in das Ariſtippiſche Haus, daß Meliſſa, welche bereits das dreizehnte Jahr zurückgelegt hat, meinen neuen Freund Kratippus, Ariſtipps Bruderſohne, und die holdſelige Arete, welche vier Jahre weniger als ihre Baſe hat, von der Wiege an einem Sohne des Kleonidas zugedacht iſt. Ein Glück für mich, daß mir dieſes Verhältniß, welches für die beiden Kinder ſelbſt noch ein Geheimniß iſt, bei Zeiten entdeckt wurde. Indeſſen hätte ich die Tochter Kleonens jedem andern ſtreitig gemacht, als einem Sohn von Muſarion und Kleonidas. Ueberdieß zeigten mir beide Mütter ſo viele Freude an dem Gelingen ihres Plans und an der täglich ſichtbarer werdenden Sympathie ihrer Kinder, daß ich eher einen Tempel zu berauben oder mein Vaterland zu verrathen, als das häusliche Glück

dieſer ſchönen Seelen zu ſtören vermöchte. Glaube nicht, ich dünke mir dieſer Selbſtbezähmung wegen ein großer Tugendheld; dazu kommt ſie mich in der That zu leicht an. Eine Familie wie dieſe, worin Männer, Frauen und Kinder, jedes in ſeiner Art ſo äußerſt liebenswürdig, alle wie von einer einzigen gemeinſchaftlichen Seele belebt, ſo zufrieden, ſo einmüthig, ſo glücklich in ſich ſelbſt und eines in dem andern ſind, werde ich in meinem Leben ſchwerlich wieder finden. Mir iſt, ich lebe in einer kleinen idealiſchen Republik, worin ich durch den bloßen Geiſt der Liebe dieſe reine Zuſammenſtimmung realiſirt ſehe, welche Plato in der Seinigen vergebens durch die mühſamſten Anſtalten und die unnatürlichſten Geſetze zu erzwingen hofft. Der müßte ein Ungeheuer ſeyn, der, in der Mitte ſo edler und guter Menſchen lebend, und ſo freundlich von ihnen in ihren Kreis aufgenommen, die Harmonie, die das Glück ihres Lebens macht, durch irgend einen vorſetzlichen Mißklang zu unterbrechen fähig wäre!

Ich kann es mir nicht verſagen, liebe Mutter, noch einmal zu Kleonen zurückzukommen; dieſer Einzigen, in welcher Alles was ich für eine Schweſter und Freundin, für die Gattin des würdigſten Mannes, und ſelbſt für eine Mutter fühlen kann, mit dem, was eine noch junge Frau, die von Afroditen mit jedem Reiz, und von den Muſen mit ihren ſchönſten Gaben ausgeſtattet wurde, einem empfänglichen,

aber nicht unbescheidenen Jüngling einzuflößen vermag, in einer mir selbst beinahe wunderbaren Mischung zusammenfließt. Zu dem Allem kommt noch zuweilen eine Art von heiligem, ich möchte sagen religiösem Gefühl, wie ich glaube, daß mir zu Muthe wäre, wenn ein überirdisches Wesen in aller Glorie, die ein irdisches Aug' ertragen kann, aber mit dem Ausdruck von Huld und Wohlwollen, plötzlich vor mir stände. Wie oft ist mir in solchen Augenblicken eingefallen, was Plato in einem seiner Dialogen von der unaussprechlichen Liebe sagt, welche die Tugend in uns entzünden würde, wenn sie uns in ihrer eigenen Gestalt sichtbar werden könnte!

Einer der schönsten und seltensten Züge im Charakter dieses vortrefflichen Weibes ist die Vereinigung einer immer gleichen Heiterkeit, welche nah an Frohsinn, selten an Fröhlichkeit grenzt, mit einem sanften Ernst, der über dem reinen Himmel ihrer Augen wie ein duchsichtiges Silberwölkchen schwebt. Seit einiger Zeit scheint dieser Ernst zuweilen (doch nur wenn sie unbemerkt zu seyn glaubt) in ein stilles Brüten über düstern Gedanken übergegangen zu seyn; auch haben Musarion und ich einander die Wahrnehmung mitgetheilt, daß sie, wiewohl in kaum merklichen Graden, bläßer und magerer wird, von den zahlreichen rauschenden Gesellschaften (die in diesem gastfreien Hause nicht selten sind) mehr als sonst ermüdet scheint, und überhaupt, wo sie kein

Aufsehen zu erregen befürchtet, sich gern ins Einsame zurückzieht. Musarion glaubt in diesen und andern kleinen Umständen Zeichen einer langsam abnehmenden Gesundheit wahrzunehmen, und verdoppelt daher ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt für die geliebte Schwester, ohne jedoch weder Aristipp noch Kleonidas in Unruhe zu setzen, welche, von Kleonens gewohnter Heiterkeit und Munterkeit getäuscht, von allem dem nichts gewahr werden, worüber wir selbst uns vielleicht aus allzusorglicher Liebe täuschen. Denn manches kann vorübergehende Ursachen haben; und besonders scheint ihre Liebe zur Einsamkeit eine natürliche Folge davon zu seyn, daß sie sich aus der Bildung der jungen Arete das angelegenste ihrer Geschäfte macht; denn selten oder nie findet man sie ohne ihre Tochter allein.

Dieser Tage machte mich ein Zufall zum unbemerkten Zeugen einer Scene, die ein unauslöschliches Bild in meiner Seele zurückgelassen hat. Es traf sich, daß Aristipp mit einem merkwürdigen Fremden, der sich seit kurzem hier aufhält, einen kleinen Abstecher ins Land machte. Da jedes im Hause seinen Geschäften oder Erholungen nachging, lockte mich die Schönheit des Abends bei halb vollem Mondschein in eine abgelegnere Gegend der Gärten, die das Landhaus, wo wir uns aufhalten, umkränzt. Unvermerkt führte mich ein schmaler Pfad in die Nähe eines kleinen von Cypressen und duftreichen Gebüschen eingeschloß-

nen, mit Moos bewachsnen Platzes, den die älterliche Liebe dem Andenken ihres in der Kindheit verstorbenen einzigen Sohnes widmete. Selbst ungesehen, erblicke ich hier Kleonen, an den Aschenkrug des kleinen Klearists zurückgelehnt, auf einer Stufe des marmornen Denkmals sitzen, den Kopf auf den linken Arm gestützt, die Augen mit sanft traurigem Lächeln auf den Mond, der so eben über den Cypressen aufging, wie auf die Scene einer himmlischen Erscheinung geheftet. Ihr bis zu den Füßen herabgeflossnes weißes Gewand, die Blässe ihres schönen Gesichts, und die kalte Marmorweiße des Arms, worauf sie sich stützte, das Unvermuthete des Anblicks, und die schauerliche Stille des Orts, Alles vereinigte sich, meine Besonnenheit zu überraschen. Ich glaubte Kleonens Schatten zu sehen und schauderte zusammen; aber zu allem Glück blieb mir der unfreiwillige Ausruf, der mir entfahren wollte, in der Kehle stecken. Einen Augenblick darauf hört' ich ein Rascheln durchs Gebüsch, und die kleine Arete an der Hand ihres vermeinten Bruders Kallias kam von der andern Seite, mit lautem Rufen, da ist sie! da ist sie! auf die geliebte Mutter zugeflogen, welche sie schon lange im ganzen Garten gesucht hatten. Es war ein entzückender Anblick für mich, wie sie die holden Kinder, jedes mit Einem Arm umschlingend, an ihren Busen drückte, und wie schnell das süße Muttergefühl für die Leben-

den die kurz zuvor so bleichen Lilienwangen mit warmen Blut aus dem überwallenden Herzen durchströmte. Eine heilige Ehrfurcht hielt mich in den Boden gewurzelt und band meine Zunge. Kleone stand, ohne mich entdeckt zu haben, auf, nahm die fröhlich hüpfenden Kinder an beide Hände, und verschwand in wenig Augenblicken.

Ich werde zwar frei zu dir zurückkehren, liebe Mutter; aber du wirst Mühe haben in Athen eine Junafrau zu finden, die mich meiner lieben, wiewohl leider! nicht für mich gebornen, Cyrenerinnen vergessen machen könnte.

14.

Aristipp an Learchus von Korinth.

Der Syrakuser, der sich seit einiger Zeit bei uns aufhält, edler Learch, ist wirklich der nämliche identische Filistus, von welchem Kundschaft einzuziehen du von einem Freund in Syrakus ersucht worden bist. Er macht kein Geheimniß daraus; zumal da er nicht unterlassen hatte, dem Dionysius schriftlich anzuzeigen, daß er seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Rhodus und Kreta, und von da vielleicht nach Cyrene unternehmen würde. Daß er die Ein-

willigung des alten Fürsten nicht abgewartet oder vielmehr gar nicht um sie angesucht, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen: denn der Ort, wo er während seiner Verweisung aus Sicilien leben wolle, war in sein Belieben gestellt; und so gut als er von Thurium, wo er sich Anfangs einige Jahre aufhielt, eigenmächtig nach Adria ziehen konnte, stand es ihm frei, von Adria nach Rhodus, Cyrene oder Gades zu gehen, wenn er Lust dazu hatte. Er hat sich selbst dadurch um einige Tausend Stadien weiter von Syrakus verbannt, aber doch nicht weit genug, daß ihn Dionys nicht finden könnte, wenn er ihn wieder bei sich haben wollte; und ich sehe nicht, warum sein Besuch bei einem alten Bekannten (der überdieß noch von seiner Jugend her, ein erklärter Verehrer der Regierungstalente dieses Fürsten ist) ihm den mindesten Verdacht zuziehen könnte. Möge Dionysius noch lange vor allen andern Anschlägen so sicher seyn, als vor denen, die in Aristipps Hause gegen ihn geschmiedet werden!

Es sind nun über fünf und zwanzig Jahre, daß ich mit Filisten zu Syrakus (wohin ich wie du weißt, den Sofisten Hippias begleitete) zufälliger Weise bekannt wurde. Damals stand er bei dem sogenannten Tyrannen noch in Gunsten, und schien Geschmack an mir zu finden: aber weder meine Absichten noch die Kürze meines Aufenthalts gestatteten mir ein näheres Verhältniß mit ihm anzuknüpfen,

und ich gestehe, daß ich ihn in der Folge gänzlich aus meinem Gesichtskreis verlor. Dem ungeachtet erkannten wir einander wieder, als er vor einigen Monaten ohne alle Vorbereitung bei mir erschien, und sich mir, unter dem Titel eines alten Bekannten, als Filistus des Archomenides Sohn von Syrakus ankündigte. Da er überall im Ruf eines Mannes von Geist und Talenten steht, und unläugbar einer der vorzüglichsten und gebildetsten unsrer Zeitgenossen ist, so wirst du dich eben so wenig wundern, daß er hier allgemeinen Beifall findet, als daß sich nach und nach eine Art von Freundschaft zwischen ihm und mir entsponnen hat, so vertraut als sie zwischen dem planlosen Weltbürger Aristipp und einem ehrgeitzigen Syrakusischen Eupatriden möglich ist, der (wie es scheint) nie vergessen wird, daß seine Geburt, sein Vermögen, die wesentlichen Dienste, die er dem Dionysius geleistet und seine Verbindung mit einer Bruderstochter desselben, ihn zu Erwartungen berechtigten, die mit seiner schon so lange dauernden Verbannung in einem sehr unangenehmen Mißverhältniß stehen. Bei allem dem hat er sich selbst so sehr in seiner Gewalt, daß diese unfreiwillige Auswanderung das Werk seiner eigenen Wahl zu seyn scheint; und allenthalben, wo die Rede von dem Zustand seines Vaterlandes und der Regierung des Dionysius ist, spricht er darüber so unbefangen mit, daß Niemand, der von seinen Verhältnissen

nicht genau unterrichtet iſt, weder in ſeinem Ton, noch in ſeiner Miene das geringſte, was einen Mißvergnügten verriethe, gewahr werden kann. Daß er ſich gegen mich, wenn wir ohne Zeugen von dieſen Dingen ſprechen, für jenen Zwang ein wenig entſchädigt, iſt natürlich; indeſſen kann ich dich verſichern, er müßte entweder der verdeckteſte und undurchdringlichſte aller Menſchen ſeyn, (was von einem ſo feuervollen Sicilier kaum zu glauben ſteht) oder er iſt feſt entſchloſſen, da alle bisherige Verſuche, den nichts verzeihenden Herren zu ſeiner Zurückberufung zu bewegen, fruchtlos abgelaufen ſind, ſich nun vollkommen leidend zu verhalten, und den Zeitpunkt ruhig abzuwarten, der ſeinem Schickſal vermuthlich eine andere Wendung geben wird.

Filiſt iſt ein ſo angenehmer Geſellſchafter, daß es nur von ihm abhinge, zu Cyrene ein ſo müßiges und üppiges Leben zu führen, als euere ausgemachteſten Sardanapale zu Korinth und Syrakus. Er hat aber in ſeiner Jugend ſchneller gelebt als rathſam iſt, und ſcheint nun mit ſeinem Reſt etwas behutſamer haushalten zu wollen. Er theilt ſich nur gerade ſo viel mit, als nöthig iſt, ſich bei meinen gaſtfreundlichen Mitbürgern von der erſten Klaſſe in Kredit zu erhalten, und hat die Uebereinkunft mit ihnen getroffen, ſich monatlich nicht mehr als ſechsmal einladen zu laſſen; ſo daß er, wenn jeder Einmal an die Reihe kommt, gerade ein volles Jahr

braucht, um bei allen herumzuzechen. Seine meiste Zeit bringt er in meiner Akademie zu, wo ich ein eigenes Kabinet für ihn habe zubereiten lassen, um in der Nähe der Bibliothek ungestört an der Fortsetzung seiner Geschichte von Sicilien arbeiten zu können, die seit zwanzig Jahren seine Lieblingsbeschäftigung ist, wiewohl wir sie mehr seiner Verbannung aus dem schönsten Lande der Welt, als seiner Liebe zur historischen Muse zu danken haben mögen. Vermuthlich kennst du die neun Bücher dieses Werkes, welche bereits in den Händen der Bibliopolen sind, und wovon die beiden letzten die Geschichte der Regierung des Dionysius von der drei und neunzigsten bis zur hundertsten Olympiade enthalten. Man findet, wie ich höre, zu Athen lächerlich, daß Filistus, ohne den Geist, den Scharfblick und die Stärke des Thucydides zu besitzen, sich vermesse, seinen Stil, seine scharfen Umrisse, seine Trockenheit und nervige Kürze, und, wo es ihm damit nicht recht gelingen wolle, wenigstens seine Dunkelheit nachzuäffen. In der Akademie aber soll ihm hauptsächlich zum Verbrechen gemacht werden, daß er, wenigstens in den Büchern, die den Dionysius betreffen, die Heiligkeit der Geschichte durch eine vorsetzlich verfälschte Darstellung der Begebenheiten verletzt und alle parasitischen Kunstgriffen aufgeboten habe, den Lastern des Tyrannen die Farbe der Tugend anzustreichen, seinen schlechtesten und grau-

samsten Handlungen edle Beweggründe und Absichten unterzulegen, und, kurz, den hassenswürdigsten Unterdrücker seines Vaterlandes der Nachwelt (wenn anders sein Buch so lange leben könnte) für das Modell eines vortrefflichen Fürsten aufzuschwatzen. Meiner Meinung nach geschieht Filisten durch die erstern Vorwürfe weniger Unrecht als durch die letztern. Wenn ich nicht irre, so hat er in den sieben ersten Büchern, worin er das Denkwürdigste der Geschichte Siciliens von der fabelhaften und heroischen Zeit an bis auf die Regierung Gelons und die Wiederherstellung der Oligarchie zusammenfaßt, mehr den Herodot, in der Erzählung der Begebenheiten und Thaten des Dionysius hingegen, mehr den Thucydides zum Muster genommen: da er aber keinen von beiden zu erreichen vermochte, hätte er allerdings besser für seinen Ruhm gesorgt, wenn er alles, was ihm das auffallende Ansehen eines Nachahmers giebt, vermieden, und falls er nicht Kunst genug besaß, Herodots naive und angenehm unterhaltende Darstellungsgabe mit dem tiefblickenden Verstand und der scharfen Urtheilskraft des Thucydides auf eine ungezwungene, ihm eigenthümlich scheinende Art zu vermählen, sich lieber begnügt hätte, uns seine Geschichten mit Ordnung, Klarheit und möglichster Anspruchlosigkeit zu erzählen. Aber um dieß zu können, ja, um es nur zu wollen, hätte Filist — der auch als Geschicht-

schreiber glänzen und mit den Ersten in diesem Fache wetteifern wollte — nicht Filist seyn müssen. Wir wollen ihm dieß nicht zumuthen: aber dafür mag er auch für alles büßen, was er als Filist sündiget. Leichter und (meiner Ueberzeugung nach) mit besserm Grunde wird er von dir und mir von dem, was in den Beschuldigungen der Platoniker das Verhaßteste ist, losgesprochen werden; denn, so viel ich weiß, sind wir beide über das, was an dem alten Dionysius zu loben und zu tadeln ist, ziemlich einverstanden. Der Tyrann (wie er sich nun einmal schelten lassen muß, da seine Feinde die öffentliche Meinung auf ihre Seite zu bringen gewußt haben) hat vor vielen Jahren das ungeheure Verbrechen begangen, sich über den göttlichen Plato, der ihn auf eine etwas linkische Art zu seiner Filosofie bekehren wollte, in seiner mitunter ziemlich sarkastischen Manier lustig zu machen, und, da sein sauertöpfischer Verehrer Dion durch eine übelverstandene Zudringlichkeit aus Uebel Aerger machte, den Filosofen allerdings unsanfter als recht war, nach Hause zu schicken. Das konnte freilich nie verziehen noch vergessen werden! Einer solchen Unthat war aus der Abschaum der unmenschlichsten Laster fähig! Die Feinde des Tyrannen konnten ihm nun nachsagen was sie wollten, das Aergste schien immer das Glaublichste. Mit Einem Worte, Dionysius wurde in der Akademie zu Athen zum Ideal eines Tyrannen erho-

ben, und es iſt kein Zweifel, daß Plato, indem er im neunten Buch ſeiner Republik den vollſtändigen Tyrannen mit den häßlichſten Zügen und Farben eines moraliſchen Ungeheuers darſtellt, ein getreues Bild des Dionyſius aufgeſtellt zu haben glaubt. Wir beide, und viele andre, die, wie wir, weder Böſes noch Gutes von dieſem Fürſten empfangen haben, wiſſen indeſſen ſehr gut, wie übertrieben und unbillig der ſchlimme Ruf iſt, den ihm ſeine Sicilischen Feinde und die allzuheißen Anhänger des göttlichen Plato unter den übrigen Griechen gemacht haben, und um ſo leichter machen konnten, da der große Haufe ſchon voraus geneigt iſt, von jedem, der ſich der Alleinherrſchaft über einen oligarchiſchen oder demokratiſchen Staat zu bemächtigen weiß, das ſchlimmſte zu denken und zu glauben. Dionyſius kämpfte lange gegen dieſes allgemeine, und (in ſo fern ein Vorurtheil gerecht genannt werden kann) nicht ganz ungerechte Vorurtheil. Da aber weder die Befreiung Siciliens von dem Joch und den Verheerungen der Karchedonier, noch der Wohlſtand, worin ſich dieſe Inſel unter ſeiner Oberherrſchaft befindet, und ſein Beſtreben, jede weſentliche Pflicht eines klugen und thätigen Regenten zu erfüllen, vermögend war, den Mangel eines unbeſtrittnen Rechtes an die eigenmächtig aufgeſetzte Krone in den Augen der Menge zu rechtfertigen; da ihm alle ſeine Verdienſte, alle ſeine Bemühungen, das Vertrauen und

die Liebe der Syrakuſier zu gewinnen, nichts halfen, und eine Strenge, die nicht in ſeinem natürlichen Charakter iſt, endlich das einzige Mittel war, ihm vor den unermüdeten Anfechtungen ſeiner heimlichen und erklärten Feinde Ruhe zu verſchaffen, kurz da man ihn wider ſeinen Willen nöthigte, ſeinen böſen Ruf gewiſſermaßen zu rechtfertigen, und er gern oder ungern den Tyrannen ſpielen mußte, weil man ihm nicht erlauben wollte, ein guter Völkerhirt zu ſeyn; iſt der Geſchichtſchreiber, der ſeinen Talenten und Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren läßt, nicht vielmehr Lobes als Tadels werth? Und wenn er auch das volle Licht nur auf die ſchöne Seite ſeines Helden fallen läßt, wenn er dem Zweideutigen die vortheilhafteſte Wendung giebt, und, wie ein geſchickter Bildnißmaler, alles was ſein Bild nur verunzieren würde, entweder ganz verbirgt, oder wenigſtens nach den Regeln ſeiner Kunſt mit ſchwächern oder ſtärkern Schatten bedeckt: kann man dem Bildniß darum alle Aehnlichkeit abſprechen? und hat der Geſchichtſchreiber darum allen Glauben verwirkt, weil er uns von einem der merkwürdigſten Männer unſrer Zeit, von welchem ſeine Feinde lauter grauſenhafte und mit der ſchwärzeſten Galle überſudelte Porträte der in der Welt verbreitet haben, bloß die glänzende Seite zeigt? Eine vollkommen unparteiiſche, weder verſchönerte noch abſichtlich oder leidenſchaftlich verfälſchte Geſchichte dieſes Mannes dürfen wir von

keinem Zeitgenossen erwarten: aber die Nachwelt wird das Wahre (wenn es ihr anders darum zu thun ist) desto gewisser zwischen dem, der zu viel Gutes, und denen, die zu viel Böses von ihm gesagt, in der Mitte finden können.

Da Filist mir von Zeit zu Zeit ein Stück der Fortsetzung, an welcher er arbeitet, vorliest, so fehlte es nicht an Gelegenheit, aus seinem eignen Munde zu hören, was er zu seiner Rechtfertigung gegen die ihm sehr wohl bekannten Vorwürfe, die man seiner Geschichte macht, vorzubringen hat.

„Glaubst du (sagte er mir einsmals) an eine ganz unparteiische und durchaus wahre Geschichte von Begebenheiten, deren Augenzeugen wir gewesen sind, und an denen wir selbst unmittelbaren Antheil genommen haben? Ich nicht. Gesetzt auch, was doch selten der Fall ist, der Erzähler habe von Verschweigung oder Verfälschung der Wahrheit weder Vortheil zu hoffen noch Schaden zu befürchten, und sey fest entschlossen alle Wahrheit und nichts als Wahrheit zu schreiben; gesetzt (was wenigstens eben so selten ist) er habe alles, was er erzählt, selbst gesehen oder selbst gethan und gelitten, oder doch von vollkommen glaubwürdigen Personen (dergleichen es vielleicht noch nie gegeben hat) selbst aufs genaueste erkundiget; gesetzt endlich, er sey (was ich geradezu für unmöglich erkläre) in dem, was er von sich selbst zu berichten hat, von allem Einfluß

hättest; aber gesehen zu haben schienest, erdichten wolltest. Dieß, Aristipp, ist der Kanon, nach welchem ich die Geschichte, über die so viel schiefes und leidenschaftliches zu Syrakus und Athen gesprochen wird, gearbeitet habe, und nach welchem allein ich mit Billigkeit beurtheilt werden kann. Auch keiner meiner Richter ist unparteiisch; er ist, seiner eignen Sinnesart und Vorstellung zu Folge, mehr oder weniger geneigt, den Dionysius und seinen Geschichtschreiber in einem günstigen oder ungünstigen Lichte zu sehen; und diese uns selbst oft verborgene, von den Sachen ganz unabhängige Zu- oder Abneigung besticht unser Urtheil viel öfter als der große Haufe glaubt. Mein Wille war, gerecht gegen Dionysius zu seyn; aber da ich ihn liebte und seine Erhebung zum Theil mein Werk war, so wär' es Vermessenheit, wenn ich läugnen wollte, daß dieser zweifache Umstand gar keinen Einfluß auf die Zeichnung, Färbung und Haltung meines Gemähldes gehabt habe; denn wenn ich alles, was in seinem Charakter und in seinen Handlungen zweideutig ist, zu seinem Vortheil deutete, glaubte ich auch hierin bloß gerecht zu seyn. Uebrigens gestehe ich zwar, daß mir im Schreiben der Gedanke öfters kam: „Dionysius, wenn er in meiner Geschichte auch nicht die leiseste Spur einer durch sein hartes Verfahren gegen mich gereitzten Empfindlichkeit entdecken könnte, würde sich desto eher bewogen finden, mir seine Gunst

und sein Vertrauen wieder zu schenken: " aber wenn ich das Gegentheil auch vorausgesehen hätte, würde ich doch, um meiner Selbstwillen, nicht das Geringste geändert oder weggelassen haben."

Mich däucht, Learch, es ist in dieser Erklärung Filists etwas offenherziges, das für eine Art Ersatz dessen, was seiner Rechtfertigung abgehen mag, gelten kann. Uebrigens ist, wie gesagt, sein ganzes Betragen so beschaffen, daß ich nichts zu wagen glaube, wenn ich mich, falls es gefordert würde, dafür verbürgte, daß er mit nichts umgeht, was zu dem mindesten Argwohn Ursache geben könnte. Wär' es anders, so hätte er zu Bearbeitung irgend eines dem Dionysius unangenehmen Anschlags keinen ungeschicktern Ort als Cyrene wählen können. Er wird, ungeachtet des guten Zutrauens, so man ihm zeigt, sehr genau beobachtet, und es ist den Cyrenern zu viel an ihren Handlungsverhältnissen mit Syrakus gelegen, als daß sie die Gunst eines Fürsten, den noch niemand ungestraft beleidigt hat, um des Filistus willen verscherzen sollten.

der Eigenliebe und Eitelkeit so frei und rein wie ein noch ungebornes Kind — Alle diese unerläßlichen und doch kaum irgend einem Sterblichen zugeständlichen Voraussetzungen als richtig angenommen, stehen uns doch noch zwei schlechterdings nicht wegzuräumende Hindernisse im Wege, um derentwillen es ewig unmöglich bleiben wird, eine ganz wahre, ganz zuverlässige Geschichte einer Reihe von Begebenheiten und Handlungen, die wir selbst gesehen haben, zu schreiben. Das erste dieser Hindernisse ist, daß es kein Mittel giebt, unmittelbar in das Innerste der Menschen zu schauen, und die Entstehung ihrer Gesinnungen und Leidenschaften, Entwürfe und Absichten, und alles was sie sich selbst von den Beweggründen und Tendenzen ihrer Handlungen bewußt sind, ohne ein verfälschendes Medium in ihrer Seele zu lesen. Aus Mangel eines solchen Sinnes bleiben die wahren Ursachen der Begebenheiten in ihren reinen Verhältnissen mit den Wirkungen immer zweideutig und ungewiß; das äußerlich Geschehene liegt wie ein unaufgelöstes Räthsel vor uns, und der Geschichtschreiber, der den Verstand seiner Leser zu befriedigen wünscht, sieht sich genöthigt zu den Künsten des Wahrsagers, Dichters und Mahlers seine Zuflucht zu nehmen. Aber auch ohne dieses Hinderniß wird es ihm schon allein dadurch unmöglich, ganz wahr zu seyn, daß er, unvermögend sich selbst aus dem festen Punkt seiner Individualität

herauszurücken, Perſonen, Handlungen und Ereigniſſe niemals ſehen kann wie ſie ſind, ſondern nur wie ſie ihm, aus dem Geſichtspunkt, woraus er ſie anſieht, erſcheinen. Ueberzeugt von allem dieſem, ſagte ich, als ich mich entſchloß, die Geſchichte des Dionyſius zu ſchreiben, zu mir ſelbſt: da du keine Mileſiſche Fabel, ſondern Dinge, die unter deinen Augen geſchahen, und bei denen du ſelbſt keine unbedeutende Rolle ſpielteſt, erzählen willſt, ſo iſt es allerdings deine Pflicht, ſo wahrhaft zu ſeyn, als dir nur immer möglich iſt; aber zum Unmöglichen biſt du nicht verbunden. Du konnteſt nicht Alles ſehen, nicht allenthalben ſeyn; und wie ernſtlich du auch unparteiiſch ſeyn wollteſt, du kannſt es nicht ſeyn! Du biſt weder ein Gott noch ein Platoniſcher Menſch, ſondern Filiſtus, Archomenides Sohn, ein Verwandter, Freund und Gehülfe des Mannes, deſſen Geſchichte du erzählen willſt, und es gezieмt dir, die Perſonen und Begebenheiten ſo darzuſtellen, wie ſie dir unter allen den Verhältniſſen, worin du mit ihnen ſtandeſt, erſchienen und erſcheinen mußten. Nur ſo kannſt du wahr und mit dir ſelbſt einig ſeyn, geſetzt auch, daß du öfters getäuſcht wurdeſt. Der unfehlbarſte Weg, die Welt mit einer ungetreuen und verſchrobenen Erzählung zu belügen, wäre, wenn du aus dir ſelbſt herausgehen, und, unter dem Vorwand deſto unparteiiſcher zu ſeyn, einen Geſichtspunkt, aus welchem du die Dinge nicht geſehen

hättest; aber gesehen zu haben schienest, erdichten wolltest. Dieß, Aristipp, ist der Kanon, nach welchem ich die Geschichte, über die so viel schiefes und leidenschaftliches zu Syrakus und Athen gesprochen wird, gearbeitet habe, und nach welchem allein ich mit Billigkeit beurtheilt werden kann. Auch keiner meiner Richter ist unparteiisch; er ist, seiner eignen Sinnesart und Vorstellung zu Folge, mehr oder weniger geneigt, den Dionysius und seinen Geschichtschreiber in einem günstigen oder ungünstigen Lichte zu sehen; und diese uns selbst oft verborgene, von den Sachen ganz unabhängige Zu- oder Abneigung bestichtt unser Urtheil viel öfter als der große Haufe glaubt. Mein Wille war, gerecht gegen Dionysius zu seyn; aber da ich ihn liebte und seine Erhebung zum Theil mein Werk war, so wär' es Vermessenheit, wenn ich läugnen wollte, daß dieser zweifache Umstand gar keinen Einfluß auf die Zeichnung, Färbung und Haltung meines Gemähldes gehabt habe; denn wenn ich alles, was in seinem Charakter und in seinen Handlungen zweideutig ist, zu seinem Vortheil deutete, glaubte ich auch hierin bloß gerecht zu seyn. Uebrigens gestehe ich zwar, daß mir im Schreiben der Gedanke öfters kam: „Dionysius, wenn er in meiner Geschichte auch nicht die leiseste Spur einer durch sein hartes Verfahren gegen mich gereitzten Empfindlichkeit entdecken könnte, würde sich desto eher bewogen finden, mir seine Gunst

und ſein Vertrauen wieder zu ſchenken: " aber wenn ich das Gegentheil auch vorausgeſehen hätte, würde ich doch, um meiner Selbſtwillen, nicht das Geringſte geändert oder weggelaſſen haben."

Mich däucht, Learch, es iſt in dieſer Erklärung Filiſts etwas offenherziges, das für eine Art Erſatz deſſen, was ſeiner Rechtfertigung abgehen mag, gelten kann. Uebrigens iſt, wie geſagt, ſein ganzes Betragen ſo beſchaffen, daß ich nichts zu wagen glaube, wenn ich mich, falls es gefordert würde, dafür verbürgte, daß er mit nichts umgeht, was zu dem mindeſten Argwohn Urſache geben könnte. Wär' es anders, ſo hätte er zu Bearbeitung irgend eines dem Dionyſius unangenehmen Anſchlags keinen ungeſchicktern Ort als Cyrene wählen können. Er wird, ungeachtet des guten Zutrauens, ſo man ihm zeigt, ſehr genau beobachtet, und es iſt den Cyrenern zu viel an ihren Handlungsverhältniſſen mit Syrakus gelegen, als daß ſie die Gunſt eines Fürſten, den noch niemand ungeſtraft beleidigt hat, um des Filiſtus willen verſcherzen ſollten.

15.

Leark an Aristipp.

Ich will dir nicht verbergen, lieber Aristipp, daß es (wie du zu vermuthen scheinst) Dionysius selbst war, von dem ich durch einen Freund in Syrakus ersucht wurde, mich bei dir nach Filisten zu erkundigen. Wie wenig dieser auch bisher durch sein Betragen während seiner Verbannung aus Sicilien Anlaß gegeben, ihm heimliche Anschläge und Vorkehrungen zu einer eigenmächtigen Rückkehr zuzutrauen, so gewiß scheint es doch, daß der alte Tyrann (der mit dem zunehmenden Gefühl der Abnahme seiner Kräfte immer mißtrauischer und argwöhnischer wird) durch das schnelle Verschwinden Filistus aus Italien, und durch seinen Aufenthalt in einem weit entfernten Freistaat (wo es um so leichter scheint, die Anstalten zu einer solchen Unternehmung zu verheimlichen) merklich beunruhigt worden ist; zumal da sein Bruder Leptines zeither neue sehr ernstliche Versuche gemacht hat, ihn zur Zurückberufung seines Schwiegersohnes zu vermögen. Mehr bedurfte es nicht, um den Verdacht bei ihm zu erregen, daß man mit einem Entwurf schwanger

gehe, deſſen Ausführung ſeine Einwilligung allenfalls entbehrlich machen könnte. Wenn ich den Dionyſius recht kenne, iſt es indeſſen doch weniger die Furcht, daß Filiſt etwas gegen ſeine Perſon zu unternehmen fähig ſey, als ſein Widerwille, einem ſo ſchwerbeleidigten ehmaligen Freund wieder ins Geſicht zu ſehen, und wenigſtens ſtillſchweigende Vorwürfe eines kaum verzeihlichen Undanks in ſeinen Augen zu leſen, was den ſtolzen alten Selbſtherrſcher ſo unbeweglich gegen die Vorſtellungen ſeines Bruders und die anhaltenden Bitten der Frauen des Palaſtes macht. Bei ſo bewandten Dingen habe ich für gut befunden, ihm deinen Brief an mich in der Urſchrift mitzutheilen, um ihn deſto eher zu überzeugen, daß er ſich von dieſer Seite völlig ſicher halten könne. Er hat mir eine für dich und mich ſehr ſchmeichelhafte Antwort geben laſſen; aber daß ich meine Abſicht nur ſehr unvollkommen erreicht habe, davon werdet ihr in kurzem einen Beweis in der Erſcheinung eines Abgeſandten ſehen, der bei euerer Republik um die Erlaubniß anſuchen ſoll, hundert Freiwillige, aber geborne und angeſeſſene Angehörige von Cyrene, unter ſehr annehmlichen Bedingungen zu Vermehrung der Leibwache des Tyrannen anzuwerben. Daß der Abgeordnete neben dieſem öffentlichen noch einen geheimen Auftrag hat, wozu jener nur der Vorwand iſt, nämlich Filiſten aufs genaueſte zu beobachten, brauche ich dir nicht erſt zu ſagen; denn auf alle

Fälle ist die bisherige Leibgarde stark genug, um durch den Zuwachs von hundert Cyrenischen Bauerjungen nicht viel furchtbarer zu werden. Inzwischen ist auch Leptines überall von Späheraugen umringt, und ihm sowohl als allen andern Syrakusiern ist alle Gemeinschaft mit Filisten von neuem aufs schärfste untersagt. Dieser wird also wohl thun, sich mehr als jemals ruhig zu verhalten. Vielleicht ist die Zeit seiner Erlösung näher als er glaubt. Denn die Gesundheit des Alten soll in so großen Verfall gerathen seyn, daß (wie die Rede geht) alle Kunst der Hippokratischen Schule sein Leben höchstens noch ein paar Jahre fristen kann, wenn anders seine Leibärzte nicht etwa aus Gefälligkeit gegen den Nachfolger in Versuchung gerathen, es vielmehr abzukürzen als zu verlängern. Uebrigens kann ich ihm nicht sehr verdenken, wenn er gegen alles, was sich ihm nähert, immer mißtrauischer wird, seitdem die Welt an dem berühmten Thessalier Jason ein neues Beispiel gesehen hat, wie unsicher das Leben solcher Fürsten ist, die sich, ohne einen andern Titel, als das stolze Gefühl ihrer persönlichen Ueberlegenheit, aus dem Privatstand auf den Thron geschwungen haben. Seit dem Peleiden Achilles brachte Thessalien keinen Mann hervor, der würdiger war ein König zu seyn als Jason; und wenn Dionys ihm auch an den Talenten, die dazu erfordert werden, gleich oder vielleicht noch überlegen war, so stand

gegen an allem, was den Menſchen Zutrauen
iebe abgewinnen kann, deſto weiter unter ihm.
wohl mußte der großherzige Jaſon ſchon im
1 Jahre ſeiner Regierung unter Mörderhänden
und der verhaßte Dionyſius beherrſcht die un-
men Sicilier ſchon im ſechs und dreißigſten!
ſollte, ſcheint es, dieſen ſicher machen; aber
ewußtſeyn, wie viele Gewalt und Liſt, welche
müdende Wachſamkeit und Anſtrengung es ihm
t, ſich ſo lange zu erhalten, wirkt gerade das
theil. Dieſe ſich immer auf allen Seiten vor-
e, allenthalben hinlauſchende, argwöhniſche,
l Gefahr witternde Aufmerkſamkeit iſt ihm zur
1 Natur geworden; ſie beſteht ſogar mit der
chen Faunenhaften Art von luſtigmacheriſcher
, die ihm eigen iſt. Daher glaube ich auch,
bei weitem nicht ſo unglücklich iſt, als Plato
Tyrannen ſchildert; ungeachtet er das
auen ſo weit treibt, daß niemand (ſelbſt ſei-
ruder und ſeine Gemalin nicht ausgenommen)
n nähern darf, ohne vorher aufs genaueſte durch-
vorden zu ſeyn, und daß er ſich in ſeinen Wohn-
rn bloß von zehnjährigen Kindern in leichtem
dem Gewande, wie unſre Maler die Zefyrn und
1 Liebesgötter zu kleiden pflegen, bedienen läßt.
vorſichtige Maßnehmungen mögen nicht ganz
läſſig ſeyn; ob ſie aber auch gegen die Tränkchen
Leibärzte helfen werden, muß die Zeit lehren.

Was Filistus Sicilische Geschichte betrifft, so denke ich, wie du, daß ihm niemand wehren konnte, einen Mann, der von seinen Gegnern vor der ganzen Hellas verleumdet wird, in eine Beleuchtung zu stellen, worin die großen und guten Eigenschaften, die ihm seine bittersten Feinde selbst kaum streitig machen können, so stark hervorstechen, daß sie eine dem Ganzen vortheilhafte Wirkung thun. Was ich tadeln möchte, ist bloß, daß er diese seine Absicht nicht besser zu verbergen gewußt hat. Gern will ich ihm zugeben, daß derjenige, der eine gänzliche Unparteilichkeit für etwas unmögliches hält, nicht verbunden ist, ganz unparteiisch zu seyn; aber es zu scheinen, liegt allerdings jedem Geschichtschreiber ob, dem es Ernst ist, die Leser für seinen Helden zu gewinnen. Dieß weiß Filistus so gut als ich, und da er dem ungeachtet den Schein der Parteilichkeit nicht vermieden hat, so ist ziemlich klar, daß er bei Abfassung seiner Geschichte mehr an Dionysen als an die Leser dachte, und sich lieber bei diesen in den Verdacht der Schmeichelei setzen, als etwas, daß jenem mißfallen könnte, schreiben wollte. Gegen diesen Vorwurf wird er sich schwerlich rechtfertigen können, und was daraus zum Nachtheil seiner Geschichte und seines Helden gefolgert wird, brauche ich dir nicht erst zu sagen.

16.

Antipater an Diogenes.

Mehr als zehen Jahre ſind ſchon verfloſſen, ſeit ich mit Ariſtipp bekannt wurde, und das Glück hatte, ſeines Umgangs während eines großen Theils dieſer Zeit täglich zu genießen. Ich habe ihn in mancherlei Lagen und Verhältniſſen geſehen und beobachtet; oder, richtiger zu reden, er zeigte ſich mir immer ſo offen, unzurückhaltend und anſpruchlos, daß ich, um ihn kennen zu lernen, nichts als das Paar geſunde Augen brauchte, womit mich die Natur ausgeſtattet hat. Es müßte alſo nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich von den Grundſätzen, die er in ſeinem Leben befolgt (und er hat keine andere) nicht beſſer unterrichtet ſeyn ſollte, als Leute die ihn bloß von Hörenſagen kennen, oder aus einem zufälligen Umgang und im Flug aufgeſchnappten einzelnen Worten, über ihn abzuſprechen ſich vermeſſen.

Du wirſt dich daher nicht wundern, Freund Diogenes, wenn ich dir ſage, daß ich nicht ohne Unwillen hören kann, mit welcher Dreiſtigkeit er noch immer von einigen Sokratikern, beſonders von den eifrigſten Anhängern der Akademie, öffentlich

beſchuldigt wird, daß er die Grundſätze des gemeinſchaftlichen Meiſters der Atheniſchen Schule nicht nur verfälſche, ſondern ſogar das förmliche Gegentheil derſelben lehre und ausübe, indem er die Wolluſt, und zwar bloß die körperliche, oder den groben thieriſchen Sinnenkitzel, für das höchſte Gut des Menſchen erkläre, ausdrücklich behauptend: es gebe kein anderes Vergnügen als die Sinnenluſt, und alles übrige beſtehe bloß in leeren Einbildungen, womit nur Leute ſich zu täuſchen ſuchten, denen es an den Mitteln fehle, ſich den wirklichen Genuß aller Arten von ſinnlichen Vergnügungen zu verſchaffen.

Ich geſtehe dir, Diogenes, meine Geduld reißt, wenn ich dieſe alten abgeſchmackten Verleumdungen noch immer von Männern, denen der Name Sokratiker zur Beglaubigung dient, erneuern, und, auf deren Verantwortung, aus ſo manchen ſchnatternden Gänſehälſen und gähnenden Eſelskinnladen wiederhallen höre; und mehr als einmal bin ich ſchon im Begriff geweſen, nach der Ariſtofaniſchen Geißel zu langen und die Thoren öffentlich dafür zu züchtigen, wenn mich nicht die Achtung für Ariſtippen, der keiner Rechtfertigung bedarf, und die Verachtung ſeiner Verleumder, die der Züchtigung nicht werth ſind, jedesmal zurückgehalten hätte. Indeſſen kann ich mir doch die Befriedigung nicht verſagen, wenigſtens dir, mein alter Freund, wiewohl du es (denke ich) nicht ſchlechterdings vonnöthen haſt, neue Auf-

ſchluß über dieſe Sache zu geben, der dir wenigſtens begreiflich machen wird, wie eine ſo alberne Sage unter den moroſofirenden Müßiggängern und Schwätzern zu Athen entſtehen konnte.

Den erſten Anlaß mag wohl der ſtarke Abſtich gegeben haben, den die verhältnißmäßig etwas üppige Lebensweiſe Ariſtipps mit dem ſchlechten Aufzug und der ſehr magern Diät der meiſten Sokratiker und des Meiſters ſelbſt machte, und der jenen um ſo anſtößiger ſeyn mochte, weil er im erſten Jahre ſeines Umgangs mit Sokrates ſich ihnen in allem ziemlich gleich geſtellt hatte. Indeſſen war Ariſtipp nicht der einzige, der ſich auf dieſe Art auszeichnete; mehrere begüterte Freunde des Weiſen lebten auf einem ihrem Vermögen angemeſſenen Fuß, und er ſelbſt (ſagt man) war weit entfernt mit ſeiner Armuth zu prunken, und diejenigen mit ſtolzer Verachtung anzuſehen, die nicht, wie er, von einem Triobolon des Tages leben wollten, weil ſie wollen mußten. Warum wurde denn Ariſtippen allein ſo übel genommen, was man an andern nicht ungehörig fand? Ohne Zweifel lag der wahre Grund darin, daß Ariſtipp überhaupt nicht recht zu den meiſten Sokratikern paßte, und da er dieß bald genug gewahr wurde, von Zeit zu Zeit aus ihrem Kreiſe heraustrat und ſich auch mit andern, die nicht zu ihnen gehörten, ſogar mit einem Hippias und Ariſtofanes, in freundſchaftliche Verhältniſſe ſetzte.

Hierzu kam noch, daß er, bei aller seiner Verehrung für den Geist und Charakter des Sokrates, eben so wenig zum Nachtreter und Wiederhall desselben geboren war als Plato, und sich eben so wenig verbunden hielt, über alle Dinge einerlei Meinung mit ihm zu seyn, als sich ihm in seiner absichtlichen Beschränkung auf das Unentbehrliche gleich zu stellen. So reizten z. B. eine Menge wissenschaftlicher Gegenstände seine Neugier, welche Sokrates für unnütze Grübeleien erklärte; und so machte er auch kein Geheimniß daraus, daß der Attische Weise ihm die eigentliche Lebensfilosofie zu sehr in den engen Kreis des bürgerlichen Lebens und auf das Bedürfniß eines attischen Bürgers einzuschränken scheine; da er selbst hingegen schon damals Trieb und Kraft in sich fühlte, einen freiern Schwung zu nehmen, und die Verhältnisse des Bürgers von Cyrene den höhern und edlern des Kosmopoliten, wo nicht aufzuopfern, doch nachzusetzen.

Indessen hinderte dieß Alles nicht, daß Aristipp, so lange Sokrates lebte, für einen seiner Freunde und Homileten vom engern Ausschuß, und selbst in Ansehung des Wesentlichsten seiner Filosofie für einen Sokratiker galt. Als aber nach dem Tode des Meisters Antisthenes und Plato sich an die Spitze dessen, was man jetzt die Sokratische Schule zu nennen anfing, stellten, und die Stifter zweier Sekten wurden, welche, ihrer Verschiedenheit

in andern Stücken ungeachtet, darin übereinkamen, daß ſie gewiſſe Sokratiſche Grundbegriffe und Maximen weit über den Sinn des Meiſters und bis auf die äußerſte Spitze trieben: ſo mußte nun, wie Ariſtipp von ſeinen langen Wanderungen nach Athen zurückkam, und ebenfalls eine Art von Sokratiſcher Schule eröffnete, nothwendig eine öffentliche Trennung erfolgen, wobei die Pflichten der Gerechtigkeit und Anſtändigkeit, wenigſtens auf einer Seite, ziemlich ins Gedränge kamen. Beide, Plato und Antiſthenes, ſprachen von allen Vergnügungen, woran der Körper Antheil nimmt, mit der tiefſten Verachtung: Dieſer, weil er „Nichts bedürfen“ für ein Vorrecht der Gottheit hielt, und alſo, nach ihm, der nächſte Weg zur höchſten Vollkommenheit iſt, ſich, außer dem ſchlechterdings Unentbehrlichen, Alles zu verſagen, was zum animaliſchen Leben gerechnet werden kann; Jener, weil er den Leib für den Kerker der Seele, und die Ertödtung aller ſinnlichen Triebe für das kürzeſte Mittel anſieht, das innere Leben des Geiſtes frei zu machen, und die Seele aus der Traumwelt weſenloſer Erſcheinungen zum unmittelbaren Anſchauen des allein Wahren, der ewigen Ideen und des urſprünglichen Lichts, worin ſie ſichtbar werden, zu erheben. Ariſtipp, dem alles Uebertriebene, Angemaßte und über die Proportionen der menſchlichen Natur Hinausſchwellende lächerlich oder widrig iſt, mochte ſich, als er noch

zu Athen lebte, bei Gelegenheit erlaubt haben, über dieſe ſilboſoſiſchen Solöcismen ſeiner ehemaligen Lehrgenoſſen in einem Tone zu ſcherzen, den der ſauertöpfiſche Antiſthenes ſo wenig als der feierliche Plato leiden konnte. Beide rächten ſich (jeder ſeinem Charakter gemäß, jener gallicht und plump, dieſer fein und kaltblütig) durch die Verachtung, womit ſie von dem Manne und ſeiner Lehre ſprachen. Ariſtippen hieß die Sinnenluſt eben ſowohl ein Gut als irgend ein Anderes; er ſah keinen Grund, warum er es über dieſen Punkt nicht mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht halten ſollte, welches ſtillſchweigend übereingekommen iſt, alles gut zu nennen, was dem Menſchen wohl bekommt; ja er war ſo weit gegangen, zu behaupten: auch das geiſtigſte Vergnügen ſey im Grunde ſinnlich, und theile den Organen des Gefühls eine Art angenehmer Bewegung mit, deren Aehnlichkeit und Verwandtſchaft mit andern körperlichen Wollüſten von jedem ſich ſelbſt genau beobachtenden nicht verkannt werden könne. Dieſe Sätze wurden, ohne daß man ſich auf ihre Beweiſe und genauere Erörterung einließ, in der Akademie und im Cynoſarges für übeltönend und antiſokratiſch erklärt; und ſo erzeugte ſich unvermerkt bei allen, denen Ariſtipp nicht beſſer als von bloßem Anſehen oder Hörenſagen bekannt war, jene ungereimte Meinung, die ihm und ſeinen Freunden von den Anhängern der beiden Tyrannen, die ſich

damals in die Beherrſchung der ſiloſofiſchen Republik theilten, den Spitznamen Wolluſtler (Hedoniker) zugezogen haben. Das Mißverſtändniß wäre leicht zu heben geweſen, oder würde vielmehr gar nicht Statt gefunden haben, wenn jene Herren nicht ſo einſeitig und ſteifſinnig wären, ihre perſönliche Vorſtellungsart zum allgemeinen Kanon der Wahrheit zu machen. Die meiſten Fehden über ſolche Dinge hörten von ſelbſt auf, wenn die verſchieden Redenden von allen Dingen gelaſſen unterſuchen wollten, ob ſie auch wirklich verſchieden denken; und in zehen Fällen gegen einen würde ſogleich Friede unter den Kämpfern werden, wenn ſie anſtatt um Worte zu fechten und in der Hitze der Rechthaberei ſich ſelbſt immer ärger zu verwickeln, die Begriffe kaltblütig auseinander ſetzen und, ſo weit es angeht, in ihre einfachſten Elemente auflöſen wollten. Daher kommt es ohne Zweifel, daß Ariſtipp in ſolchen Fällen immer das allgemeine Wahrheitsgefühl der Zuhörer auf ſeiner Seite hat. Wie ſtark auch das gegen ihn gefaßte Vorurtheil bei einer ſonſt unbefangenen Perſon ſeyn mag, ſo bald er ſich erklärt hat, wird man entweder ſeiner Meinung, oder ſieht, daß man es bereits geweſen war und ſich die Sache nur nicht deutlich genug gemacht hatte; oder man begreift wenigſtens, wenn man gleich ſelbſt nicht völlig überzeugt iſt, wie es zugeht, daß andere verſtändige Leute ſeiner Meinung ſeyn können.

Mit Plato und Antisthenes hat es nun freilich eine andere Bewandtniß. Ihre Filosofie ist von Aristipps zu sehr verschieden, um eine Vereinigung zuzulassen. Die seinige begnügt sich, menschliche Thiere zu Menschen zu bilden — was Jenen zu wenig ist; die ihrige vermißt sich, Menschen zu Göttern umzuschaffen, was Ihm zu viel scheint. Sie gehen von Begriffen und Grundsätzen aus, die mit den seinigen in offenbarem Widerspruch stehen. Die E[illegible]e zwischen ihnen kann also nur durch eine Unterwerfung aufhören, zu welcher wohl keine von den streitenden Mächten sich je verstehen wird. Ich verlange aber auch für meinen Lehrer und Freund sonst nichts von ihnen, als nur nicht unbilliger ge[illegible] Ihn zu seyn, als Er gegen Sie ist. Mögen [illegible]e doch sein System mit stolzem Naserümpfen verhöhnen, oder mit gerunzelter Stirne verdammen! Nur verfälschen sollen sie es nicht.

Uebrigens ist bekannt genug, oder könnt' es wenigstens seyn, daß Aristipp nie eine eigene filosofische Sekte zu stiften begehrt, und so wenig als Xenofon oder Sokrates selbst, seine Lebensweisheit jemals schulmäßig gelehrt hat. Denn daß er vor vielen Jahren, während seines letzten Aufenthalts in Athen, die Filosofie des Sokrates einigen Liebhabern, die sich schlechterdings nicht abweisen lassen wollten, zu großem Aergerniß der übrigen

Sokratiker, um baare Bezahlung, unverändert und ohne etwas von dem seinigen hinzuzuthun, vorgetragen, gehört nicht hierher. Er that damit nichts anders, als was ein Maler thut, wenn er eine mit allem Fleiß gearbeitete Kopei eines berühmten Gemäldes eines ältern Meisters, nicht für das Urbild selbst, sondern für das, was es ist, für ein Nachbild verhandelt. Das, was man seine eigene Filosofie nennen kann, stellt er weniger in mündlichen und schriftlichen Unterweisungen als in seinem Leben dar; ob er gleich kein Bedenken trägt, seine Art über die menschlichen Dinge zu denken, und die Gründe, die sein Urtheil, es sey nun zum Entscheiden oder zum Zweifeln, bestimmen, bei Gelegenheit an den Tag zu geben, zumal in Gesellschaften, die zu einer freien und muntern Unterhaltung geeignet sind. Unter vertrautern und kampflustigen Freunden läßt er sich auch wohl in dialektische Gefechte ein, wo es oft zwischen Scherz und Ernst so hitzig zugeht, als ob um einen Olympischen Siegeskranz gerungen würde; aber auch diese Spiegelgefechte endigen sich doch immer, wie alle Kämpfe dieser Art billig endigen sollten: nämlich daß die Ermüdung der Kämpfer dem Spiel ein Ende macht, und jeder mit heiler Haut, d. i. mit seiner eigenen unverletzten Meinung davon geht, zufrieden sich wie ein Meister der Kunst gewehrt zu haben, und die Zuhörer ungewiß zu lassen, welcher von beiden der Sieger oder der

Besiegte sey. Ich will damit keineswegs sagen, daß Aristipp von seinem System, in wiefern es ihm selbst zum Kanon seiner Vorstellungsart und seines praktischen Lebens dient, nicht wenigstens eben so gut überzeugt sey als Plato von dem seinigen; nur glaubt er nicht, daß eine ihm selbst angemessene Denkweise und Lebensordnung sich darum auch für alle andern schicken, oder was Ihm als wahr erscheint, auch von allen andern für wahr erkannt werden müsse.

Gestehe, Diogenes, daß man mit einem so anspruchlosen Geistescharakter eher alles andere als ein Sektenstifter seyn wird, und daß es sogar widersinnisch ist, denjenigen dazu machen zu wollen, der eben darum, weil er seine Art zu denken und zu leben unter seine persönlichen und eigenthümlichen Besitzthümer rechnet, andern nur soviel davon mittheilt, als sie selbst urtheilen, daß ihnen ihrer innern Verfassung und ihren äußerlichen Umständen nach zuträglich seyn könne.

Uebrigens sehe ich nicht, warum er nicht eben so gut als Andere berechtigt wäre, seine Grundbegriffe für allgemein wahr und brauchbar zu geben. Was er unter jener, seinen Tadlern so unbillig verhaßten Hedone (welche, nach ihm, das Wesen der menschlichen Glückseligkeit ausmacht) versteht, ist nicht Genuß wollüstiger Augenblicke, sondern dauernder Zustand eines angenehmen Selbstgefühls,

worin Zufriedenheit und Wohlgefallen am Gegenwärtigen mit angenehmer Erinnerung des Vergangenen und heiterer Aussicht in die Zukunft, ein so harmonisches Ganzes ausmacht, als das gemeine Loos der Sterblichen, das Schicksal, über welches wir gar nichts — und der Zufall, über den wir nur wenig vermögen, nur immer gestatten will. Ist etwa die Eudämonie der andern Sokratiker im Grunde etwas anders als ein solcher Zustand? Warum hält man sich, anstatt sich um Worte und Formeln zu entzweien, nicht lieber an das, worin Alle übereinkommen? Wer wünscht nicht so glücklich zu seyn als nur immer möglich ist? Und, wie verschieden auch die Quellen sind, woraus die Menschen ihr Vergnügen schöpfen, ist das Vergnügen an sich selbst nicht bei allen eben dasselbe? Warum sollte es Aristippen nicht eben so wohl als andern erlaubt seyn, Worte, die der gemeine Gebrauch unvermerkt abgewürdigt hat, wieder zu Ehren zu ziehen und z. B. die schuldlose Hedone, wiewohl sie gewöhnlich nur von den angenehmen Gefühlen der Sinne gebraucht wird, zu Bezeichnung eines Begriffs, der alle Arten zusammenfaßt, zu erheben? Daß durch einen weisen Genuß alle unsrer Natur gemäße Vergnügungen, sinnliche und geistige, sich nicht nur im Begriff, sondern im Leben selbst sehr schön und harmonisch vereinigen lassen, hat Aristipp noch mehr an seinem Beispiel als durch seine Lehre dargethan.

Seine Filosofie ist eine Kunst des Lebens, unter allen Umständen froh zu werden, und bloß zu diesem Ende, sich von Schicksal und Zufall, und überhaupt von aller fremden Einwirkung so unabhängig zu machen als möglich. Nicht wer Alles entbehren, sondern wer Alles genießen könnte, wär' ein Gott; und nur, weil die Götter das Letztere sich selbst vorbehalten, den armen Sterblichen hingegen über alle die Uebel, welche sie sich selbst zuziehen, noch so viel Noth und Elend von außen aufgeladen haben, als sie nur immer tragen können, nur aus diesem Grund ist es nothwendig, daß der Mensch entbehren lerne was er entweder gar nicht erreichen kann, oder nur durch Aufopferung eines größern Gutes sich verschaffen könnte.

N. Doch ich sehe, daß ich mich unvermerkt in Erörterungen einlasse, die zu meiner Absicht sehr entbehrlich sind. Denn es versteht sich, daß ich dich nicht zur Filosofie Aristipps bekehren, sondern nur geneigt machen möchte, dich des Charakters eines Mannes, den ich als einen der edelsten und liebenswürdigsten Sterblichen kenne, bei Gelegenheit nicht so viel Wärme, als deiner wohlbekannten Kaltblütigkeit zuzumuthen ist, gegen seine unbilligen Verächter anzunehmen. Ich befriedige dadurch bloß mein eigenes Herz; Aristipp weiß nichts von diesem Briefe, und scheint sich überhaupt um alles, was seine ehemaligen Mitschüler von ihm sagen und schreiben,

wenig zu bekümmern. Indeſſen nährt er doch für die Athener noch immer eine Art von Vorliebe, die ihn über ihre gute oder böſe Meinung von ihm nicht ſo ganz gleichgültig ſeyn läßt, als er das Anſehen haben will. Zuweilen wenn die Rede von den Albernheiten, Unarten und Verkehrtheiten iſt, wodurch ſie ehemals dem Witz ihres Ariſtofanes ſo reichen Stoff zu unerſchöpflichen Spöttereien und Neckereien gegeben haben, ſollte man zwar meinen, er denke nicht gut genug von ihnen, um ſich viel aus ihrem Urtheil zu machen: aber im Grund entſpringt ſein bitterſter Tadel bloß aus dem Unmuth eines Liebhabers, der ſich wider ſeinen Willen geſtehen muß, daß ſeine Geliebte mit Mängeln und Untugenden behaftet iſt, die es ihm unmöglich machen ſie hoch zu achten, und worin ſie ſich ſelbſt ſo wohl gefällt, daß keine Beſſerung zu hoffen iſt.

Ich höre, daß du ſeit dem Tode des alten Antiſthenes nach Athen zurückgekehrt ſeyeſt, um, wie man ſagt, von ſeiner Schule im Cynoſarges Beſitz zu nehmen, da du itzt als das Haupt der von ihm geſtifteten Sekte betrachtet werdeſt. Ich kenne dich zu gut, Freund Diogenes, um nicht zu wiſſen, wie dieß zu verſtehen iſt. Du wirſt ſo wenig als Sokrates und Ariſtipp in dem gewöhnlichen Sinn des Worts, an der Spitze einer Schule oder Sekte ſtehen wollen, und deine Filoſofie läßt ſich ſo wenig als die ihrige durch Unterweiſung lernen. Aber die

Athener bedürfen deines scherzenden und spotte
Sittenrichteramts mehr als jemals; und wenn g
wenig Hoffnung ist, daß du sie weiser und b
machen werdest; so kann es ihnen doch nicht scha
einen freien Mann, dessen sämmtliche Bedürf
auf einen Stecken in der Hand, und eine Tasche
Wolfsbohnen am Gürtel eingeschränkt sind, u
sich herumgehen zu sehen, der sie alle Augenblick
den Spiegel der Wahrheit zu sehen nöthigt,
ihnen wenigstens das täuschende Vergnügen des W
gefallens an ihrer eignen — Häßlichkeit möglichst
verkümmern sucht. Wenn deine Gegenwart en
ihnen, oder ihre unheilbare Narrheit dir, ga
lästig fiele, so wirst du die Arme deiner Freund
Korinth immer wieder offen finden; und sollte
zuletzt die ganze Hellas nicht mehr ertragen kön
so laß dich irgend eine freundliche Nereide an
Küste Lybiens zu deinem Antipater geleiten, der
Tage, die er in seiner Jugend mit dir verlebte,
die traulichen Wallfahrten nach dem Eselsberg,
die Schwimmpartien nach dem Inselchen Psytt
immer unter seine angenehmsten Erinnerungen zä
wird.

17.

Diogenes an Antipater.

Weder der hoffärtige Gedanke, meinen alten Meiſter erſetzen zu wollen, noch ein Cyniſcher Trieb, die Laſter und Thorheiten der edeln Theſeiden anzubellen, hat mich von Korinth nach Athen zurückgerufen, Freund Antipater. Die bloße Neigung zur Veränderung, die dem Menſchen ſo natürlich iſt, — wär' es nur, um ſich ſelbſt eine Probe ſeiner Freiheit zu geben — iſt allein ſchon hinlänglich eine ſo unbedeutende Begebenheit zu erklären; wenn auch der Reiz, womit Pallas Athene ihren Lieblingsſitz vor allen andern Städten der Welt ſo reichlich begabt hat, für einen Weltbürger meiner Art weniger anziehendes hätte als für andre Menſchen. Indeſſen kam doch noch ein anderer Bewegungsgrund hinzu, ohne welchen ich mich vielleicht dennoch nicht entſchloſſen hätte, meinen lieben Müßiggang zu Korinth — wo ſich, Dank ſey den Göttern! ſchon lange niemand mehr um mich bekümmert, und meinem kleinen ſonnigten Winzerhüttchen (ſeines Umfangs wegen mein Faß genannt), aus bloßem Muthwillen zu entſagen.

Wisse also, mein Lieber, daß ich vor einiger Zeit, zufälliger Weise, mit einem jungen Thebaner in Bekanntschaft gerieth, der mit der vollständigsten Außenseite des Homerischen Thersites eine so schöne Seele und eine so frohsinnige Unbefangenheit verbindet, daß der tugendhafteste aller Päderasten, Sokrates selbst, seinem bekannten Vorurtheil für die körperliche Schönheit zu Trotz, sich in ihn verliebt hätte, wenn er dreißig bis vierzig Jahre früher zur Welt gekommen wäre. Schwerlich ist dir jemals eine so possirlich häßliche Mißgestalt vor die Augen gekommen, und es sollte sogar dem sauertöpfischen Heraklites kaum möglich gewesen seyn, über den komischen Ausdruck, womit alle Theile seines Gesichts einander anzustaunen scheinen, nicht zum ersten Mal in seinem Leben zu lächeln. Glücklicher Weise für den Inhaber dieser seltsamen Larve leuchtet dem, der ihm herzhaft ins Gesicht schaut, ich weiß nicht was für ein unnennbares Etwas entgegen, welches zugleich Ernst gebietet und Zuneigung einflößt, und einen Jeden, dem es nicht gänzlich an Sinn für die energische Sprache, worin eine Seele die andere anspricht, fehlt, in wenig Augenblicken mit der Ungereimtheit seiner Gestalt und Gesichtsbildung aussöhnt.

Ich weiß nicht wie es zuging, daß er, ohne an den Fransen meines ziemlich abgelebten Mantels Anstoß zu nehmen, nicht weniger Geschmack an meiner Person zu finden schien als ich an der

ſeinigen. Genug, wir fühlten uns gegenſeitig von einander angezogen, und in wenigen Stunden war der Grund zu einer Freundſchaft gelegt, welche vermuthlich länger dauern wird als unſre Mäntel. Krates (ſo nennt ſich mein junger Böotier) iſt der einzige Sohn eines ſehr reichen Mannes, der ſein Leben unter raſtloſen Anſtrengungen, Sorgen und Entbehrungen mit der edeln Beſchäftigung zugebracht hat, ſein Vermögen alle zehn Jahre zu verdoppeln; und der nun, da ihm nächſt ſeinem Geldkaſten nichts ſo ſehr am Herzen liegt als das Glück ſeines Sohnes, alles mögliche thut, um dieſen zu eben derſelben Lebensweiſe, in welcher er das ſeinige gefunden, anzuhalten. Zu großem Schmerz des alten Harpagons zeigt der junge Menſch ſo wenig Luſt und Anlage dazu, daß, im Gegentheil, unter allen möglichen Dingen, womit der menſchliche Geiſt ſich befaſſen kann, die Rechentafel ihm gerade das verhaßteſte iſt; und nur aus Gehorſam gegen einen beinahe achtzigjährigen Vater, — der zwar noch immer wachend und ſchlafend auf ſeinen Geldſäcken zählt und rechnet, aber nicht Kräfte genug übrig hat, ſeinen Geſchäften außer dem Hauſe nachzugehen — unterzieht er ſich den Aufträgen, womit ihn der Alte überhäuft, um ihm keine Zeit zu ſolchen Beſchäftigungen zu laſſen, die in ſeinen Augen nichts als zeitverderbender Müßiggang ſind. Der Auftrag, eine alte Schuld zu Korinth einzufordern, gab in-

dessen Gelegenheit zu unsrer Bekanntschaft, welche Krates als den einzigen wahren Gewinn betrachtete, den er von dieser Reise mit nach Hause bringe. Wirklich fühlte er sich stark versucht die Rückreise gar einzustellen, und ich mußte alle meine Macht über sein Gemüth aufbieten, um ihn zu bewegen, daß er die Ausführung seines neuen Lebensplans wenigstens nur so lange aufschieben möchte, als sie mit der Pflicht gegen seinen alten Vater unvereinbar war. Vor kurzem berichtete mich mein junger Freund, daß der Tod des Alten ihm endlich die Freiheit gegeben habe, seiner Neigung zu folgen, und seinen Geist aller der schweren Gewichte zu entledigen, die ihm, so lange er sie an sich hangen hätte, den reinen Genuß seines Daseyns unmöglich machten. Er habe, um der verhaßten Last je eher je lieber los zu werden, bereits seine ganze Erbschaft, die sich auf nicht weniger als drei hundert Talente belaufe, mit Vorbehalt deßen, was er etwa selbst zu Bestreitung des Unentbehrlichsten nöthig haben könnte, unter seine Verwandten und Mitbürger ausgetheilt, und sey nun im Begriff, Athen — wofern ich mich entschließen würde, es mit dem üppigen und geräuschvollen Korinth zu vertauschen — oder, widrigenfalls, das Letztere, wiewohl ungern, zu seinem künftigen Aufenthalt zu wählen.

Was dünkt dich von diesem jungen Menschen, Antipater? Hier ist mehr als Anti mes und

Diogenes, mehr als Plato und Aristipp, nicht wahr? — Ich gestehe dir unverholen, hätte mich die wackelköpfige Göttin Tyche nicht, sehr gegen meinen Willen, um mein väterliches Erbgut betrogen, ich würde so wenig als Aristipp daran gedacht haben, mir diese Last, die mir ehemals sehr erträglich vorkam, vom Halse zu schaffen. Wir wollen es indessen einem weisen Mann eben nicht übel nehmen, wenn er von den Gütern, die ihm das Glück freiwillig zuwirft, einen zugleich so edeln und so angenehmen Gebrauch macht, wie Aristipp. Eben so wenig soll es dem von Kindheit an zur Dürftigkeit gewohnten Antisthenes, oder dem Sinopenser, den der Zufall um sein Vermögen brachte, zu einem großen Verdienst angerechnet werden, daß sie lieber von Wurzeln und Wolfsbohnen leben, als Karren schieben, rudern, oder das schmähliche Parasiten-Handwerk treiben wollten. Auch Plato hat sich wenig auf eine Genügsamkeit einzubilden, die ihm das Glück, unabhängig in seinem eigenen Ideenlande zu schweben, und die erste Stelle unter den Filosofen seiner Zeit, in der öffentlichen Meinung verschafft hat. Aber, wie Krates, in dem Alter, wo alle Sinne nach Genuß dürsten, die Mittel zu ihrer vollständigsten Befriedigung, die uns das Glück mit Verschwendung aufgedrungen hat, von sich werfen, und jedem Anspruch an Alles, was dem großen Haufen der Menschen das Begehrenswürdigste scheint, von freien Stücken entsagen, um sich mit völliger

Freiheit der Liebe der Weisheit zu ergeben: dieß, dünkt mich, iſt etwas bis itzt noch nie Erhörtes, und ſetzt einen Grad von Heldenmuth und Stärke der Seele voraus, den ich um ſo bewundernswürdiger finde, da derjenige, der ſich zu einem ſolchen Opfer entſchließt, zum Voraus gewiß ſeyn kann, von der ganzen Welt (den Diogenes vielleicht allein ausgenommen) für den König aller Narren erklärt zu werden. — Und das mit Recht, höre ich dich ſagen; denn was ſollte aus den Menſchen werden, wenn der Geiſt, der dieſen jungen Schwärmer ſo weit aus dem gewöhnlichen Gleiſe treibt, in alle Köpfe führe, und die Begriffe und Grundſätze, nach welchen er handelt, allgemein würden? — Auf alle Fälle etwas Beſſeres, als ſie itzt ſind, antwortete ich, und getraue mirs von Punkt zu Punkt mit wenigſtens eben ſo ſtattlichen Gründen zu behaupten, als die, womit uns Plato beweiſet, daß ein Staat nicht eher gedeihen könne, bis er von lauter Filoſofen regiert werde. Leider hat die Natur ſelbſt dafür geſorgt, daß es mit den Menſchen nie ſo weit kommen wird, und die Freunde des dermaligen Weltlaufs können ſich, der Gefahr halben, die von der anſteckenden Kraft des Beiſpiels meines jungen Freundes zu beſorgen iſt, ruhig auf die Ohren legen. Sie iſt deſto geringer, da du ihm wirklich großes Unrecht thuſt, wenn du ihn für einen Schwärmer hältſt. Er iſt vielmehr der ruhigſte, beſonnenſte, heiterſte Sterbliche, der

mir je vorgekommen iſt; und wie außerordentlich ſein Verfahren auch immer ſeyn mag, ſo fällt wenigſtens das Wunderbare weg, wenn ich dir ſage, daß nebſt einem ſehr kalten Temperament, die von Kindheit her gewohnte beinahe dürftige Lebensart im väterlichen Hauſe, eine durch beides ihm zur andern Natur gewordene Gleichgültigkeit gegen alle Vergnügungen der Sinne, und eine noch tiefer liegende Verachtung der Urtheile des großen Haufens, der einen Menſchen nicht nach ſeinem perſönlichen Gehalt, ſondern nach dem Gewichte der attiſchen Talente, die er werth iſt, zu ſchätzen pflegt, — daß, ſage ich, das alles nicht wenig zu der Entſchließung beigetragen habe, ſich eines ihm wirklich mehr überläſtigen als brauchbaren Erbgutes zu entſchlagen. Denn was hätte er, der von drei oder vier Obolen zu leben gewohnt war, mit drei hundert Talenten anfangen ſollen, da es ſeine Sache nicht war, nach dem Beiſpiel ſeines Vaters ſechs hundert daraus zu machen? Von allem, wozu der Reichthum ſeinen Beſitzern gut iſt, hatte er entweder keine Kenntniß, oder keinen Sinn dafür. Gänzliche Unabhängigkeit und ſorgenfreie Muße war ſchon damals, da ich ihn zuerſt kennen lernte, das höchſte Gut in ſeinen Augen: und ſo ging es, dünkt mich, ganz natürlich zu, daß der Umgang mit deinem Freund, Diogenes, in ſehr kurzer Zeit tauſend ſchlummernde Ideen in ſeiner Seele weckte; daß die Harmonie der Vorſtellungsart deſ-

selben mit seiner eigenen das Verlangen sich nie wieder von ihm zu trennen erzeugte, und die durch unmittelbaren Augenschein bewirkte Ueberzeugung, daß es keinen glücklichern Menschen gebe als den Diogenes, und daß er zufriedener mit seinem Loose sei als zehentausend vermeinte Glückliche mit dem ihrigen, seinem Beispiel einen unwiderstehlichen Reiz zur Nachfolge gab. Ich denke, du wirst dieß desto begreiflicher finden, Antipater, da du noch nicht vergessen haben kannst, wie wenig ehemals daran fehlte, daß du selbst den Cynischen Mantel und Schnappsack übergeworfen hättest, wenn nicht, glücklicher Weise für dich, der Genius Aristipps den Reitzungen der zuthulichen Nymfe Penia, unsrer Schutzgöttin, das Gegengewicht gehalten hätte. Denn nicht alles, was dem einen gut, ja sogar das Beste ist, ist es darum auch dem andern; und ich bin ziemlich gewiß, daß unsre Lebensweise, sobald der Ehrenpunkt, nicht in Widerspruch mit dir selbst zu gerathen, jede andere unmöglich gemacht hätte, dir nicht halb so wohl bekommen wäre, als meinem Thebaner — Wiewohl es ein so launisches Ding um den Menschen ist, daß ich mich nicht dafür verbürgen möchte, daß Krates selbst, wie glücklich er sich gegenwärtig auch in seinem neuen Götterleben fühlt, auf immer vor allen Anwandlungen der Nachreue sicher sey.

Ich bin mit deinem Freund Aristipp, wie in vielem andern, auch darin einverstanden, daß jeder

Menſch, ſobald er Verſtand genug hat, eine Filoſofie, d. i. eine mit ſich ſelbſt übereinſtimmende Lebensweisheit nach feſten Grundſätzen, zu haben, in gewiſſem Sinn ſeine eigene hat. Das was den Unterſchied macht, iſt nicht die Richtung: wir gehen alle auf eben daſſelbe Ziel los. Eudämonie iſt der Preis, nach welchem wir ringen; und wie gern der ſtolze Plato (der, wenns möglich wäre, gar nichts mit uns Andern gemein haben möchte) ſich auch die Miene gäbe, als ob das überſinnliche Anſchauen der formloſen Urweſen und die geiſtige Vereinigung mit dem Auto-Agathon, ohne alle andere Rückſicht das einzige Ziel ſeiner Beſtrebungen ſey, ſo ſoll er mich doch nicht bereden, daß ſie es auch dann noch ſeyn würden, wenn er ſich in dieſen — geiſtigen oder fantaſtiſchen? — Anſchauungen nicht glücklicher fühlte, als in jedem andern Genuß ſeiner ſelbſt. Der Unterſchied wird alſo in dem Wege und den Mitteln beſtehen. Wir Cyniker, z. B. wählen uns, mehr oder weniger freiwillig, den kürzeſten Weg, unbekümmert, daß er ziemlich rauh und ſteil iſt, und hier und da von Diſteln und Dornhecken ſtarrt. Ariſtipp wählte ſich einen weitern, aber ungleich ebenern und anmuthigern Weg, nicht ohne Gefahr unverſehens auf dieſen oder jenen Abweg zu gerathen, der ihm das Wiedereinlenken in die rechte Bahn mehr oder minder ſchwer machen könnte. Andere haben ſich zwiſchen dieſen beiden, oft ziemlich

weit aus einander laufenden Wegen, mehrere Mittelstraßen gebahnt. Plato nimmt den seinigen sogar, wie Ikarus, durch die Wolken; unläugbar der sanfteste und nächste, wenn es nicht der gefährlichste wäre. Noch verschiedener sind die Mittel, wodurch jeder auf seinem Wege sich zu erhalten und zu fördern sucht. Tausend innere und äußere, zufällige und persönliche Umstände, Temperament, Erziehung, geheime Neigungen, Verhältnisse, kurz das Zusammenwirken einer Menge von mehr oder minder offen liegenden oder verborgenen Einflüssen auf Verstand und Willen, ist die Ursache der verschiedenen Gestalten und Farben (wenn ich so sagen kann) worin sich eben dieselbe Lebensweisheit (ich erkenne keine Filosofie die nicht Ausübung ist) im Leben einzelner Personen darstellt, und worin eben das Eigenthümliche derselben besteht. Denn, wie gesagt, im Hauptzweck, und selbst in solchen Mitteln, welche, als zu jenem unentbehrlich, selbst wieder zu Endzwecken werden, stimmen Alle überein. Von dieser Art ist z. B. die Befreiung der Seele von Wahn und Leidenschaft, ohne welche schlechterdings keine Eudämonie denkbar ist. Alle Filosofen, von Thales und Pythagoras an, bekennen sich zu diesem Grundsatz: aber wie weit gehen sie wieder aus einander, sobald es zur Anwendung kommt! Wir können von den Wahnbegriffen, Fantomen und Vorurtheilen, die unsern Verstand benebeln und irre führen nur durch

ahrheit frei werden. Aber was iſt Wahr-
Der Eine behauptet die Ungewißheit aller
ntniß; ein Anderer erklärt alle ſinnlichen An-
ngen und Gefühle für Täuſchung und Betrug,
ucht die Wahrheit in einer überſinnlichen Ideen-
ein Dritter läßt im Gegentheil keine Erkennt-
ir zuverläſſig gelten, die uns nicht durch die
: zugeführt und durch die Erfahrung beſtätiget
u. ſ. w. Eben ſo iſt es mit der Befreiung
er Herrſchaft der Triebe und Leidenſchaften.
Eine will alle Begierden an die Kette gelegt,
en Leidenſchaften alle Nahrung entzogen wiſſen;
nderer läßt nur die reinen Naturtriebe gelten,
verwirft alle durch Verfeinerung und Kunſt
gte Neigungen; ein Dritter will die natürlichen
e und Leidenſchaften weder ausgerottet noch
elt, ſondern bloß gemildert, verſchönert, und
die Muſenkünſte mit Hülfe der Filoſofie in die
chſte Harmonie und Eintracht geſetzt ſehen. Alle
Verſchiedenheiten ſind in der Ordnung, ſo lange
eute keine Sekten ſtiften wollen. Jeder hat
ine eigene Perſon Recht; aber ſobald ſie mit
der hadern, und ſich um den ausſchließlichen
der Wahrheit, wie Hunde um einen fetten
en, herumbeißen, dann haben ſie alle Unrecht; —
in dieſem einzigen Punkt wenigſtens iſt Dio-
, der mit niemand um Meinungen hadert, voll-
en gewiß, daß er Recht hat.

Indessen ist am Ende die Anzahl der Filosofen, denen dieser Name in der eigentlichsten Bedeutung zukommt, so klein, daß wahrscheinlich unter der ganzen übrigen Menschenklasse manche seyn müssen, die an Sinnesart, Gemüthsbeschaffenheit und äußerlichen Umständen mit irgend einem von Jenen mehr oder weniger übereinstimmen. Ich betrachte daher jeden unsrer Filosofen gleichsam als den Repräsentanten einer ganzen Gattung, und indem ich annehme, daß seine Filosofie einer Anzahl ihm ähnlicher Menschen als Ideal oder Kanon ihrer Denkart und ihres Verhaltens brauchbar seyn könne, berechne und schätze ich hiernach ungefähr den verhältnißmäßigen Nutzen, den sie der Menschheit etwa schaffen könnte. So kann, z. B., meiner demüthigen Meinung nach, die Platonische Filosofie nur solchen Menschen verständlich seyn und wohl bekommen, denen zu einem schwarz gallichten Temperament ein hoher Grad von Einbildungskraft und Scharfsinn und eine nicht gemeine Kultur mit völliger Freiheit von Geschäften zu Theil wurde, d. i. sehr wenigen. Die Aristippische scheint auf den ersten Anblick weit mehrerern angemessen zu seyn: aber sie macht auf dem Wohl leben (aus dem, was sie Hedone nennt, und worüber ich deinen Freund nie anfechten werde) eine so schöne und zugleich so schwere Kunst, daß, meines Bedünkens, nur ein besonders begünstigter Liebling der Natur, der Musen und des Glücks

(schier hätte ich auch noch die schöne Lais hinzugesetzt) es darin zu einiger Vollkommenheit zu bringen hoffen darf. Wie die Platonische die Filosofie oder Religion der edelsten Art von Schwärmern ist, so sollte Aristipp das Muster und seine Hedonik die Lebensweisheit aller Eupatriden und Begüterten seyn; auf diese Weise würde die Schwärmerei unschädlich, Geburtsadel und Reichthum sogar liebenswürdig werden. Aristipps Filosofie, zum Nießbrauch solcher Leute, die das Glück vergessen oder übel behandelt hat, herabgestimmt, würde sich der Cynischen nähern, nach deren Vorschriften jeder glücklich leben kann, der in einem Staat, wo er als Bürger keinen Anspruch an die höhern und eigentlichen Vortheile des politischen Vereins machen will oder zu machen hat, wenigstens den Genuß seiner Menschheitsrechte in Sicherheit bringen möchte. Um ein Cyniker zu seyn, braucht man nichts als ein bloßer Mensch zu seyn; mit so wenig Zuthaten und Anhängseln als möglich, aber freilich ein edler und guter Mensch; und eben darum wird unser Orden, dem ersten Anschein zu Trotz, immer nur zwei oder drei Mitglieder auf einmal zählen. Sollte er (was die Götter verhüten mögen!) jemals zahlreich werden, so könnt' es nur dadurch möglich seyn, daß seine Glieder den Geist desselben gänzlich verlören, und bloß das Kostum, die Sprache, und die übrigen Formen des Cynism zur Hülle und Larve

der verächtlichsten Art von Schmarotzerei und Müssiggang herabwürdigten. Ein ächter Cyniker kann, vermöge der Natur der Sache, nicht anders, als eine Seltenheit seyn; und von einem Cyniker wie Krates wird schwerlich jemals ein zweytes Exemplar erscheinen.

Die rein-Sokratische Filosofie, welche, allen Ständen, Lagen und Verhältnissen gleich angemessen, dem Staat edle Menschen und gute Bürger bildet, wird also, die Wahrheit zu sagen, immer die gemeinnützigste unter allen, die aus ihr hervorgegangen, bleiben; und Wehe der, die sichs nicht zur Ehre schätzt, ihre Tochter zu heißen, und einer solchen Mutter würdig zu seyn! So viel, Freund Antipater, auf deine eigene Veranlassung davon, wie ich über Aristipp und seine Filosofie und die andern Masken denke, in welchen sich die menschenfreundlichste aller Himmlischen unter den Griechen sehen läßt. Lebe wohl, und sorge ja dafür, daß keine Abschriften von diesem langen Briefe genommen werden. Die Leute könnten sonst denken, ich habe ein Buch schreiben wollen, und das möchte sich Diogenes nicht gerne nachsagen lassen.

18.

Aristipp an Learchus.

Wiewohl ein Mann wie Filistus keiner Empfehlung an dich bedarf, so halte ich mich doch versichert, daß der Titel meines Freundes, den er von Cyrene mit sich nimmt, ihm in den Augen meines Learchs ein Recht zu einer desto gefälligern Aufnahme geben werde, da er auf seiner Rückreise nach Syrakus etliche Tage zu Korinth auszuraſten gesonnen ist.

Was du, dem seine Verhältnisse bekannt sind, vorausgesehen hast, ist durch das endlich erfolgte Ableben des alten Dionysius eingetroffen. Es war eine der ersten Handlungen seines Nachfolgers, den so lange aus seinem Vaterlande verbannten Gemahl der Nichte seines Vaters zurück zu berufen, und ihn um so dringender zu Beschleunigung seiner Reise einzuladen, je unentbehrlicher ihm, wie er in seinem Schreiben sagt, die Gegenwart und Unterstützung eines so verdienstvollen und so nahe mit ihm verbundenen Mannes in seiner neuen Lage sey. Es wäre kein schlimmes Zeichen, daß es dem jungen Dionysius, seiner sehr vernachläſſigten Erziehung ungeachtet, nicht ganz an Anlage zu einem guten

Fürsten fehle, wenn er die Nothwendigkeit, sich der Leitung eines weisen Rathgebers zu übergeben, wirklich so lebhaft fühlte, als er in seinem sehr wohl gesetzten Schreiben ausdrückt; es ist aber ziemlich klar, daß ihm ein anderer bei dieser Gelegenheit seinen Kopf und seine Hand geliehen hat. So viel sich aus einzelnen, wiewohl nicht immer zuverlässigen Nachrichten von diesem Sohn und Erben des sogenannten Tyrannen muthmaßen läßt, scheint keine große Hoffnung zu seyn, daß er die unruhigen und schwer zu zügelnden Syrakusaner mit der unbeschränkten Regierung eines Einzigen gründlich aussöhnen werde. Nur allzu wahrscheinlich kann man sich zu ihm aller Ausschweifungen versehen, zu welchen ein feuriges Temperament einen im Frauengemach und unter Sklaven aufgewachsenen Jüngling hinzureißen pflegt, der sich aus dem stärksten Druck plötzlich auf den Königsstuhl erhoben, im Besitz eines von seinem Vorfahrer vierzig Jahre lang zusammengehäuften Schatzes, und von Schmeichlern und Parasiten umschwärmt sieht, deren Interesse ist, unter der Larve einer grenzenlosen Anhänglichkeit an seine Person, seine unaufhörlich von ihnen gereitzten und befriedigten Leidenschaften zu Werkzeugen der ihrigen zu machen. Unter einem schwachen Fürsten regieren gewöhnlich die schlechtesten Menschen; und daß Dionysius, trotz seiner körperlichen Stärke ein sehr schwacher König seyn werde, davon sind bereits Vorbedeutungen genug

nden. Der einzige, den er ſcheut, und der eine Zeitlang wenigſtens, zurückhalten wird, in Oheim und Schwager Dion, bekanntlich chwärmeriſcher Verehrer Platons, der keine große e gebraucht haben mag, ihn zu überzeugen, daß ikus nicht eher wohl regiert ſeyn werde, bis es Filoſofen zum Regenten habe. Zum Unglück es dieſem Dion, bei allem Schein von Weisheit Tugend, den er von ſich wirft, gar ſehr an Eigenſchaften, wodurch man ſich andern, zu einem jungen König, der das Vergnügen und reude liebt, angenehm und liebenswürdig machen ; und, was noch ſchlimmer iſt, ich fürchte ſehr, er ſelbſt etwas mehr Tyrannenblut in den Adern als ſeine Lobredner in der Akademie ſich geſtehen mögen. Wie dem auch ſey, der junge t befindet ſich dermalen zwiſchen dem ſtrengen, urcht gebietenden und ſcharf über den Grund- n der Platoniſchen Republik haltenden Dion, und ſchlauen, gewandten, allgefälligen Geſindel ſei- Hofes in einer zwang- und peinvollen Klemme. ſe ſehen, daß er nicht Muth genug hat, das , das ihm Jener über die jungen Hörner ge- en, abzuſchütteln; und das dringende Bedürf- dem majeſtätiſchen Dion einen Mann von Ge- t entgegen zu ſtellen, iſt es ganz allein, was ſie thiget hat, mit vereinten Kräften auf die ſchleu- e Zurückberufung des Filiſtus anzutragen.

Daß dieß die wahre Lage der Sachen am Syrakuſiſchen Hofe ſey, habe ich aus den unvollſtändigen Nachrichten, die mir Filiſt von Zeit zu Zeit mittheilte, nach und nach herausgebracht. Denn er ſelbſt treibt, wie es ſcheint, die Freundſchaft gegen keinen Sterblichen ſo weit, daß er ſich ihm ganz offen und ohne alle Zurückhaltung entdecken ſollte. Da er ein Mann von großer Weltkenntniß und Erfahrenheit iſt, die Syrakuſiſchen und Sicilischen Staatsverhältniſſe vollkommen inne hat; dabei (worauf hier alles ankommt) eine ſehr einnehmende Außenſeite beſitzt, und an Feinheit, Geſchmeidigkeit und Beſonnenheit es mit dem ausgelernteſten Hofmann aufnehmen kann, ſo iſt nicht ſchwer vorauszuſehen, was der Erfolg ſeyn müſſe, und daß Dion bald genug den Rath erhalten werde, eine kleine Geſundheitsreiſe zu ſeinem ehrwürdigen Freund Plato vorzunehmen.

Uebrigens ſcheint Filiſt darauf zu rechnen, daß Korinth, als die Mutterſtadt von Syrakus, es ſeinem Staats- und Handels-Intereſſe gemäß finden werde, mit dem Thronfolger des alten Dionys in gutem Vernehmen zu bleiben. Auch zweifle ich nicht, daß er ſich in dieſer Rückſicht unter der Hand mit Nachdruck für den edeln Timofanes verwenden wird, welcher (wie ich höre) große Anſtalten macht, ſich mit guter Art der Alleinherrſchaft über euch zu bemächtigen.

Auch an unſerm Himmel, der während der letz-

ten dreißig Jahre so heiter war, steigen, seit dem Tode meines guten Bruders Aristagoras, bereits einige trübe Wolken auf, die uns mit Sturm und Ungewitter zu bedrohen scheinen. Sein ganzes thätiges Leben war der Wohlfahrt von Cyrene gewidmet; sein Tod wird uns, wie ich große Ursache habe zu befürchten, eben so nachtheilig seyn, als sein Leben wohlthätig war. Er war, wiewohl seine Bescheidenheit und Klugheit es immer zu verbergen suchte, der wahre Urheber und die stärkste Stütze unsrer dermaligen Verfassung. Unglücklicher Weise ist noch keine Staatsverfassung erfunden worden, die durch sich selbst bestünde; und da sogar Platons Republik (seiner eigenen Versicherung nach) nur unter einer unmöglichen Bedingung von Dauer seyn könnte, von welchem andern Menschenwerk dürften wir uns mehr versprechen? Seit der Mann nicht mehr ist, der allein Ansehen und Weisheit genug besaß, dem Ehrgeitz des mächtigen Demokles und seiner Söhne das Gegengewicht zu halten, sehe ich einer Abspannung der Springfedern unsrer Staatsmaschine entgegen, wodurch sie nur zu bald ins Stocken gerathen wird. Wir werden in unsre alten Mißbräuche, Parteien und Erschütterungen zurückfallen, und was sollte mir dann ein längerer Aufenthalt in Cyrene? Doch dieß, bester Learch, ist weder das einzige, noch das ärgste, was mir bevorsteht, und das häusliche Glück, dessen ich seit meiner Verbindung mit der liebens-

würdigen Schweſter unſers Kleonidas genoß, auf immer zu zerſtören droht. Möge mein guter Genius den Unfall noch lange von uns entfernt halten, deſſen langſame Annäherung ich mir ſelbſt vergebens zu verbergen ſuche! — Trifft er mich, ſo iſt Athen und Korinth — doch weg mit dem unglückweiſſagenden Gedanken! Noch iſt Hoffnung. Die Aerzte haben zu einer Luftveränderung, wovon ſie uns die beſte Wirkung verſprechen, eine Reiſe nach Rhodus vorgeſchlagen, welche ich mit Kleonen und unſrer Tochter Arete, von Kleonidas, Muſarion und dem jungen Kallias, ihrem Sohne, begleitet, zu unternehmen im Begriff bin. Rufe Hygieien mit mir an, mein Freund, daß der Erfolg unſere Wünſche begünſtige!

Anmerkungen.

Br. I.

S. 6. Olynthus in der Chalcidice. — In der Macedoniſchen Landſchaft, wo der Berg Athos liegt, zwiſchen zwei Meerbuſen, hatten Griechen aus Chalkis in Euböa, wovon die ganze Landſchaft den Namen erhielt, die Stadt Olynthus erbaut, welche zu einer ſo anſehnlichen Größe empor wuchs, daß ſie zehntauſend Krieger, worunter tauſend Reiter, ins Feld ſtellen konnte. Der Krieg, den das, nach dem Frieden des Antalcidas mehr als je ſtolze, Sparta mit Olynthus führte, wurde die Veranlaſſung zu einer ganz neuen Umgeſtaltung der Dinge in Griechenland, wobei Theben, eben durch jenen Frieden zu einer Stadt zweiten Ranges herabgedrückt, ſich ſiegreich und glänzend erhob.

S. 6. Jaſon — Tyrann von Pherä in Theſſalien, erhob gegen 380 v. Chr. ſeinen kleinen Staat zu einer ſolchen Macht, daß er ein Heer von 20,000 Fußvolk und 3000 Reitern, ohne die leichten Truppen, unterhielt. Er hatte den Plan, den ſpäterhin Alexander ausführte, wurde aber, auf Anſtiften ſeiner Brüder, gemeuchelmordet.

S. 8. Das ganze Heer der Achäer. — Anspielung auf die Stelle der Ilias 2, 204.

S. 9. Anangke — Göttin der Nothwendigkeit.

Br. 2.

S. 12. Der gute Plato — — Menon. — Auch Eurybates, wie man sieht, gehört zu denen, welche den Platon mißverstehen. Sein Urtheil über dessen Filosofie im Allgemeinen ist das Urtheil eines — Geschäftsmannes, und man darf sich nicht verwundern, wenn es über Gegenstände dieser Art ein wenig seicht und voreilig ist: weit mehr dürfte man sich verwundern, daß er nicht einmal für den Menon den richtigen Gesichtspunkt ausgefunden hat, auf welchen doch Anfang und Ende des Dialogs hinweisen. Indeß muß ihm auch dieß wohl zu Gute gehalten werden, da es vielen gelehrten Leuten nicht besser damit ergangen ist. Auch hier muß Schleiermachers Einleitung nachgesehen werden.

S. 15. Moiren — Parzen, Göttinnen des Schicksals.

S. 17. Pella — Residenz der Könige von Mazedonien.

Br. 3.

S. 26. Lais — Sie hat gelebt! — Da ihrer hier zum letzten Male gedacht wird, so ist eine

Mittheilung von ihrem letzten Schickſal, nebſt einigen Bemerkungen, wohl auch hier an ihrer rechten Stelle. In einer Lobrede auf die Liebe ſagt Plutarch (nach der Ueberſetzung von Jacobs a. a. O.) „Mit der Liebe iſt ſo viel Enthaltſamkeit, Zucht und Redlichkeit verbunden, daß ſie auch ein zügelloſes Gemüth durch ihre Berührung von andern Liebſchaften abziehen kann. Denn ſie rottet die Frechheit in demſelben aus, drückt den Uebermuth nieder, impft ihm Schamhaftigkeit, Stillſchweigen und Ruhe ein, umhüllt es mit dem Gewande der Ehrbarkeit, und macht es Einem Liebhaber unterthan. Ihr habt ohne Zweifel von der Lais, jener berühmten und vielgeliebten Hetäre gehört, wie ſie ganz Hellas mit Verlangen entzündete, ja, wie zwei Meere um ſie geſtritten haben. Als aber die Liebe zum Hippolochus, dem Theſſalier, ihr Gemüth ergriff, verließ ſie das

von den grünlichen Wellen beſpülte Akrokorinthos,

entfloh heimlich der Schaar ihrer übrigen Liebhaber, und lebte ehrbar mit ihm. Aber dort in Theſſalien lockten ſie die Weiber, aus Neid und Eiferſucht über ihre Schönheit, in den Tempel der Venus, ſteinigten und verſtümmelten ſie. Daher wird, wie es ſcheint, dieſer Tempel auch noch jetzt der Tempel der mörderiſchen Afrodite genennt.“ Nach der Ermordung, am Feſte der Afrodite, wobei keine Männer gegenwärtig waren, heißt es anderwärts, brach eine Peſt

Fürsten fehle, wenn er die Nothwendigkeit, sich der Leitung eines weisen Rathgebers zu übergeben, wirklich so lebhaft fühlte, als er in seinem sehr wohl gesetzten Schreiben ausdrückt; es ist aber ziemlich klar, daß ihm ein anderer bei dieser Gelegenheit seinen Kopf und seine Hand geliehen hat. So viel sich aus einzelnen, wiewohl nicht immer zuverlässigen Nachrichten von diesem Sohn und Erben des sogenannten Tyrannen muthmaßen läßt, scheint keine große Hoffnung zu seyn, daß er die unruhigen und schwer zu zügelnden Syrakusaner mit der unbeschränkten Regierung eines Einzigen gründlich aussöhnen werde. Nur allzu wahrscheinlich kann man sich zu ihm aller Ausschweifungen versehen, zu welchen ein feuriges Temperament einen im Frauengemach und unter Sklaven aufgewachsenen Jüngling hinzureißen pflegt, der sich aus dem stärksten Druck plötzlich auf den Königsstuhl erhoben, im Besitz eines von seinem Vorfahrer vierzig Jahre lang zusammengehäuften Schatzes, und von Schmeichlern und Parasiten umschwärmt sieht, deren Interesse ist, unter der Larve einer grenzenlosen Anhänglichkeit an seine Person, seine unaufhörlich von ihnen gereizten und befriedigten Leidenschaften zu Werkzeugen der ihrigen zu machen. Unter einem schwachen Fürsten regieren gewöhnlich die schlechtesten Menschen; und daß Dionysius, trotz seiner körperlichen Stärke ein sehr schwacher König seyn werde, davon sind bereits Vorbedeutungen genug

vorhanden. Der einzige, den er ſcheut, und der ihn, eine Zeitlang wenigſtens, zurückhalten wird, iſt ſein Oheim und Schwager Dion, bekanntlich ein ſchwärmeriſcher Verehrer Platons, der keine große Mühe gebraucht haben mag, ihn zu überzeugen, daß Syrakus nicht eher wohl regiert ſeyn werde, bis es einen Filoſofen zum Regenten habe. Zum Unglück fehlt es dieſem Dion, bei allem Schein von Weisheit und Tugend, den er von ſich wirft, gar ſehr an allen Eigenſchaften, wodurch man ſich andern, zumal einem jungen König, der das Vergnügen und die Freude liebt, angenehm und liebenswürdig machen kann; und, was noch ſchlimmer iſt, ich fürchte ſehr, daß er ſelbſt etwas mehr Tyrannenblut in den Adern hat, als ſeine Lobredner in der Akademie ſich gern geſtehen mögen. Wie dem auch ſey, der junge Fürſt befindet ſich dermalen zwiſchen dem ſtrengen, Ehrfurcht gebietenden und ſcharf über den Grundſätzen der Platoniſchen Republik haltenden Dion, und dem ſchlauen, gewandten, allgefälligen Geſindel ſeines Hofes in einer zwang- und peinvollen Klemme. Dieſe ſehen, daß er nicht Muth genug hat, das Joch, das ihm Jener über die jungen Hörner geworfen, abzuſchütteln; und das dringende Bedürfniß, dem majeſtätiſchen Dion einen Mann von Gewicht entgegen zu ſtellen, iſt es ganz allein, was ſie genöthiget hat, mit vereinten Kräften auf die ſchleunigſte Zurückberufung des Filiſtus anzutragen.

Daß dieß die wahre Lage der Sachen mit Dionyſius Hofe ſey, habe ich aus den unvollſtändigen Nachrichten, die mir Iliſt von Zeit zu Zeit mittheilte, nach und nach herausgebracht. Denn er ſelbſt treibt, wie es ſcheint, die Freundſchaft gegen keinen Sterblichen ſo weit, daß er ſich ihm ganz offen und ohne alle Zurückhaltung entdecken ſollte. Da er ein Mann von großer Weltkenntniß und Erfahrenheit iſt, die Syrakuſiſchen und Sicilischen Staatsverhältniſſe vollkommen inne hat; dabei (worauf hier alles ankommt) eine ſehr einnehmende Außenſeite beſitzt, und an Feinheit, Geſchmeidigkeit und Beſonnenheit es mit dem ausgelernteſten Hofmann aufnehmen kann; ſo iſt nicht ſchwer vorauszuſehen, was der Erfolg ſeyn müſſe, und daß Dion bald genug den Rath erhalten werde, eine kleine Geſundheitsreiſe zu ſeinem ehrwürdigen Freund Plato vorzunehmen.

Uebrigens ſcheint Iliſt darauf zu rechnen, daß Korinth, als die Mutterſtadt von Syrakus, es ſeinem Staats- und Handels-Intereſſe gemäß finden werde, mit dem Thronfolger des alten Dionys in gutem Vernehmen zu bleiben. Auch zweifle ich nicht, daß er ſich in dieſer Rückſicht unter der Hand mit Nachdruck für den edeln Timofanes verwenden wird, welcher (wie ich höre) große Anſtalten macht, ſich mit guter Art der Alleinherrſchaft über euch zu bemächtigen.

Auch an unſerm Himmel, der während der

ten dreißig Jahre so heiter war, steigen, seit dem Tode meines guten Bruders Aristagoras, bereits einige trübe Wolken auf, die uns mit Sturm und Ungewitter zu bedrohen scheinen. Sein ganzes thätiges Leben war der Wohlfahrt von Cyrene gewidmet; sein Tod wird uns, wie ich große Ursache habe zu befürchten, eben so nachtheilig seyn, als sein Leben wohlthätig war. Er war, wiewohl seine Bescheidenheit und Klugheit es immer zu verbergen suchte, der wahre Urheber und die stärkste Stütze unsrer dermaligen Verfassung. Unglücklicher Weise ist noch keine Staatsverfassung erfunden worden, die durch sich selbst bestünde; und da sogar Platons Republik (seiner eigenen Versicherung nach) nur unter einer unmöglichen Bedingung von Dauer seyn könnte, von welchem andern Menschenwerk dürften wir uns mehr versprechen? Seit der Mann nicht mehr ist, der allein Ansehen und Weisheit genug besaß, dem Ehrgeitz des mächtigen Demokles und seiner Söhne das Gegengewicht zu halten, sehe ich einer Abspannung der Springfedern unsrer Staatsmaschine entgegen, wodurch sie nur zu bald ins Stocken gerathen wird. Wir werden in unsre alten Mißbräuche, Parteien und Erschütterungen zurückfallen, und was sollte mir dann ein längerer Aufenthalt in Cyrene? Doch dieß, bester Learch, ist weder das einzige, noch das ärgste, was mir bevorsteht, und das häusliche Glück, dessen ich seit meiner Verbindung mit der liebens-

würdigen Schwester unsers Kleonidas, [illegible] immer zu zerstören droht. Möge mein guter den Unfall noch lange von uns entfernt halte sen langsame Annäherung ich mir selbst verg verbergen suche! — Trifft er mich, so ist [illegible] Korinth — doch weg mit dem unglückweiß Gedanken! Noch ist Hoffnung. Die Aerzte zu einer Luftveränderung, wovon sie uns [illegible] Wirkung versprechen, eine Reise nach Rhod geschlagen, welche ich mit Kleonen und Tochter Arete, von Kleonidas, Mu und dem jungen Kallias, ihrem Sohne, b zu unternehmen im Begriff bin. Rufe Hy mit mir an, mein Freund, daß der Erfolg Wünsche begünstige!

Anmerkungen.

Br. I.

S. 6. Olynthus in der Chalcidice. — In der Macedoniſchen Landſchaft, wo der Berg Athos liegt, zwiſchen zwei Meerbuſen, hatten Griechen aus Chalkis in Euböa, wovon die ganze Landſchaft den Namen erhielt, die Stadt Olynthus erbaut, welche zu einer ſo anſehnlichen Größe empor wuchs, daß ſie zehntauſend Krieger, worunter tauſend Reiter, ins Feld ſtellen konnte. Der Krieg, den das, nach dem Frieden des Antalcidas mehr als je ſtolze, Sparta mit Olynthus führte, wurde die Veranlaſſung zu einer ganz neuen Umgeſtaltung der Dinge in Griechenland, wobei Theben, eben durch jenen Frieden zu einer Stadt zweiten Ranges herabgedrückt, ſich ſiegreich und glänzend erhob.

S. 6. Jaſon — Tyrann von Pherä in Theſſalien, erhob gegen 380 v. Chr. ſeinen kleinen Staat zu einer ſolchen Macht, daß er ein Heer von 20,000 Fußvolk und 3000 Reitern, ohne die leichten Truppen, unterhielt. Er hatte den Plan, den ſpäterhin Alexander ausführte, wurde aber, auf Anſtiften ſeiner Brüder, gemeuchelmordet.

S. 8. Das ganze Heer der Achäer. — Anspielung auf die Stelle der Ilias 2, 204.

S. 9. Anangke — Göttin der Nothwendigkeit.

Br. 2.

S. 12. Der gute Plato — — Menon. — Auch Eurybates, wie man sieht, gehört zu denen, welche den Platon mißverstehen. Sein Urtheil über dessen Filosofie im Allgemeinen ist das Urtheil eines — Geschäftsmannes, und man darf sich nicht verwundern, wenn es über Gegenstände dieser Art ein wenig seicht und voreilig ist: weit mehr dürfte man sich verwundern, daß er nicht einmal für den Menon den richtigen Gesichtspunkt ausgefunden hat, auf welchen doch Anfang und Ende des Dialogs hinweisen. Indeß muß ihm auch dieß wohl zu Gute gehalten werden, da es vielen gelehrten Leuten nicht besser damit ergangen ist. Auch hier muß Schleiermachers Einleitung nachgesehen werden.

S. 15. Moiren — Parzen, Göttinnen des Schicksals.

S. 17. Pella — Residenz der Könige von Mazedonien.

Br. 3.

S. 26. Lais — Sie hat gelebt! — Da ihrer hier zum letzten Male gedacht wird, so ist eine

Mittheilung von ihrem letzten Schicksal, nebst einigen Bemerkungen, wohl auch hier an ihrer rechten Stelle. In einer Lobrede auf die Liebe sagt Plutarch (nach der Uebersetzung von Jacobs a. a. O.) „Mit der Liebe ist so viel Enthaltsamkeit, Zucht und Redlichkeit verbunden, daß sie auch ein zügelloses Gemüth durch ihre Berührung von andern Liebschaften abziehen kann. Denn sie rottet die Frechheit in demselben aus, drückt den Uebermuth nieder, impft ihm Schamhaftigkeit, Stillschweigen und Ruhe ein, umhüllt es mit dem Gewande der Ehrbarkeit, und macht es Einem Liebhaber unterthan. Ihr habt ohne Zweifel von der Lais, jener berühmten und vielgeliebten Hetäre gehört, wie sie ganz Hellas mit Verlangen entzündete, ja, wie zwei Meere um sie gestritten haben. Als aber die Liebe zum Hippolochus, dem Thessalier, ihr Gemüth ergriff, verließ sie das

von den grünlichen Wellen bespülte Akrokorinthos,

entfloh heimlich der Schaar ihrer übrigen Liebhaber, und lebte ehrbar mit ihm. Aber dort in Thessalien tockten sie die Weiber, aus Neid und Eifersucht über ihre Schönheit, in den Tempel der Venus, steinigten und verstümmelten sie. Daher wird, wie es scheint, dieser Tempel auch noch jetzt der Tempel der mörderischen Afrodite genennt.“ Nach der Ermordung, am Feste der Afrodite, wobei keine Männer gegenwärtig waren, heißt es anderwärts, brach eine Pest

in Theſſalien aus, die nur endete, als man jenen Tempel erbaut hatte. Der Lais wurde an den Ufern des Peneus ein Grabmal errichtet, worauf folgende Inſchrift ſtand:

Das mit Ruhm gekrönte, im Kampfe nimmer beſiegte
Hellas beugte der Macht göttlicher Schönheit ſein Haupt,
Lais Schönheit! die Tochter des Amor nährte Korinthos,
In Theſſaliens Flur ruht der Entſchlummerten Staub.

Die Lais nun, welche dieſes Schickſal traf, hält Jacobs für die jüngere Lais, eine Tochter der Timandra; die ältere Lais, Ariſtipps Geliebte, ſcheint zu Korinth geſtorben zu ſeyn, wo die Korinthier ihr ein Denkmal im Kraneion errichteten, — obgleich ſie, wenn man den Epigrammendichtern, unter denen hier auch Platon mit ſeinem Epigramm auf den Spiegel der Lais genannt wird, trauen darf, ihre Reize überlebt hatte, womit ſich freilich die ihr nachgeſagte Art des Todes, den ſie auch Herodes in ſeiner Laidion ſterben läßt, nämlich — für Arth der Liebe, ſchwer will vereinigen laſſen. Glaubt nun Wieland, auf alle dieſe Anekdoten nicht mehr Gewicht legen zu dürfen als auf die Ausfälle des Epikrates? Es ſcheint ſo, und man kann ihm darin

hl nicht ganz Unrecht geben. Mit mehr Grund
Heinſe aus Pauſanias und Hippolochus zwei
liebten der Lais gemacht hatte, verſchweigt Wieland
i Unterſchied zwiſchen der älteren und jüngeren
s, den er ſehr wohl kannte, und behält nur eine
zige bei. Indem er aber aus dem Leben der älteren
viel wegſchneidet, daß ſie nicht zu dem Gemeinen,
r wie Ariſtipp ſagt, zur Schmach einer gewöhn-
en Hetäre, herabſinkt, und lieber, mit Uebergе-
ng der ganzen chronique scandaleuse aus dem Leben
ſer älteren Lais, zu dem Zeitpunkte, wo nur eben
Vergänglichkeit des Jugendreizes ſich vom weiten
ithmaßen läßt, in die Lebensgeſchichte der jüngeren
biegt, raubt er dieſer doch wieder, was ſie nach
utarchs Berichte vielleicht ſehr vielen Leſern erſt
irde empfohlen haben. Was mag er alſo mit ſeiner
is gewollt haben, da er, anſtatt ſie nun zuletzt
t Pauſanias ein ehrbares Leben führen zu laſſen,
ſem Pauſanias vielmehr, ohne irgend eine hiſto-
che Verbürgung, einen ſolchen Charakter gegeben
t, der es unmöglich machte, daß Lais ſolch ein
ben mit ihm hätte führen können? Wie es ſcheint,
tte Wieland ſich die doppelte Aufgabe gemacht, erſt
: vielen widerſprechenden Nachrichten von Lais durch
ıffindung ihres wahrſcheinlichen Charakters und
aublicher Umſtände in einen ſolchen Zuſammenhang
- bringen, daß die Widerſprüche gelöſt würden,
obei denn das ganz Unſtatthafte ſtillſchweigend

Daß dieß die wahre Lage der Sachen am Syrakuſiſchen Hofe ſey, habe ich aus den unvollſtändigen Nachrichten, die mir Filiſt von Zeit zu Zeit mittheilte, nach und nach herausgebracht. Denn er ſelbſt treibt, wie es ſcheint, die Freundſchaft gegen keinen Sterblichen ſo weit, daß er ſich ihm ganz offen und ohne alle Zurückhaltung entdecken ſollte. Da er ein Mann von großer Weltkenntniß und Erfahrenheit iſt, die Syrakuſiſchen und Sicilischen Staatsverhältniſſe vollkommen inne hat; dabei (worauf hier alles ankommt) eine ſehr einnehmende Außenſeite beſitzt, und an Feinheit, Geſchmeidigkeit und Beſonnenheit es mit dem ausgelernteſten Hofmann aufnehmen kann: ſo iſt nicht ſchwer vorauszuſehen, was der Erfolg ſeyn müſſe, und daß Dion bald genug den Rath erhalten werde, eine kleine Geſundheitsreiſe zu ſeinem ehrwürdigen Freund Plato vorzunehmen.

Uebrigens ſcheint Filiſt darauf zu rechnen, daß Korinth, als die Mutterſtadt von Syrakus, es ſeinem Staats- und Handels-Intereſſe gemäß finden werde, mit dem Thronfolger des alten Dionys in gutem Vernehmen zu bleiben. Auch zweifle ich nicht, daß er ſich in dieſer Rückſicht unter der Hand mit Nachdruck für den edeln Timofanes verwenden wird, welcher (wie ich höre) große Anſtalten macht, ſich mit guter Art der Alleinherrſchaft über euch zu bemächtigen.

Auch an unſerm Himmel, der während der letz-

ten dreißig Jahre so heiter war, steigen, seit dem Tode meines guten Bruders Aristagoras, bereits einige trübe Wolken auf, die uns mit Sturm und Ungewitter zu bedrohen scheinen. Sein ganzes thätiges Leben war der Wohlfahrt von Cyrene gewidmet; sein Tod wird uns, wie ich große Ursache habe zu befürchten, eben so nachtheilig seyn, als sein Leben wohlthätig war. Er war, wiewohl seine Bescheidenheit und Klugheit es immer zu verbergen suchte, der wahre Urheber und die stärkste Stütze unsrer dermaligen Verfassung. Unglücklicher Weise ist noch keine Staatsverfassung erfunden worden, die durch sich selbst bestünde; und da sogar Platons Republik (seiner eigenen Versicherung nach) nur unter einer unmöglichen Bedingung von Dauer seyn könnte, von welchem andern Menschenwerk dürften wir uns mehr versprechen? Seit der Mann nicht mehr ist, der allein Ansehen und Weisheit genug besaß, dem Ehrgeitz des mächtigen Demokles und seiner Söhne das Gegengewicht zu halten, sehe ich einer Abspannung der Springfedern unsrer Staatsmaschine entgegen, wodurch sie nur zu bald ins Stocken gerathen wird. Wir werden in unsre alten Mißbräuche, Parteien und Erschütterungen zurückfallen, und was sollte mir dann ein längerer Aufenthalt in Cyrene? Doch dieß, bester Learch, ist weder das einzige, noch das ärgste, was mir bevorsteht, und das häusliche Glück, dessen ich seit meiner Verbindung mit der liebens-

würdigen Schweſter unſers Kleonidas genoß, auf immer zu zerſtören droht. Möge mein guter Genius den Unfall noch lange von uns entfernt halten, deſſen langſame Annäherung ich mir ſelbſt vergebens zu verbergen ſuche! — Trifft er mich, ſo iſt Athen und Korinth — doch weg mit dem unglückweiſſagenden Gedanken! Noch iſt Hoffnung. Die Aerzte haben zu einer Luftveränderung, wovon ſie uns die beſte Wirkung verſprechen, eine Reiſe nach Rhodus vorgeſchlagen, welche ich mit Kleonen und unſrer Tochter Arete, von Kleonidas, Muſarion und dem jungen Kallias, ihrem Sohne, begleitet, zu unternehmen im Begriff bin. Rufe Hygieien mit mir an, mein Freund, daß der Erfolg unſere Wünſche begünſtige!

Anmerkungen.

Br. I.

S. 6. Olynthus in der Chalcidice. — In der Macedoniſchen Landſchaft, wo der Berg Athos liegt, zwiſchen zwei Meerbuſen, hatten Griechen aus Chalkis in Euböa, wovon die ganze Landſchaft den Namen erhielt, die Stadt Olynthus erbaut, welche zu einer ſo anſehnlichen Größe empor wuchs, daß ſie zehntauſend Krieger, worunter tauſend Reiter, ins Feld ſtellen konnte. Der Krieg, den das, nach dem Frieden des Antalcidas mehr als je ſtolze, Sparta mit Olynthus führte, wurde die Veranlaſſung zu einer ganz neuen Umgeſtaltung der Dinge in Griechenland, wobei Theben, eben durch jenen Frieden zu einer Stadt zweiten Ranges herabgedrückt, ſich ſiegreich und glänzend erhob.

S. 6. Jaſon — Tyrann von Pherä in Theſſalien, erhob gegen 380 v. Chr. ſeinen kleinen Staat zu einer ſolchen Macht, daß er ein Heer von 20,000 Fußvolk und 3000 Reitern, ohne die leichten Truppen, unterhielt. Er hatte den Plan, den ſpäterhin Alexander ausführte, wurde aber, auf Anſtiften ſeiner Brüder, gemeuchelmordet.

S. 8. Das ganze Heer der Achäer. — Anspielung auf die Stelle der Ilias 2, 204.

S. 9. Anangke — Göttin der Nothwendigkeit.

Br. 2.

S. 12. Der gute Plato — — Menon. — Auch Eurybates, wie man sieht, gehört zu denen, welche den Platon mißverstehen. Sein Urtheil über dessen Filosofie im Allgemeinen ist das Urtheil eines — Geschäftsmannes, und man darf sich nicht verwundern, wenn es über Gegenstände dieser Art ein wenig seicht und voreilig ist: weit mehr dürfte man sich verwundern, daß er nicht einmal für den Menon den richtigen Gesichtspunkt ausgefunden hat, auf welchen doch Anfang und Ende des Dialogs hinweisen. Indeß muß ihm auch dieß wohl zu Gute gehalten werden, da es vielen gelehrten Leuten nicht besser damit ergangen ist. Auch hier muß Schleiermachers Einleitung nachgesehen werden.

S. 15. Moiren — Parzen, Göttinnen des Schicksals.

S. 17. Pella — Residenz der Könige von Mazedonien.

Br. 3.

S. 26. Lais — Sie hat gelebt! — Da ihrer hier zum letzten Male gedacht wird, so ist eine

heilung von ihrem letzten Schickſal, nebſt einigen
erkungen, wohl auch hier an ihrer rechten Stelle.
einer Lobrede auf die Liebe ſagt Plutarch (nach
Ueberſetzung von Jacobs a. a. O.) „Mit der
iſt ſo viel Enthaltſamkeit, Zucht und Redlichkeit
unden, daß ſie auch ein zügelloſes Gemüth durch
Berührung von andern Liebſchaften abziehen
. Denn ſie rottet die Frechheit in demſelben
drückt den Uebermuth nieder, impft ihm Scham-
gkeit, Stillſchweigen und Ruhe ein, umhüllt es
dem Gewande der Ehrbarkeit, und macht es
m Liebhaber unterthan. Ihr habt ohne Zweifel
der Lais, jener berühmten und vielgeliebten He-
gehört, wie ſie ganz Hellas mit Verlangen ent-
ete, ja, wie zwei Meere um ſie geſtritten haben.
aber die Liebe zum Hippolochus, dem Theſſalier,
Gemüth ergriff, verließ ſie das

n den grünlichen Wellen beſpülte Akrokorinthos,

oh heimlich der Schaar ihrer übrigen Liebhaber, und
ehrbar mit ihm. Aber dort in Theſſalien lockten ſie
Weiber, aus Neid und Eiferſucht über ihre Schön-
, in den Tempel der Venus, ſteinigten und ver-
melten ſie. Daher wird, wie es ſcheint, dieſer
pel auch noch jetzt der Tempel der mörderi-
n Afrodite genennt.“ Nach der Ermordung,
Feſte der Afrodite, wobei keine Männer gegen-
tig waren, heißt es anderwärts, brach eine Peſt

in Theſſalien aus, die nur endete, als man jenen Tempel erbaut hatte. Der Lais wurde an den Ufern des Peneus ein Grabmal errichtet, worauf folgende Inſchrift ſtand:

Das mit Ruhm gekrönte, im Kampfe nimmer beſiegte
Hellas beugte der Macht göttlicher Schönheit ſein Haupt,
Lais Schönheit! die Tochter des Amor nährte Korinthos,
In Theſſaliens Flur ruht der Entſchlummerten Staub.

Die Lais nun, welche dieſes Schickſal traf, hält Jacobs für die jüngere Lais, eine Tochter der Timandra; die ältere Lais, Ariſtipps Geliebte, ſcheint zu Korinth geſtorben zu ſeyn, wo die Korinthier ihr ein Denkmal im Kraneion errichteten, — obgleich ſie, wenn man den Epigrammendichtern, unter denen hier auch Platon mit ſeinem Epigramm auf den Spiegel der Lais genannt wird, trauen darf, ihre Reize überlebt hatte, womit ſich freilich die ihr nachgeſagte Art des Todes, den ſie auch Hedylus ſeiner Laidion ſterben läßt, nämlich — [illegible] der Liebe, ſchwer will vereinigen laſſen. Glaubt nun Wieland, auf alle dieſe Anekdoten nicht mehr Gewicht legen zu dürfen als auf die Ausfälle des Epikrates? Es ſcheint ſo, und man kann ihm darin

wohl nicht ganz Unrecht geben. Mit mehr Grund als Heinse aus Pausanias und Hippolochus zwei Geliebten der Lais gemacht hatte, verschweigt Wieland den Unterschied zwischen der älteren und jüngeren Lais, den er sehr wohl kannte, und behält nur eine einzige bei. Indem er aber aus dem Leben der älteren so viel wegschneidet, daß sie nicht zu dem Gemeinen, oder wie Aristipp sagt, zur Schmach einer gewöhnlichen Hetäre, herabsinkt, und lieber, mit Uebergehung der ganzen chronique scandaleuse aus dem Leben dieser älteren Lais, zu dem Zeitpunkte, wo nur eben die Vergänglichkeit des Jugendreizes sich vom weiten muthmaßen läßt, in die Lebensgeschichte der jüngeren einbiegt, raubt er dieser doch wieder, was sie nach Plutarchs Berichte vielleicht sehr vielen Lesern erst würde empfohlen haben. Was mag er also mit seiner Lais gewollt haben, da er, anstatt sie nun zuletzt mit Pausanias ein ehrbares Leben führen zu lassen, diesem Pausanias vielmehr, ohne irgend eine historische Verbürgung, einen solchen Charakter gegeben hat, der es unmöglich machte, daß Lais solch ein Leben mit ihm hätte führen können? Wie es scheint, hatte Wieland sich die doppelte Aufgabe gemacht, erst die vielen widersprechenden Nachrichten von Lais durch Auffindung ihres wahrscheinlichen Charakters und glaublicher Umstände in einen solchen Zusammenhang zu bringen, daß die Widersprüche gelöst würden, wobei denn das ganz Unstatthafte stillschweigend

verworfen werden mußte, und dann zu zeigen, von welcher Art eine Liebe habe seyn müssen, deren ein weibliches Wesen von diesem Charakter empfänglich war. Vor allen Dingen hat nun wohl Wieland darin Recht, daß er einer, nach allgemeinem Zeugniß, so schwer zugänglichen, geistreichen Frau wenig Temperament, und um ein gutes Theil mehr Kopf als Herz gab, so daß sie dessen, was man Liebe nennt, nicht sonderlich empfänglich seyn mußte. Gleichwohl wurde nun von ihr berichtet, daß sie einmal in ihrem Leben sogar eine leidenschaftliche Liebe gefühlt habe, denn auch von der ältern Lais erzählt man dieses. Es kam darauf an zu bestimmen, in welcher Periode ihres Lebens diese Liebe mit Wahrscheinlichkeit zu setzen sey. Historisch wahrscheinlich fiele dieß bei der einen und der andern Lais freilich in ihre Blüthenzeit, allein daran glaubte Wieland sich nicht binden zu müssen, zumal da nur Anekdoten Bürgschaft leisteten, und größern Unwahrscheinlichkeiten aus dem Wege zu gehen war, theils nämlich denen, welche das Alter der einen Lais zu Korinth, theils jenen, welche die Sage von der zweiten Lais in Thessalien betreffen. Er zog es daher vor, die Liebe seiner Lais so nahe an das Ende ihrer Blüthenzeit zu rücken, daß es einerseits eben so glaublich wird, verschmähte Liebhaber, beleidigter Stolz und Neid hätten wohl gewisse beißende Epigramme auf sie in Umlauf bringen können, als von der andern, daß

eben jetzt in einer ſolchen Frau eine ſolche Liebe und — gerade zu einem ſolchen Manne entſtehen konnte. Wer die Weiber kennt, und nicht ohne Welterfahrung iſt, wird geſtehen müſſen, daß hier alles dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß iſt, und Wieland, dem Lais für ſeine Darſtellung ſo viele Dienſte geleiſtet hatte als nur irgend möglich war, that wohl, lieber dem natürlichen Laufe der Dinge als widerſprechenden Sagen voller Unwahrſcheinlichkeit zu folgen. Habe er nun weder in der einen noch der andern Lais die griechiſche dargeſtellt, ſo iſt ſeine Lais doch ein in ſich vollendetes Weſen, und die Zeichnung ihres Charakters, die Motivirung der Begebenheiten, und die Schilderung der Art von Liebe, zu welcher dieſe Lais allein kommen konnte, und die vielleicht nirgend ſo entwickelt iſt als hier, ſind ein dieſes Meiſters ſo würdiges Werk, daß man ſelbſt dann über den Mangel an Aehnlichkeit mit dem Original hinwegſehen könnte, wenn er auch noch größer wäre als er es in der That doch nicht iſt.

Br. 4.

S. 32. Peiräon — der Hafen Piräeus bei Athen.

S. 32. Bendis — Diana bei den Thraziern, deren Feſt, Bendideia, ſeit der 88ſten Olympiade auch in Athen gefeiert wurde, wo ihr Tempel im

Hafen, nicht weit von dem [redacted] stand.

S. 43. Antinomien — [redacted] in dem Sinne von Regelwidrigkeiten genommen; gewöhnlich: Widerspruch eines [redacted] andern.

S. 44. Eiron — ein [redacted] Ironie ist.

S. 55. Jener aus dem Herodot bekannte Lydier — Gyges, wurde, nach Platon, zufolge des Gebrauches eines magischen, unsichtbar machenden Ringes, zum König von Lydien (vgl. Cic. de offic. 3, 9.) nach Herodot aber (1, 8. sqq.) dadurch, daß der König Kandaules ihn genöthigt hatte, seine Gemalin im Verstek entkleidet zu sehen, worüber diese, die den Gyges entdeckt hatte, entrüstet, ihm nur die Wahl zwischen dem eignen oder des Königs Tode ließ. Gyges brachte den König um, und erhielt mit dessen Gemalin auch sein Reich.

Br. 5.

S. 71. Glaukon in Xenofons Denkwürdigkeiten — Buch 3. Kap. 6.

S. 77. Knoten in Binsen suchen (nodum in scirpo quaerere) sprichwörtliche Redensart für: auch da Schwierigkeiten finden, wo keine sind; denn die Binsen haben keine Knoten.

S. 91. Moloſſer — Dogge. Die Landſchaft Moloſſis in Epirus war wegen ihrer ſtarken und muthigen Hunde, die auch zur Jagd trefflich zu gebrauchen waren, berühmt.

S. 91. Muſik — Muſenkünſte, mit Inbegriff aller der Wiſſenſchaften, die zu einer wahrhaft menſchlichen Bildung weſentlich gehören.

S. 94. Die eilfſaitige Lyra des Sängers Timotheus — Der Timotheus, von welchem hier die Rede iſt, war einer der berühmteſten Tonkünſtler und muſikaliſchen Dichter der Zeit, in welcher die ſämmtlichen in dieſen Briefen vorkommenden Perſonen gelebt haben. Er wurde, zum Dank, daß er den Geſang und die Saitenmuſik ſeiner Zeit (nach unſrer gewöhnlichen Vorſtellung) zu einer weit höhern Vollkommenheit gebracht als worin er beide gefunden, von den ſtrengern Anhängern der alten, äußerſt einfachen, an wenige Formen gebundenen, feierlich ernſten Muſik für einen ihrer größten Verderber erklärt, und unter andern von dem komiſchen Dichter Ferecides, ſeinem Zeitgenoſſen, in einem von Plutarch aufbehaltenen beträchtlichen Bruchſtück ſeines Chirons, ſehr übel mitgenommen. Indeſſen war nicht er, wie ſpätere Kompilatoren ſagen, ſondern (laut des beſagten Fragments) ein gewiſſer Melanippides derjenige, der die Saitenzahl der Lyra, welche ſchon ſein Meiſter Frynis, zum größten Aergerniß der Eiferer für die gute alte Sitte

(S. die Anklagsrede des dikaios Logos in den Wolken des Aristofanes) bis auf sieben gebracht hatte, noch mit fünf neuen vermehrte. Wie dem aber seyn mochte, genug Timotheus war, wie es scheint, der erste, der mit einer eilf- oder zwölfsaitigen Magadis (einer Art von Cither, auf deren Saiten ohne Plektron mit den bloßen Fingern geklimpert wurde) zu Sparta erschien, und sich unter andern mit einem dithyrambischen Gesang über die bekannte Fabel von Jupiter und Semele hören ließ. Aber die Spartanische Regierung nahm diese sittenverderbliche Neuerung (wiewohl damals wenig mehr an ihren Sitten zu verderben war) so übel, daß sie ein Dekret (welches uns Boëthius in seinem Buche de Musica aufbehalten hat) abfaßte, des Inhalts: „Demnach ein gewisser Timotheus (oder Timotheor, wie man in Sparta zu sprechen pflegte) von Milet in ihrer Stadt angekommen, und durch sein Spiel öffentlich bewiesen habe, daß er die alte Musik und die alte Lyra verachte, indem er die Zahl der Töne und der Saiten über alle Gebühr vermehrt, der alten einfachen Art zu singen, eine viel zusammengesetztere Chromatische untergeschoben, auch in seinem Gedicht über die Niederkunft der Semele die geziemende Anständigkeit *) gröblich verletzt

*) Nämlich durch das fürchterliche Geschrei, welches er die in des Donnerers allzufeuriger Umarmung sich

abe: als hätten die Könige und Eforen, in Erwä-
ung, daß ſolche Neuerungen nicht anders als den
uten Sitten ſehr nachtheilig ſeyn könnten, und zu
Verhütung der davon zu beſorgenden Folgen, beſag-
em Timotheor einen öffentlichen Verweis gegeben,
nd befohlen, daß ſeine Lyra auf ſieben Saiten zu-
ückgeſetzt und die übrigen ausgeriſſen werden ſollten.“
– Daß Athenäus (im 10. Kap. des XIV. B.) dieſe
Anekdote nach andern Autoren anders erzählt, bewei-
et eben ſo wenig gegen ſie, als das Anſehen des edlen
nd für ſein Zeitalter gelehrten Boëthius die Aecht-
eit des Dekrets, nach Verfluß von 1000 Jahren,
verbürgen kann. Ich kenne nicht eine einzige Griechiſche
Anekdote dieſer Art, die nicht von andern anders
rzählt würde. Gewiß iſt indeſſen, daß das Dekret
anz im Geiſte der Spartaniſchen Ariſtokratie, die in
llem ſtreng über die alten Formen hielt, und ihrem
Geſchmack in der Muſik gemäß, abgefaßt iſt. W.

S. 100. Getempert — Tempern iſt ein wenig
mehr üblicher Kunſtausdruck der Maler, und bedeutet
o viel als dämpfen, mildern.

verzehrende und vor Angſt und Schmerz zu früh von dem jungen Bacchus entbundene Semele erheben ließ; wie aus einer Stelle im Athenäus, B. VIII. Kap. 5. erhellet; denn eine andere Art von Unziemlichkeit iſt hier nicht zu vermuthen.

S. 102. Die Lüge — — stammt von den Föniziern her — Daß Plato durch dieſes Vorgeben ſeinem Mährchen eine Art von Beglaubigung geben wolle, iſt klar genug: aber worauf er die Föniziſche Abkunft deſſelben gründet, und wer die Dichter ſind, welche verſichern, es habe ſich an vielen Orten zugetragen, weiß ich nicht. Denn daß er auf die bewaffneten Männer anſpiele, die aus der Erde hervorgeſprungen ſeyn ſollen, als der Fönizier Kadmus die Zähne des von ihm erlegten Kaſtaliſchen Drachen in die Erde ſäete, oder auf die goldnen, ſilbernen, ehernen, heroiſchen und eiſernen Menſchen des Heſiodus, die nicht zugleich ſondern in auf einander folgenden Generazionen, nicht aus dem Schooß der Erde hervorſprangen, ſondern von den Göttern gebildet und zum Theil gezeugt wurden, — iſt mir nicht wahrſcheinlich. Doch vielleicht will er mit dieſer anſcheinenden Beglaubigung ſeines in der That gar zu abgeſchmackten Mährchens nicht mehr ſagen, als mit dem etwas plattſcherzhaften Zweifel ſeines Sokrates „ob es ſich künftig jemals wieder zutragen dürfte.“ W.

S. 113. Delfi. Nach der alten Vorſtellung der Griechen von der Erdſcheibe war Delfi der Mittelpunkt derſelben, und wurde darum der Nabel der Erde genannt. Apollon ſollte gerade deshalb ſein Orakel daſelbſt geſtiftet haben.

Br. 6.

S. 118. Prarillens Adonis — Prarilla, eine zu ihrer Zeit berühmte Skoliendichterin aus Sicyon, hatte ein Lied verfertiget, worin Adonis, den ſie ſo eben im Reich der Schatten anlangen läßt, auf die Frage: was von allem, ſo er auf der Oberwelt habe zurücklaſſen müſſen, das Schönſte ſey? zur Antwort giebt: „Sonne, Mond, Gurken und Aepfel.“ Man fand dieſe Antwort ſo albern naif, daß die Redensart, einfältiger als Prarillens Adonis, zum Sprüchwort wurde. W.

S. 125. Daß die Seele aus drei ihrer Natur nach verſchiedenen — — Seelen beſtehe — Daß Platon hiemit hinſtrebte nach der Unterſcheidung des Erkenntniß- Begehrungs- und Gefühls-Vermögens, unterliegt ſo wenig einem Zweifel, als das große Verdienſt, welches er ſich um Pſychologie erworben hat. Am zweckmäßigſten wird man mit dieſer Stelle vergleichen Carus Geſchichte der Pſychologie S. 301 — 306.

Br. 7.

S. 180. Aeki Kataski — Sind ein Paar Zauberworte von denen, die bei den Griechen Efesia grammata hießen, womit von Betrügern und abergläubiſchen Leuten allerlei Alfanzerei getrieben wurde,

und über deren Abſtammung und Bedeutung vergebliches ſtilologiſirt worden iſt.

S. 182. Filodoxen — Platon ſagt im fünften Buche ſeiner Republik: Welche Manches gerecht finden, das Schöne ſelbſt aber nicht ſehen, zu deſſen Anſchauung ſich zu erheben vermögend, welche im Einzelnen Manches gerecht finden, Gerechte ſelbſt aber nicht begreifen: werden von ſolchen nicht ſagen, daß ſie nur meinen, aber wahrhaft erkennen? Und wie, werden von ſolchen, die Jegliches an ſich anſchauen, es ewig auf dieſelbe Weiſe iſt, nicht ſagen, daß ſie erkennen, nicht aber meinen? werden wir ſolchen nicht Liebe für das zuſchreiben, was der Erkenntniß, den Andern aber nur für das, was der Meinung angehört? Mit Unrecht werden wir daher dieſe als Filodoxen, jene hergegen als Filoſofen bezeichnen. Denn welche jedes in ſeinem Weſen, in ſeinem wahren Seyn umfaſſen, verdienen den Namen Philoſophen.

S. 187. Noëſis und Dianoia — Sind bei Platon eben ſo unterſchieden wie bei uns Vernunft und Verſtandeserkenntniß.

Br. 8.

S. 200. Tantaliſiren — Des Tantalus Schickſal bereiten, dem ewig ein brennendes Verlangen erregt und nie befriedigt wurde.

S. 201. Dialektik — Iſt bei Platon in der hier beurtheilten Stelle die filoſofiſche Wiſſenſchaft überhaupt, und von der dialektiſchen Methode wird dieſem gemäß behauptet, daß ſie zur Erkenntniß des Weſens führe. Platon ſelbſt nimmt anderwärts Dialektik nicht in dieſer Bedeutung.

S. 202. Von allem, was äſthetiſch iſt, losgewunden — Aeſthetiſch ſteht hier, ſo wie ſpäterhin, in ſeiner urſprünglichen Bedeutung für wahrnehmbar durch die Sinne.

S. 208. Mit dem arithmetiſch geometriſchen Unſinn — Die ſogenannte Platoniſche Zahl, wovon Ariſtipp hier mit einer Art von Unwillen ſpricht, die ihm zu gut zu halten iſt, hat von alten Zeiten her vielen bene und male feriatis unter Filologen, Mathematikern und Filoſofen, manche ſaure Stunde gemacht. Alle haben bisher bekennen müſſen, daß ihnen die Auflöſung dieſes Räthſels, oder vielmehr die Bemühung, Sinn in dieſen anſcheinenden Unſinn zu bringen, nicht habe gelingen wollen. Ich geſtehe gern, daß ich den Verſuch, eine auch nur den ſchwächſten Schein einer ſichtbaren Dunkelheit von ſich gebende Ueberſetzung dieſer berüchtigten Stelle, eben ſo wohl, wie der ſehr geſchickte und beinahe enthuſiaſtiſch für den göttlichen Plato eingenommene Franzöſiſche Dollmetſcher, über meine Kräfte gefunden habe. Herr Kleuker, — dem wir eine ſchwer zu leſende Ueberſetzung der

verworfen werden mußte, und dann zu zeigen, von welcher Art eine Liebe habe seyn müssen, deren ein weibliches Wesen von diesem Charakter empfänglich war. Vor allen Dingen hat nun wohl Wieland darin Recht, daß er einer, nach allgemeinem Zeugniß, so schwer zugänglichen, geistreichen Frau wenig Temperament, und um ein gutes Theil mehr Kopf als Herz gab, so daß sie dessen, was man Liebe nennt, nicht sonderlich empfänglich seyn mußte. Gleichwohl wurde nun von ihr berichtet, daß sie einmal in ihrem Leben sogar eine leidenschaftliche Liebe gefühlt habe, denn auch von der ältern Lais erzählt man dieses. Es kam darauf an zu bestimmen, in welche Periode ihres Lebens diese Liebe mit Wahrscheinlichkeit zu setzen sey. Historisch wahrscheinlich fiele dieß bei der einen und der andern Lais freilich in ihre Blüthenzeit, allein daran glaubte Wieland sich nicht binden zu müssen, zumal da nur Anekdoten Bürgschaft leisteten, und größern Unwahrscheinlichkeiten aus dem Wege zu gehen war, theils nämlich denen, welche das Alter der einen Lais zu Korinth, theils jenen, welche die Sage von der zweiten Lais in Thessalien betreffen. Er zog es daher vor, die Liebe *seiner* Lais so nahe an das Ende ihrer Blüthenzeit zu rücken, daß es einerseits eben so glaublich wird, verschmähte Liebhaber, beleidigter Stolz und Neid hätten wohl gewisse beißende Epigramme auf sie in Umlauf bringen können, als von der andern, daß

eben jetzt in einer ſolchen Frau eine ſolche Liebe und — gerade zu einem ſolchen Manne entſtehen konnte. Wer die Weiber kennt, und nicht ohne Welterfahrung iſt, wird geſtehen müſſen, daß hier alles dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß iſt, und Wieland, dem Lais für ſeine Darſtellung ſo viele Dienſte geleiſtet hatte als nur irgend möglich war, that wohl, lieber dem natürlichen Laufe der Dinge als widerſprechenden Sagen voller Unwahrſcheinlichkeit zu folgen. Habe er nun weder in der einen noch der andern Lais die griechiſche dargeſtellt, ſo iſt ſeine Lais doch ein in ſich vollendetes Weſen, und die Zeichnung ihres Charakters, die Motivirung der Begebenheiten, und die Schilderung der Art von Liebe, zu welcher dieſe Lais allein kommen konnte, und die vielleicht nirgend ſo entwickelt iſt als hier, ſind ein dieſes Meiſters ſo würdiges Werk, daß man ſelbſt dann über den Mangel an Aehnlichkeit mit dem Original hinwegſehen könnte, wenn er auch noch größer wäre als er es in der That doch nicht iſt.

Br. 4.

S. 32. Peiräon — der Hafen Piräeus bei Athen.

S. 32. Bendis — Diana bei den Thraziern, deren Feſt, Bendideia, ſeit der 88ſten Olympiade auch in Athen gefeiert wurde, wo ihr Tempel im

Hafen, nicht weit von dem der [illegible] stand.

S. 43. Antinomien — sind [illegible] in dem Sinne von Regelwidrigkeiten genommen; gewöhnlich: Widerspruch eines Gesetzes mit dem andern.

S. 44. Eiron — ein solcher, dessen [illegible] Ironie ist.

S. 55. Jener aus dem Herodot bekannte Lydier — Gyges, wurde, nach Platon, zufolge des Gebrauches eines magischen, unsichtbar machenden Ringes, zum König von Lydien (vgl. Cic. de offic. 3, 9.) nach Herodot aber (1, 8. fgg.) dadurch, daß der König Kandaules ihn genöthigt hatte, seine Gemalin im Versteck entkleidet zu sehen, worüber diese, die den Gyges entdeckt hatte, entrüstet, ihm nur die Wahl zwischen dem eignen oder des Königs Tode ließ. Gyges brachte den König um, und erhielt mit dessen Gemalin auch sein Reich.

Br. 5.

S. 71. Glaukon in Xenofons Denkwürdigkeiten — Buch 3. Kap. 6.

S. 77. Knoten in Binsen suchen (nodum in scirpo quaerere) sprüchwörtliche Redensart für: auch da Schwierigkeiten finden, wo keine sind; denn die Binsen haben keine Knoten.

S. 91. Moloſſer — Dogge. Die Landſchaft Moloſſis in Epirus war wegen ihrer ſtarken und muthigen Hunde, die auch zur Jagd trefflich zu gebrauchen waren, berühmt.

S. 91. Muſik — Muſenkünſte, mit Inbegriff aller der Wiſſenſchaften, die zu einer wahrhaft menſchlichen Bildung weſentlich gehören.

S. 94. Die eilfſaitige Lyra des Sängers Timotheus — Der Timotheus, von welchem hier die Rede iſt, war einer der berühmteſten Tonkünſtler und muſikaliſchen Dichter der Zeit, in welcher die ſämmtlichen in dieſen Briefen vorkommenden Perſonen gelebt haben. Er wurde, zum Dank, daß er den Geſang und die Saitenmuſik ſeiner Zeit (nach unſrer gewöhnlichen Vorſtellung) zu einer weit höhern Vollkommenheit gebracht als worin er beide gefunden, von den ſtrengern Anhängern der alten, äußerſt einfachen, an wenige Formen gebundenen, feierlich ernſten Muſik für einen ihrer größten Verderber erklärt, und unter andern von dem komiſchen Dichter Ferecides, ſeinem Zeitgenoſſen, in einem von Plutarch aufbehaltenen beträchtlichen Bruchſtück ſeines Chirons, ſehr übel mitgenommen. Indeſſen war nicht er, wie ſpätere Kompilatoren ſagen, ſondern (laut des beſagten Fragments) ein gewiſſer Melanippides derjenige, der die Saitenzahl der Lyra, welche ſchon ſein Meiſter Frynis, zum größten Aergerniß der Eiferer für die gute alte Sitte

(S. die Anklagsrede des dikaios Logos in den Wolken des Aristofanes) bis auf sieben gebracht hatte, noch mit fünf neuen vermehrte. Wie dem aber seyn mochte, genug Timotheus war, wie es scheint, der erste, der mit einer eilf- oder zwölfsaitigen Magadis (einer Art von Cither, auf deren Saiten ohne Plektron mit den bloßen Fingern geklimpert wurde) zu Sparta erschien, und sich unter andern mit einem dithyrambischen Gesang über die bekannte Fabel von Jupiter und Semele hören ließ. Aber die Spartanische Regierung nahm diese sittenverderbliche Neuerung (wiewohl damals wenig mehr an ihren Sitten zu verderben war) so übel, daß sie ein Dekret (welches uns Boëthius in seinem Buche de Musica aufbehalten hat) abfaßte, des Inhalts: „Demnach ein gewisser Timotheus (oder Timotheor, wie man in Sparta zu sprechen pflegte) von Milet in ihrer Stadt angekommen, und durch sein Spiel öffentlich bewiesen habe, daß er die alte Musik und die alte Lyra verachte, indem er die Zahl der Töne und der Saiten über alle Gebühr vermehrt, der alten einfachen Art zu singen, eine viel zusammengesetztere Chromatische untergeschoben, auch in seinem Gedicht über die Niederkunft der Semele die geziemende Anständigkeit *) gröblich verletzt

*) Nämlich durch das fürchterliche Geschrei, welches er die in des Donnerers allzufeuriger Umarmung sich

habe: als hätten die Könige und Eforen, in Erwägung, daß ſolche Neuerungen nicht anders als den guten Sitten ſehr nachtheilig ſeyn könnten, und zu Verhütung der davon zu beſorgenden Folgen, beſagtem Timotheor einen öffentlichen Verweis gegeben, und befohlen, daß ſeine Lyra auf ſieben Saiten zurückgeſetzt und die übrigen ausgeriſſen werden ſollten." — Daß Athenäus (im 10. Kap. des XIV. B.) dieſe Anekdote nach andern Autoren anders erzählt, beweiſet eben ſo wenig gegen ſie, als das Anſehen des edlen und für ſein Zeitalter gelehrten Boëthius die Aechtheit des Dekrets, nach Verfluß von 1000 Jahren, verbürgen kann. Ich kenne nicht eine einzige Griechiſche Anekdote dieſer Art, die nicht von andern anders erzählt würde. Gewiß iſt indeſſen, daß das Dekret ganz im Geiſte der Spartaniſchen Ariſtokratie, die in allem ſtreng über die alten Formen hielt, und ihrem Geſchmack in der Muſik gemäß, abgefaßt iſt. W.

S. 110. Getempert — Tempern iſt ein wenig mehr üblicher Kunſtausdruck der Maler, und bedeutet ſo viel als dämpfen, mildern.

verzehrende und vor Angſt und Schmerz zu früh von dem jungen Bacchus entbundene Semele erheben ließ; wie aus einer Stelle im Athenäus, B. VIII. Kap. 5. erhellet; denn eine andere Art von Unziemlichkeit iſt hier nicht zu vermuthen.

S. 102. Die Lüge — — stammt von den Fönizіern her — Daß Plato durch dieſes Vorgeben ſeinem Mährchen eine Art von Beglaubigung geben wolle, iſt klar genug: aber worauf er die Fönizіſche Abkunft deſſelben gründet, und wer die Dichter ſind, welche verſichern, es habe ſich an vielen Orten zugetragen, weiß ich nicht. Denn daß er auf die bewaffneten Männer anſpiele, die aus der Erde hervorgeſprungen ſeyn ſollen, als der Fönizier Kadmus die Zähne des von ihm erlegten Kaſtaliſchen Drachen in die Erde ſäete, oder auf die goldnen, ſilbernen, ehernen, heroiſchen und eiſernen Menſchen des Heſiodus, die nicht zugleich ſondern in auf einander folgenden Generazionen, nicht aus dem Schooß der Erde hervorſprangen, ſondern von den Göttern gebildet und zum Theil gezeugt wurden, — iſt mir nicht wahrſcheinlich. Doch vielleicht will er mit dieſer anſcheinenden Beglaubigung ſeines in der That gar zu abgeſchmackten Mährchens nicht mehr ſagen, als mit dem etwas plattſcherzhaften Zweifel ſeines Sokrates „ob es ſich künftig jemals wieder zutragen dürfte.“ W.

S. 113. Delfi. Nach der alten Vorſtellung der Griechen von der Erdſcheibe war Delfi der Mittelpunkt derſelben, und wurde darum der Nabel der Erde genannt. Apollon ſollte gerade deshalb ſein Orakel daſelbſt geſtiftet haben.

Br. 6.

S. 118. Prarillens Adonis — Prarilla, eine zu ihrer Zeit berühmte Skoliendichterin aus Sicyon, hatte ein Lied verfertiget, worin Adonis, den sie so eben im Reich der Schatten anlangen läßt, auf die Frage: was von allem, so er auf der Oberwelt habe zurücklassen müssen, das Schönste sey? zur Antwort giebt: „Sonne, Mond, Gurken und Aepfel.“ Man fand diese Antwort so albern naif, daß die Redensart, einfältiger als Prarillens Adonis, zum Sprüchwort wurde. W.

S. 125. Daß die Seele aus drei ihrer Natur nach verschiedenen — — Seelen bestehe — Daß Platon hiemit hinstrebte nach der Unterscheidung des Erkenntniß-Begehrungs- und Gefühls-Vermögens, unterliegt so wenig einem Zweifel, als das große Verdienst, welches er sich um Psychologie erworben hat. Am zweckmäßigsten wird man mit dieser Stelle vergleichen Carus Geschichte der Psychologie S. 301—306.

Br. 7.

S. 180. Aski Kataski — Sind ein Paar Zauberworte von denen, die bei den Griechen Efesia grammata hießen, womit von Betrügern und abergläubischen Leuten allerlei Alfanzerei getrieben wurde,

und über deren Abstammung und Bedeutung vergebliches filologisirt worden ist.

S. 182. Filodoxen — Platon sagt im 5ten Buche seiner Republik: Welche Manches gerecht finden, das Schöne selbst aber nicht sehen, zu dessen Anschauung sich zu erheben vermögend, welche im Einzelnen Manches gerecht finden, Gerechte selbst aber nicht begreifen: werden von solchen nicht sagen, daß sie nur meinen, aber wahrhaft erkennen? Und wie, werden von solchen, die Jegliches an sich anschauen, es ewig auf dieselbe Weise ist, nicht sagen, daß sie erkennen, nicht aber meinen? werden wir solchen nicht Liebe für das zuschreiben, was der Erkenntniß, den Andern aber nur Lieb für das, was der Meinung angehört? Mit Unrecht werden wir daher diese als Filodoxen, jene hergegen als Filosofen bezeichnen. Die, welche jedes in seinem Wesen, in seinem wahren Seyn umfassen, verdienen den Namen Filosofen.

S. 187. Noësis und Dianoia — Sind Platon eben so unterschieden wie bei uns Vernunft und Verstandeserkenntniß.

Br. 8.

S. 200. Tantalisiren — Des Tantalus Schicksal bereiten, dem ewig ein brennendes Verlangen erregt und nie befriedigt wurde.

S. 201. Dialektik — Iſt bei Platon in der hier beurtheilten Stelle die filoſofiſche Wiſſenſchaft überhaupt, und von der dialektiſchen Methode wird dieſem gemäß behauptet, daß ſie zur Erkenntniß des Weſens führe. Platon ſelbſt nimmt anderwärts Dialektik nicht in dieſer Bedeutung.

S. 202. Von allem, was äſthetiſch iſt, losgewunden — Aeſthetiſch ſteht hier, ſo wie ſpäterhin, in ſeiner urſprünglichen Bedeutung für wahrnehmbar durch die Sinne.

S. 208. Mit dem arithmetiſch geometriſchen Unſinn — Die ſogenannte Platoniſche Zahl, wovon Ariſtipp hier mit einer Art von Unwillen ſpricht, die ihm zu gut zu halten iſt, hat von alten Zeiten her vielen bene und male feriatis unter Filologen, Mathematikern und Filoſofen, manche ſaure Stunde gemacht. Alle haben bisher bekennen müſſen, daß ihnen die Auflöſung dieſes Räthſels, oder vielmehr die Bemühung, Sinn in dieſen anſcheinenden Unſinn zu bringen, nicht habe gelingen wollen. Ich geſtehe gern, daß ich den Verſuch, eine auch nur den ſchwächſten Schein einer ſichtbaren Dunkelheit von ſich gebende Ueberſetzung dieſer berüchtigten Stelle, eben ſo wohl, wie der ſehr geſchickte und beinahe enthuſiaſtiſch für den göttlichen Plato eingenommene Franzöſiſche Dollmetſcher, über meine Kräfte gefunden habe. Herr Kleuker, — dem wir eine ſchwer zu leſende Ueberſetzung der

Werke Platons, zu danken haben, die nicht ohne Verdienst ist, und einem künftigen lesbaren Uebersetzer die herkulische Arbeit nicht wenig erleichtern wird, — ist herzhafter gewesen als wir beide: und da seine Dollmetschung wohl den wenigsten Lesern dieser Briefe zur Hand seyn dürfte, so sehe ich mich zu Aristipps und meiner eigenen Rechtfertigung beinahe genöthiget, von seiner mühsamen Arbeit dankbaren Gebrauch zu machen, und seine wörtlich getreue Uebersetzung dieser Stelle, so weit sie die Platonische Zahl betrifft, hier abdrucken zu lassen. Sie lautet folgender Maßen:

„— Alles Lebende auf Erden hat seine Zeit der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, der Seele und dem Körper nach. Diese Zeit ist zu Ende, wenn die umkreisende Linie eines jeden Zirkels wieder auf den ersten Punkt seines Anfangs kommt. Die kleinen Umkreise haben ein kurzdaurendes, die entgegengesetzten ein entgegen gesetztes Leben. Nun aber werden diejenigen, die ihr zu Regenten des Staats gebildet habt, so weise sie auch seyn mögen, dennoch den Zeitpunkt der glücklichen Erzeugung und der Unfruchtbarkeit eines Geschlechts durch alles Nachdenken mit Hülfe der sinnlichen Erfahrung nicht treffen. Dieser Zeitpunkt wird ihnen entwischen, und sie werden einmal Kinder zeugen, wenn sie nicht sollten. Der Umkreis der göttlichen Zeugungen hält eine vollkommene Zahl in sich: aber

mit der Periode der menſchlichen Zeugungen verhält es ſich ſo:

„daß die Vermehrungen der Grundzahl, „nämlich drei potenziirende und potenziirte „Fortrückungen zur Vollendung, welche vier „unterſchiedene Beſtimmungen des Aehnlichen „und Unähnlichen, des Wachſenden und Ab„nehmenden annehmen, alles in gegenſeitigen „Beziehungen und ausgedruckten Verhältniſſen „darſtellen. Die Grundzahl dieſer Verhältniſſe, „nämlich die Einsdrei mit der Fünfe verbun„den, giebt nach dreifacher Vermehrung eine „zwiefache Harmonie; eine gleiche ins Gevierte, „als Hundert in der Länge und Hundert in der „Breite; eine andere, die zwar von gleicher „Länge iſt, aber mit Verlängerung der einen „Seite, ſo daß zwar auch Hundert an der Zahl, „nach dem diametriſchen Ausdruck der Fünfen „darin liegen, wovon aber jede dieſer Fünfen „noch eine bedarf, und zwei Seiten unausgedruckt „ſind: Hundert aber folgen aus den Kuben der „Dreiheit. Dieſe ganze Zahl iſt nun geometriſch „und regiert über die vollkommnern oder unvoll„kommnern menſchlichen Zeugungen u. ſ. f.

Herr Kleuker hat uns in einer Anmerkung zu dieſer Platoniſchen Offenbarung, welche ihm vielleicht doch erklärbar ſcheint, einen künftig nähern

Aufschluß darüber hoffen lassen; ob und wo er diese Hoffnung erfüllt habe, ist mir unbekannt. W.

S. 215. Seit dem Thrazischen Diomedes — Von diesem wird erzählt, er habe seine Pferde mit Menschenfleische gefüttert, und zu diesem Behuf die Fremden, die in seine Gewalt geriethen, ermordet. —

Zu Brief 4—8.

Wollte der Herausgeber dem, wozu der verewigte Wieland ihn mehrmals aufforderte, Genüge leisten, diese seine Beurtheilung der sogenannten Platonischen Republik wieder zu beurtheilen, so müßte er besorgen, in den Fall Aristipps zu kommen, über das beurtheilte Buch ein wenigstens eben so dickes Buch zu schreiben. Gesetzt nun auch, daß es Leser gäbe, die ihm dieß danken würden, so wäre doch hier schwerlich der Ort dazu. Um jedoch der Aufforderung einigermaßen zu genügen, will der Herausgeber wenigstens einige Bemerkungen mittheilen, die vielleicht zu einer weiteren Vergleichung mit der Aristippischen Beurtheilung einladen. Im Betreff des Hauptzwecks dieses Dialogen und des Zusammenhanges der Episoden mit demselben würde es Unrecht seyn, eine Schrift nicht zu berücksichtigen, welche Wieland, ungeachtet sie vier Jahre vor dem Aristipp nicht erschienen war,

doch nicht gekannt zu haben scheint, Morgensterns de Platonis Republica Commentatio prima: de proposito atque argumento operis. Halle 1794. Hiemit sind zu vergleichen die Bemerkungen Garve's sowohl in seiner Darstellung der verschiedenen Moralsysteme (S. 32 fgg.) als in den Anhängen zu seiner Uebersetzung der Politik des Aristoteles (Bd. 2. S. 184 fgg.). Auf Tiedemann, Tennemann und Buhle erst noch besonders zu verweisen, würde wohl unnöthig seyn.

Morgenstern unterscheidet in diesem Dialog den Hauptzweck und mehrere Nebenzwecke. Daß der Hauptzweck nicht die Aufstellung einer idealen Staatsverfassung sey, ungeachtet der Dialog den Namen davon trägt, und ein sehr großer Theil desselben sich damit beschäftigt, sondern Untersuchung über Dikäosyne, darin stimmen alle unbefangenen Leser mit einander überein, und Wieland läßt seinen Aristipp ausdrücklich sagen „ihm scheine die vornehmste Absicht dahin zu gehen, der in mancherlei Rücksicht äußerst nachtheiligen Dunkelheit, Verworrenheit und Unhaltbarkeit der vulgaren Begriffe und herrschenden Vorurtheile über den Grund und die Natur dessen, was recht und unrecht ist, durch eine scharfe Untersuchung auf immer abzuhelfen.“ Hiebei kommt nun aber bald ein Anstoß an dem Worte Dikäosyne, welches man gewöhnlich durch Ger[redacted]ton gebraucht

Aufschluß darüber hoffen lassen; ob und wo er diese Hoffnung erfüllt habe, ist mir unbekannt. W.

S. 215. Seit dem Thrazischen Diomedes — Von diesem wird erzählt, er habe seine Pferde mit Menschenfleische füttert, und zu diesem Behuf die Fremden, die in seine Gewalt geriethen, ermordet. —

Zu Brief 4—8.

Wollte der Herausgeber ihm, wozu der verewigte Wieland ihn mehrmals aufforderte, Genüge leisten, diese seine Beurtheilung der sogenannten Platonischen Republik wieder zu beurtheilen, so müßte er besorgen, in den Fall Aristipps zu kommen, über das beurtheilte Buch ein wenigstens eben so dickes Buch zu schreiben. Gesetzt nun auch, daß es Leser gäbe, die ihm dieß danken würden, so wäre doch hier schwerlich der Ort dazu. Um jedoch der Aufforderung einigermaßen zu genügen, will der Herausgeber wenigstens einige Bemerkungen mittheilen, die vielleicht zu einer weiteren Vergleichung mit der Aristippischen Beurtheilung einladen. Im Betreff des Hauptzwecks dieses Dialogen und des Zusammenhanges der Episoden mit demselben würde es Unrecht seyn, eine Schrift nicht zu berücksichtigen, welche Wieland, ungeachtet sie vier Jahre vor dem Aristipp nicht erschienen war,

doch nicht gekannt zu haben ſcheint, Morgenſterns de Platonis Republica Commentatio prima de propoſito atque argumento operis. Halle 1794. Hiemit ſind zu vergleichen die Bemerkungen Garve's ſowohl in ſeiner Darſtellung der verſchiedenen Moralſyſteme (S. 32 fgg.) als in den Anhängen zu ſeiner Ueberſetzung der Politik des Ariſtoteles (Bd. 2. S. 184 fgg.). Auf Tiedemann, Tennemann und Buhle erſt noch beſonders zu verweiſen, würde wohl unnöthig ſeyn.

Morgenſtern unterſcheidet in dieſem Dialog den Hauptzweck und mehrere Nebenzwecke. Daß der Hauptzweck nicht die Aufſtellung einer idealen Staatsverfaſſung ſey, ungeachtet der Dialog den Namen davon trägt, und ein ſehr großer Theil deſſelben ſich damit beſchäftigt, ſondern Unterſuchung über Dikáoſyne, darin ſtimmen alle unbefangenen Leſer mit einander überein, und Wieland läßt ſeinen Ariſtipp ausdrücklich ſagen „ihm ſcheine die vornehmſte Abſicht dahin zu gehen, der in mancherlei Rückſicht äußerſt nachtheiligen Dunkelheit, Verworrenheit und Unhaltbarkeit der vulgaren Begriffe und herrſchenden Vorurtheile über den Grund und die Natur deſſen, was recht und unrecht iſt, durch eine ſcharfe Unterſuchung auf immer abzuhelfen.“ Hiebei kommt nun aber bald ein Anſtoß an dem Worte Dikáoſyne, welches man gewöhnlich durch Gerechtigkeit überſetzt. Platon gebraucht

allerdings dieſes Wort auch in dem gewöhnlicher
den bei weitem meiſten Stellen dieſes Dialogs,
in einem von dem Sprachgebrauche ganz abwei
den Sinne, nach Morgenſterns Ausdruck „bein
für Tugend überhaupt.“ Wielands Ar
hat dieß auch nicht unbemerkt gelaſſen, denn er
„Da ein Wort doch weiter nichts als ein Zei
einer Sache, oder vielmehr der Vorſtellung, di
von ihr haben, iſt, ſo kann es dem Wort Ge
tigkeit allerdings gleichviel ſeyn, was Plato
zu bezeichnen beliebt; aber der Sprache iſt
nicht gleichgültig, und ich ſehe nicht, mit we
Recht ein einzelner Mann, Filoſofof oder Sch
ſich anmaßen könne, Worte, denen der Spra
brauch eine gewiſſe Bedeutung gegeben hat,
anders heißen zu laſſen als ſie bisher immer geh
haben. Was Plato unter verſchiedenen Fo
Gerechtigkeit nennt, iſt bald die innere W
heit und Güte eines Dinges, die ihm eben da
daß es recht iſt, oder daß es iſt was es
ſoll, zukommt; bald die Ordnung, die d
entſteht, wenn viele verſchiedene mit einande
einem gewiſſen Zweck in Verbindung ſtehende
das, was ſie vermöge dieſer Verbindung ſeyn ſ
immer ſind; bald die Harmonie, die eine n
liche Wirkung dieſer Ordnung iſt.“ An einer a
Stelle ſagt er: „Hätte ſich Plato auf das re
genugſame einſchränken wollen, ſo ſtand es ni

ihm, die Aufgabe, so wie er sie gestellt hatte, geradezu zu fassen; und da es ihm, kraft seiner filosofischen Machtgewalt, beliebt hatte, den gemeinen und zum Gebrauch im Leben völlig zureichenden Begriff der Gerechtigkeit zu verlassen, und die Idee der höchsten Richtigkeit und Vollkommenheit der menschlichen Natur an seine Stelle zu setzen, so bedurfte es, meines Bedünkens, keiner so weitläufigen und künstlichen Vorrichtung, um ausfindig zu machen, worin diese Vollkommenheit bestehe."

Unbezweifelt liegt hierin der Grundirrthum von Aristipps Beurtheilung des Ganzen, und man muß sagen, daß er zwar bis zu dem Punkte vorgedrungen, wo er den richtigen Gesichtspunkt hätte fassen können, ihn aber nicht gefaßt hat, und daß deßhalb gegen Platon nicht gerecht und billig verfahren wird. Nach Morgenstern und Garve ist der Hauptzweck dieses Dialogs die Entwickelung des Platonischen Moralsystems, welches, dem Erstgenannten zufolge, auf diesen Grundsätzen beruht: 1, daß der menschlichen Natur eine eigenthümliche Tugend und Würde zukomme, die sich dadurch beweise, daß jedes menschliche Vermögen das thue, was ihm zukomme, daß die Vernunft befehle, die übrigen aber gehorchen, 2, daß diese Tugend ein Gut an sich sey, Götter und Menschen mögen darum wissen oder nicht, 3, daß sie aber gleichwohl die Quelle der reinsten, wahrhaftesten und dauerhaftesten Glückseligkeit sey,

und 4, daß man deßhalb aus zwiefachem Grunde nach ihr als dem höchsten Gute streben, das Laster hergegen als das höchste Uebel fliehen müsse. Man sieht leicht, daß Platon die Selbstgesetzgebung der Vernunft im Auge hat, aus welcher er die Tugend ableiten will, und daß er nach etwas höherem strebt als dem, was man bürgerliche Tugend nennen kann, nach einer rein menschlichen Tugend, die auch aus der Befolgung anderer als der bürgerlichen Gesetze entspringt. Nur hier konnte er Grund und Natur dessen, was recht und unrecht, und zwar nicht blos heute und morgen oder hier und da, sondern dessen, was allgemein und ewig recht und unrecht ist, finden; nur wenn er die Untersuchung bis auf diesen Punkt zurückführte, konnte er den vulgaren Begriffen darüber auf immer abhelfen. Auf jeden Fall aber war es zweckmäßig, daß er, um auch Andern seine Ueberzeugung mitzutheilen, von den vulgaren Begriffen ausging. Dies that er, und dadurch wurde einerseits der ganze Gang seiner Untersuchung, er aber anderseits selbst bestimmt, den gemeinen und zum Gebrauch im Leben völlig zureichenden Begriff der Gerechtigkeit zu verlassen, und die Idee der höchsten Richtigkeit und Vollkommenheit der menschlichen Natur an seine Stelle zu setzen, welches mit andern Worten nichts anders heißt als: Gerechtigkeit zur Tugend an sich zu erheben, wozu er mehr Grund und Recht hatte, als Wielands Aristipp ihm

zugeſtehen will. Um aber bis auf dieſen Punkt zu kommen, bedurfte es in der That aller der weitläufigen und künſtlichen Vorrichtung, die Platon gemacht hat, und Ariſtipp hat hierin Unrecht.

Man muß wohl bedenken, daß Platon ja noch keineswegs die volle Wahrheit ſchon in den Händen hatte, ſondern ſie erſt ſuchte, daß ihm zwar das Ziel hell und klar vor Augen war, daß er aber den Weg dahin noch nicht kennen konnte, und daß es einen gewiſſen Punkt gab, von dem er ausgehen mußte, der Punkt nämlich, auf den ihn ſelbſt ſeine zwei größten Vorgänger geſtellt hatten. Alles müßte mich trügen, oder Platon hatte zunächſt den Sokrates vor Augen, der in Anſehung deſſen, was recht ſey, noch ziemlich befangen war, denn er blieb meiſt bei dem ſtehen, was die Staatsgeſetze gebieten, wobei aber dem Platon nothwendig die Bedenklichkeit aufſtoßen mußte, ob denn alles, was die Staatsgeſetze gebieten, auch recht ſey. Da mußte er nach einer andern Ableitung deſſen, was recht ſey, ſich umſehen, und zu erforſchen ſuchen, was recht an ſich ſey. Da ſtieß er auf die Pythagoreer, die ihn zur rechten Quelle leiteten, zu dem Grunde in der menſchlichen Natur ſelbſt. Hier fand er die vier Kardinal- oder Haupt-Tugenden, die Weisheit als die Tugend des Verſtandes, Mäßigung und männlichen Muth (Tapferkeit) als Tugenden des Begehrungsvermögens, und

endlich die Gerechtigkeit, die alle Tugend
Einer Tugend macht, die ganze Seele zu Har
ſtimmt, aber die keinem beſondern Vermögen
hörte. Platon beſtimmte dieſem gemäß den B
der Gerechtigkeit, und konnte ihn ohne große Sc
rigkeit auf ſeine Weiſe beſtimmen, ohn
Sprache große Gewalt anzuthun, wie wir e
unſerer Sprache mit dem Worte Gerechtigkeit
auch können würden. Sie erſchien ihm als die
ſchaffenheit der menſchlichen Natur, wie dieſe
moraliſchen Vermögen zufolge ſeyn ſoll,
moraliſche Vollkommenheit.

Wenn nun Wielands Ariſtipp äußert, dieſ
viel leichter ausfindig zu machen geweſen als
Platons Wege, ſo überſieht er den Vortheil,
in den erſten Büchern, Platon ſich da
ſchaffte, daß er gleich alles zuſammen faßte,
beſeitigt werden mußte, wenn ſeine Ideen Ein
finden ſollten, — und dieß war nichts Gerin
als die Erfahrung des wirklichen Lebens, die
der Erziehung und die Gegenſtände des Unter
der Einfluß der Soſiſten und Redner, der D
und der Prieſter, — und daß er in dem
folgenden auf Schwierigkeiten ſtoßen m
die, wenn ſie uns leichter zu heben ſind, es
nicht für Platon ſeyn konnten. Er hatte sein
gabe zu erweiſen aus der menſchlichen Natur
allein dazu fehlten ihm die Vorarbeiten der P

logie und Anthropologie, zweier Wiſſenſchaften, die er ſelbſt erſt, man kann wohl ſagen, neu zu ſchaffen hatte, und um die er ſich, bei allem Einzelnen worin er irrte und irren mußte, im Ganzen ſo große Verdienſte erwarb, daß ich noch jetzt für die dereinſtige Vollendung dieſer Wiſſenſchaften keinen andern Weg weiß als den er einſchlug. Was als Ahnung der Wahrheit in der Tiefe ſeiner Seele lag, war wohl kaum auf geradem Wege mitzutheilen möglich, und er ſchlägt daher einen Weg ein, der, wie Garve ſagt, dem Dichter mehr als dem Filoſofen anſteht, den Weg der Vergleichung. Wielands Ariſtipp urtheilt hierüber ſehr richtig, wenn er ſagt: „Die Gerechtigkeit beſteht, nach ihm, in dem reinſten Zuſammenklang aller Kräfte zur möglichſten Vollkommenheit des Ganzen unter der Oberherrſchaft der Vernunft. Um dieß ſeinen Hörern anſchaulich zu machen, war es allerdings der leichtere Weg, zuerſt zu unterſuchen wie ein vollkommen wohl geordneter Staat beſchaffen ſeyn müſſe, und erſt dann, durch die entdeckte Aehnlichkeit zwiſchen der innern Oekonomie unſrer Seele mit der weſentlichen Verfaſſung und Verwaltung eines wohlgeordneten Gemeinweſens, die wahre Auflöſung des Problems ausfindig zu machen. Auf dieſe Weiſe wurden ſie in der That vom Bekanntern und gleichſam in größern Charaktern in die Augen Fallenden auf das Unbekanntere geführt; denn was der Menſch gewöhn-

lich am wenigſten kennt, iſt das Innere deſſen, was er ſeine Seele nennt."

Was Platon von der Staatsverfaſſung ſagt, ſoll alſo blos Mittel zu dem Zwecke ſeyn, die ideale Menſchennatur kennen zu lehren. Wenn dieß geſchehen ſollte, ſo mußte Platon auch das Ideal einer Staatsverfaſſung ſchaffen, wobei mir nicht unwahrſcheinlich iſt, daß er eigentlich nur die ägyptiſche Verfaſſung mit ihrem Kaſtenweſen idealiſirt habe. Wie dem aber ſey, genug er ſchafft ein ſolches Ideal, und zwar ganz ſichtlich zum Behuf der Vergleichung. Die Vergleichungspunkte, die er durchführt, ſind der einzelne Menſch und der Staat, die drei Seelenformen des Menſchen und die Stände des Staates, die Tugenden und eben dieſe Stände. So erhält er folgende Parallele:

Stand der Regierenden = Seelenform der Vernunft = Weisheit und Klugheit;

Stand der Beſchützenden = Seelenform des Affekts = Tapferkeit;

Stand der Gewerbetreibenden = Seelenform des Begehrens = Mäßigung;

wobei man leicht bemerken kann, daß von den Kardinaltugenden nur drei angeführt werden, die vierte aber, um deren Wesen es der Untersuchung gerade zu thun ist, noch nicht zur Erscheinung kommt. Hierin liegt nun aber auch die Hauptschwierigkeit, wie einst für Platon selbst, so für jeden, der ihn verstehen will, und zwar entspringt diese Hauptschwierigkeit aus der dem Platon eigenen Bestimmung des Begriffs der Gerechtigkeit. Hätte er diesen im gewöhnlichen Sinne gefaßt, so hätte er die Gerechtigkeit blos darstellen können als eine Pflicht, als Gesetzmäßigkeit der Handlungsweise. Er hatte sie aber aufgefaßt als Vollkommenheit, und dieß veränderte den ganzen Gesichtspunkt, den man jedoch schwerlich finden wird, wenn man sich von dem deutschen Worte Vollkommenheit läßt irre leiten. Diese ist in Platons Sinne nicht etwa ein zu Stande gebrachtes, ruhendes, unthätiges Produkt, nicht eine Wirkung oder ein Werk jener drei Seelenformen oder Tugenden, sondern vielmehr eine Kraft, und zwar die Kraft der Gesinnung, des sittlichen Willens, wodurch alle Tugenden erst zu Tugend werden, und in dieser Hinsicht die Tugend selbst. Aus dem Wirken dieser Kraft geht erst ein Produkt hervor, die Gesundheit, Wohlgestalt, Schönheit der Seele, welche zuletzt als Gottähnlichkeit dargestellt wird.

Wohl könnte man wünschen, daß Platon zur Bezeichnung jener Kraft sich eines andern Wortes

als des der Gerechtigkeit bedient haben möchte: wie nun aber, wenn er, ohne sich gerade dieses Wortes zu bedienen, weder selbst auf diese Höhe des Standpunktes gekommen wäre, noch uns darauf hätte führen können? Mir scheint, daß Platon in seiner Untersuchung gerade darum, weil er von dem Begriff der Gerechtigkeit ausging, mit dessen gewöhnlicher Bestimmung er nicht zufrieden war, auf eine höhere Ableitung desselben kam, und daß eben dieses ihn auf die wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der Ethik sowohl als der Politik führte. Indem sich bei ihm, wie Schleiermacher in seiner Kritik der Sittenlehre sich ausdrückt, (S. 325.) „diejenige Tugend, welche sich am meisten auf die Verhältnisse gegen Andre zu beziehen scheint, als diejenige zeigt, welche der Mensch am meisten in und gegen sich selbst zu üben hat, und welche allein ihn in sich selbst zu erhalten vermag“ oder wie es an einer Stelle heißt (S. 230.) indem er die Gerechtigkeit nicht blos als gesellige Tugend, sondern als „die gleiche auf den Handelnden selbst sich beziehende Gesinnung aufsuchte“, entdeckte er den reinen Tugendbegriff selbst, und stellte diesem gemäß die Tugend als etwas lediglich Innerliches dar, als diejenige Gesinnung, denjenigen Willen, wodurch erfüllt werden ohne Hinsicht auf Lohn oder Strafe die Gesetze der Vernunft die zugleich die Gesetze der Gottheit sind. Nur aber wenn dieß gefunden war,

konnte die bürgerliche Gesetzgebung als etwas Untergeordnetes erscheinen, und Platon auf den Gedanken kommen, daß auch die Politik auf der sittlichen Idee ruhen solle. Daß sie nicht darauf ruhe, so wenig als das gewöhnliche Leben der Menschen, sah er vollkommen klar und bewieß es, indem er die Wirklichkeit im Kontraste mit seinem Ideal in einer neuen Parallele aufstellte, gegen die Eine Staatsverfassung nämlich, wie sie seyn soll, — Monarchie oder Aristokratie, Regierung der Vernunft und des Guten — wie sie sind, eben so viele als Leidenschaften das menschliche Leben von der Vernunft und Sittlichkeit zur Abweichung bringen. Er stellt darum gegenüber

der Timokratie	die Ehrsucht
der Oligarchie	die Habsucht
der Demokratie	die Genußsucht
der Tyrannie	die Herrschsucht;

bei welcher Schilderung ihm unverkennbar wirkliche Staaten und Personen vorschwebten. Indem er ihren verdorbenen Zustand und ihr zweckwidriges Treiben schilderte, durfte er hoffen, die Ueberzeugung zu bewirken, daß von ihnen die zuverlässige Regel dessen, was recht sey, nicht entnommen werden könne, und daß die positive Gesetzgebung von einer höheren das Gesetz erhalten müsse. Selbst hievon überzeugt, stellte er die Idee der Menschheit und des Staates in das reinste Licht, und verknüpfte beide durch ein

gemeinschaftliches Band, durch die Idee der Sittlichkeit. Das Verhältniß der Menschheit und des Staates zu der Idee der Sittlichkeit stellt er als völlig gleich dar, und man muß annehmen, daß, dieses zu zeigen, sein Hauptzweck war. Deshalb kann ich Morgenstern nicht beistimmen, wenn er die Aufstellung der Staatsverfassung für den vorzüglichsten Nebenzweck in diesem Dialog ausgiebt. Platon sieht den Staat aus dem Gesichtspunkte der Menschheit an, und die Menschheit aus dem Gesichtspunkte des Staats, — wie er denn am Ende seiner Parallele selbst sagt, daß der Mensch in sich einen Staat darstelle, — und so konnte er beide nicht von einander trennen; die gleichmäßige Betrachtung beider war ihm nothwendig, und man wird nun, zumal wenn man bedenkt, um wie viel wichtiger der Staat einem Griechen erschien als uns, errathen können, warum er seinem Dialog die Ueberschrift gab: von der Staatsverfassung (Politeia), und — warum er damit mißverstanden wurde.

„Die Platonische Republik, sagt Kant (Krit. d. r. Vft. S. 372.) ist, als ein vermeintlich auffallendes Beispiel von erträumter Vollkommenheit, die nur im Gehirn des müssigen Denkers ihren Sitz haben kann, zum Sprichwort geworden, und Bruker findet es lächerlich, daß der Filosof behauptete, niemals würde ein Fürst wohl regieren, wenn er

nicht der Ideen theilhaftig wäre. Allein man würde beſſer thun, dieſem Gedanken mehr nachzugehen, und ihn (wo der vortreffliche Mann uns ohne Hülfe läßt) durch neue Bemühungen ins Licht zu ſtellen, als ihn, unter dem ſehr elenden und ſchädlichen Vorwande der Unthunlichkeit, bei Seite zu ſetzen.“ So billig wie Kant ließen nicht Filoſofen und Staatsmänner der Abſicht Platons Gerechtigkeit wiederfahren, und am allerwenigſten die, welche ſich eingebildet hatten, Platon habe hier eine ausführliche Theorie der Staatsverfaſſung liefern wollen; ein Gedanke, den ſie nicht gefaßt haben würden, wenn ſie, was ihnen zuzumuthen war, dieſe Schrift mit Platons übrigen politiſchen Schriften verglichen hätten, bei dem es ihnen aber ganz leicht wurde, den Filoſofen einer eben ſo großen Mangelhaftigkeit als Oberflächlichkeit zu beſchuldigen.

Den größten Anſtoß bei dieſem Dialog hat man indeß von jeher an einzelnen jener Vorſchläge und Ausführungen genommen, welche, nach Morgenſterns Anſicht, als Nebenzwecke mit dem Hauptzwecke in Zuſammenhang gebracht worden ſind; 1, pſychologiſcher Grundriß von dem Seelenvermögen des Menſchen, 2, Grundriß einer Encyklopädie der Wiſſenſchaften, 3, Ideen über Erziehung und Unterricht, 4, die mit der Gotteslehre zuſammenhängende Ideenlehre, 5, die Schilderung eines echten Filoſofen, 6, Grundriß einer Theorie und Kritik der ſchönen

Künste, die zum großen Theil, wegen ihres schädlichen Einflusses auf die Sittlichkeit, aus dem Staate verbannt werden sollen, 7, Gemeinschaft der Weiber, Kinder und Güter bei der Kriegerkaste. Daß jeder dieser Punkte von der Art sey, um uns geradeswegs auf den Tummelplatz streitiger Meinungen zu führen, sieht man auf den ersten Blick; es ist daher unmöglich, daß wir uns auf jeden einzelnen hier einlassen könnten. Bleiben wir also bei der Frage stehen, ob sie als bloße Episoden zu betrachten sind, und ob sie wesentlich in diese Untersuchung gehörten oder nicht.

Hat man die Absicht der ersten Bücher richtig gefaßt, so entdeckt man bald, daß hier ein neuer Parallelismus statt findet. Platon sucht hier jedem, was er dort als aus der Wirklichkeit zu beseitigend zusammengefaßt hatte, daß Bessere, oder vielmehr das, was *seyn soll*, entgegen zu stellen, der Erfahrung des wirklichen Lebens die wahre Beschaffenheit der Menschennatur, der Art der Erziehung und des Unterrichts nicht nur eine bessere Methode, sondern auch den Geist der Wissenschaftlichkeit und echten Filosofie, den Sofisten seinen Weisen, den Dichtern und Rednern seine Kritik der schönen Künste, die er nicht ohne deren Theorie vortragen konnte, und den Priestern — am behutsamsten — seine Ideen- und Gotteslehre, die mit seiner Tugendlehre aufs innigste zusammenhängt. Nur für den Lesenden der ange-

hrten Punkte findet sich keine solche Beziehung auf
n Vorhergehendes, und man kann das so ausführ-
iche Detail über ihn allerdings als eine müßige
Episode betrachten, dahingegen, wenn man auch die
Ausführung der übrigen Punkte aus dem Gesichts-
punkte der Episoden betrachten will, man sie keines-
wegs als müßige ansehen kann, indem sie wesentlich
in das Ganze eingreifen. Was ihre Anlage betrifft,
so ist vielleicht mehr Kunst darin, als man bisher
vermuthet hat; die allzuverborgene Kunst aber scheint
gerade hier dem Künstler geschadet zu haben, da
doch alle ohne Ausnahme geurtheilt haben, Platon
habe sich — wie Fülleborn am billigsten sich aus-
drückt — seines Hauptzwecks uneingedenk, es sey
durch Zeitumstände, es sey durch die Neuheit seiner
Ideen verleitet, sich in zu detaillirte Vorschläge aus-
gelassen.

Will man nun nach diesen Andeutungen Aristipps
Beurtheilung beurtheilen; so dürfte sich finden, er
habe den Hauptzweck nicht völlig genau aufge-
faßt, der Absicht Platons keine volle Gerechtigkeit
wiederfahren lassen, auf die Mangelhaftigkeit der
Mittel zu Erreichung des Zweckes keine billige Rück-
sicht genommen, dagegen in Einzelnem richtiger ge-
sehen, treffender geurtheilt als die Meisten, und über
die Form, wenn ihm gleich, wie allen, ein Haupt-
punkt verborgen geblieben war, doch das Vorzüg-
lichste gesagt, was über dieses merkwürdige filof-

fisch-poetische Kunstwerk bisher gesagt worden ist. Man vergesse nun aber bei dem allem nicht, daß Aristipp es ist, welcher hier urtheilt, und daß Wieland, gesetzt auch er selbst wäre so platonisch als Platon selbst gewesen, diesen doch nicht in einen Platoniker hätte verwandeln dürfen.

Br. 9.

S. 236. Hierofant der Akademie — Platon, dessen Akademie hiedurch ironisch den Mysterien, wie er selbst dem Oberpriester derselben, dem, der das heilige Wort ausspricht, gleichgestellt wird.

Br. 10.

S. 242. Platons Ideenwelt scheint mir ein Hirngespenst — Zu dem, was früher hierüber gesagt worden, will ich hier nur die eben so kurze als treffende Schilderung derselben von Schleiermacher beifügen. Dem Platon, sagt er, erscheint das unendliche Wesen nicht nur als seyend und hervorbringend, sondern auch als bildend, und die Welt als ein werdendes, aus Kunstwerken ins Unendliche zusammengesetztes, Kunstwerk der Gottheit. Daher auch, weil alles Einzelne und Wirkliche nur werdend ist, das unendliche Bildende aber allein seyend, sind ihm auch die allgemeinen Begriffe

die lebendigen Gedanken der Gottheit, welche in den Dingen ſollen dargeſtellt werden, die ewigen Ideale, in welchen und zu welchen Alles iſt. Da er nun allen endlichen Dingen einen Anfang ſetzt ihres Werdens, und ein Fortſchreiten derſelben in der Zeit, ſo entſteht auch nothwendig in allen, denen eine Verwandtſchaft mit dem höchſten Weſen gegeben iſt, die Forderung, dem Ideale deſſelben anzunähern, für welche es keinen andern erſchöpfenden Ausdruck geben kann als den, der Gottheit ähnlich zu werden.

S. 242. Autoagathon — Das Selbſtgute, das Gute an ſich, das vollkommene Gute, iſt der Name, welchen Platon der Gottheit giebt, gewiß nicht allein, um ſich von dem prieſterlichen Syſtem zu unterſcheiden, ſondern weil das Gefühl eines moraliſchen und religiöſen Bedürfniſſes ihn bei ſeinem Filoſofiren leitete. — Diejenigen, welche gemeint haben, daß davon Wieland nichts gewußt, müſſen — nebſt vielem andern von ihm — auch dieſen Brief Speuſipps nicht geleſen haben; und wer wollte leugnen, daß ihnen allerdings ihre Beurtheilung oder Verurtheilung dadurch ſehr erleichtert worden iſt! — Möge nur nicht der folgende Brief, der leider von Ariſtipp iſt, die gute Meinung wieder vertilgen!

Br. II.

S. 251. Pentheus. Agave — Agave, die Tochter des Kadmos, des Stifters von Theben in Böozien, war vermählt mit Echion, dem sie den Pentheus gebar. Dieser widersetzte sich der Einführung der neuen Religion des Bakchos, welcher dafür eine grausame Rache nahm, denn er verwirrte den Sinn des Pentheus und seiner Mutter, die in bakchischer Wuth das Haupt ihres Sohns abriß, wähnend einen Löwen getödtet zu haben. So in den bakchischen Frauen des Euripides.

S. 254. Ei im Tempel zu Delfi — Im Apollonstempel zu Delfi fand man die dreimal in Gold, Erz und Holz ausgeführte Aufschrift Ei, welches eben so wohl ist, als wenn oder ob bedeuten kann. Plutarch hat über dieß Räthsel eine eigne Abhandlung geschrieben.

S. 256. Die Dreifüße im Palast des Hefästos — Homer in der Ilias 18, 373. berichtet, Hefästos habe Dreifüße verfertigt, und

Goldene Räder befestigt' er jeglichem unter den Boden,
Daß sie aus eigenem Trieb in die Schaar eingingen der Götter,
Dann zu ihrem Gemach heimkehrten, Wunder dem Anblick.

Ideen ſ. Bd. 2. S. 455. — Man muß hier bei Beurtheilung Platons in Anſchlag bringen, daß ihm die Wahrheit vorſchwebte, daß er ſie aber darum nicht zu faſſen vermochte, weil ihm das Mittel dazu fehlte, — die Theorie der Einbildungskraft.

Br. 12.

S. 266. Metoniſche Zykeln — Der atheniſche Aſtronom Meton, ein Zeitgenoſſe des Sokrates, machte ſich einen unſterblichen Ruhm durch die Einführung der unter ſeinem Namen bekannten Periode (die güldene Zahl). Sie enthält 6940 Tage, welches bis auf wenige Stunden 19 Sonnenjahre und 235 Monate ausmacht, nach deren Verlauf die Neu- und Vollmonde wieder auf dieſelben Tage des Jahres fallen.

Br. 13.

S. 273. Läertiade — Odyſſeus, ſ. Odyſſee 9, 94. fgg.

S. 274. Karchedon — Der griechiſche Name von Karthago.

S. 278. Knaben hat Aurora entführt — Von geſtorbenen Kindern gebrauchte der Grieche den Ausdruck, Aurora habe ſie entführt.

Br. 14.

S. 285. Filistus — Dieser Zeitgenosse des ältern Dionysius, nach Einigen aus Neukratis, nach Andern aus Syrakus gebürtig, war eine Zeitlang mit jenem Tyrannen aufs engste verbunden und ihm durch seinen Reichthum sehr nützlich, erregte aber dann durch die, ohne des Tyrannen Wissen, mit der Tochter von dessen Bruder Lepines geschlossene Ehe Verdacht gegen sich, ward verwiesen, und begab sich nach Adria, wo er seine Muße dazu benutzte, die Geschichte Siciliens zu schreiben, die aus 13 Büchern in 2 Abtheilungen bestand, deren zweite mit Dionysius anhub. Unter mehreren Andern rühmt ihn auch Cicero, der über ihn an seinen Bruder (Epp. ad Quint. Fratr. 2, 13. ausg. von Schütz Bd. 2, Br. 134.) also schreibt (Wielands Uebers. Bd. 2. S. 369.): „der Sicilianer (Philistus) geht immer auf den „Grund der Sache, ist gedankenreich, scharfsinnig, „gedrängt, beinahe ein kleiner Thucydides. Ich weiß aber nicht, welches von seinen Werken du hast, denn ihrer sind zwei, oder ob beide? Ich finde vorzügliches Vergnügen an seinem Dionysius, der ein durchtriebener alter Schlaukopf und dem Filistus durch und durch bekannt war. Den meisten Nachrichten zufolge ward er erst unter Dionysius dem Jüngeren zurückberufen, und zwar nicht ohne Betrieb der Höflinge, die durch ihn gegen den Einfluß

Platons und Dions ein Gegengewicht zu erlangen hofften, und in dieſer Hoffnung ſich nicht betrogen, denn er wirkte dem Platon auf alle Weiſe entgegen und bewirkte hauptſächlich Dions nachmalige Vertreibung. In dem, von dieſem hierauf begonnenen Kriege kam Filiſtus mit einer Flotte dem Dionyſius zu Hülfe, wurde geſchlagen, und ſoll nach Einigen ſich ſelbſt entleibt haben, nach Andern von Dions Truppen umgebracht worden ſeyn. Er wird geſchildert nicht bloß als Freund der Tyrannen, ſondern auch der Tyrannei, und von Plutarch erfahren wir (im Leben Dions), daß er eben ſo bittre Tadler als übertriebene Lobredner fand. Dieß nun ſcheint Wielanden veranlaßt zu haben, auch hier die Wahrheit in der Mitte zu ſuchen. Die Schilderung, die er von dieſem ſo geiſtreichen und gewandten als zweideutigen Mann entwirft, vergleiche man mit dem, was Sevins über ihn im 10ten Bande der Mémoires de l'Academie des inscriptions geſagt hat.

Br. 16.

S. 305. Moroſofirend — Wenn man mit Rochow Filoſofiren durch das, ſonſt für Räſonniren einigermaßen gebräuchlich gewordene, Vernunften überſetzen will, ſo dürfte dieß ſchwer überſetzliche Wort vielleicht durch Narrheit-vernunftend ausgedrückt werden, da es von den

Morosofen, den närrisch-Weisen, doch unterschieden werden muß.

S. 306. Homilet — Gesellschafter, Schüler.

S. 308. Solöcismen, nennen die Sprachlehrer alle Eigenthümlichkeiten der schlechten Art, wie man vermuthet nach der Stadt Soli in Cilicien, der eine schlechte Mundart eigen gewesen seyn muß.

Br. 17.

S. 327. Ich betrachte jeden Filosofen als den Repräsentanten einer ganzen Gattung — Wäre Aristipp mit der Theorie der Temperamente und einigen nachfolgenden Filosofen bekannt gewesen, so würde er ohne Zweifel versucht haben, die verschiedenen Gattungen der Filosofen auf diese zurückzuführen, und dürfte dann gesagt haben, daß die Natur den Sanguiniker zum Aristipp-Epikur und allenfalls zum Cyniker, den Choleriker zum Stoiker, den Melancholiker zum Platoniker, und den Flegmatiker zum Aristoteliker geschaffen habe. Hätte er ferner zu seiner Zeit schon wissen können, daß überhaupt nur vier verschiedene Systeme der Metafysik möglich sind; so würde er auch diese eben so auf jene Temperamente zurückgeführt haben, wie Kant die verschiedenen Religionsansichten. Um den Aerger der Leute, die da meinen, daß Ein Schuh

an jeden Fuß paſſen müſſe, würde er ſich vermuthlich wenig gekümmert haben. —

Br. 18.

S. 335. Timofanes — War der Bruder des berühmten Feldherrn und Befreiers Siciliens Timoleon, durch deſſen Hand (wenigſtens nach Diodor, von welchem Plutarch abweicht) jener fiel, weil er nach der Alleinherrſchaft ſtrebte, und durch gütliche Vorſtellungen von ſeinem Vorhaben ſich nicht abbringen ließ.

Mit dieſem Briefe hat Wieland dieſe Sammlung geſchloſſen, allein, wie es ſcheint, nicht beendigt, weder in Hinſicht auf Ariſtipp, noch auf die Ereigniſſe jener Zeit. Wie dieſe Sammlung jetzt iſt, reicht ſie bis auf den Tod des älteren Dionyſius, alſo bis in das Jahr 368 vor unſerer Zeitrechnung. Angenommen, daß nach der größten Wahrſcheinlichkeit Ariſtipp bei dem Tode des Sokrates 25 Jahre zählte (vgl. Bd. 2. S. 359), ſo ſtand er jetzt in einem Alter von 56 Jahren. Gerade jetzt aber kommt erſt noch die wichtigſte Periode ſeines Lebens, nämlich die Regierungszeit des jüngern Dionyſius, erſt bis zur Vertreibung deſſelben durch Dion im J. 355, und dann bis zu deſſen Verweiſung nach Korinth im J. 343. Kurz zuvor erſt hatte ſich Ariſtipp, ein

etwa achtzigjähriger Greis, vom Hofe dieſes Tyrannen nach Athen begeben. Dieſe Zeit nun aber, welche Ariſtipp am Hofe zu Syrakus zubrachte, mag wohl die wichtigſte zu ſeiner Beurtheilung genannt werden, indem die Anekdotenſammler des Alterthums eben aus ihr das Meiſte berichten, was ihm bei der Nachwelt ſo böſen Leumund gemacht hat, daß Viele ſich für berechtigt hielten, ihn für etwas weit Verächtlicheres als einen bloßen Hofnarren zu erklären. Daß Wieland, nach der gemachten Anlage, einen ganz andern Geſichtspunkt für die Beurtheilung gefaßt haben würde, iſt keinem Zweifel unterworfen, und gewiß würde ſeine Darſtellung ſehr anziehend geweſen ſeyn. Wie ſehr indeß auch dieſer Verluſt zu beklagen ſeyn mag, ſo iſt es doch ein anderer weit mehr. Die wichtigſten Ereigniſſe aus der filoſofiſchen und politiſchen Welt fallen in dieſen Zeitraum, und ſie zu ſchildern und auf ſeine Weiſe zu beurtheilen, hatte Ariſtipp die dringendſte Veranlaſſung. Wer ſollte nicht erwarten, daß die zweimalige Reiſe Platons zu dem jüngeren Dionyſius, und der Aufenthalt an deſſen Hofe die Veranlaſſung gegeben haben würde, den Punkt über die Platoniſche Republik vollends ins Reine zu bringen, und zur Beurtheilung der ganzen Platoniſchen Filoſofie wenigſtens einen Blick auf Ariſtoteles geworfen zu ſehen, auf dieſen wichtigſten Schüler und Gegner Platons, deſſen Blüthe in dieſe Periode fällt! Wer ſollte nicht

erwarten, daß Aristipps Tochter, Arete, durch welche die Kyrenaische Schule fortgesetzt wurde, gerade von jetzt an noch weit mehr würde hervorgehoben worden seyn! Und wie viel Wichtiges bot die politische Welt dar! Abgesehen von der Schilderung des Dionysischen Hofes, und so interessanten Personen, als in Filistus, Dion und Timoleon dabei vorkommen; abgesehen von der Umgestaltung der Dinge, die sich in Kyrene vorbereitete; fällt nicht in eben diese Zeit die wichtigste Umgestaltung von ganz Griechenland durch die Macedonischen Könige? Fällt nicht der Anfang einer neuen Periode der Poesie und Kunst in diese Zeit? — Man müßte die vorliegende Briefsammlung wenig aufmerksam gelesen haben, wenn man nicht wahrgenommen hätte, daß Wieland die Anlage dazu gemacht hat, alle diese Gegenstände in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, sehr auffallend sogar noch in dem letzten Briefe. Bei dieser Anlage ist es aber auch geblieben, und so hat Wieland es seinen Lesern überlassen, in seinem Agathon, Diogenes und Krates einen Theil dessen zu suchen, was er sie hier vermissen läßt, in Ansehung des Uebrigen aber ihre eigne Divinazionsgabe zu versuchen, welcher der Herausgeber auf die Spur zu helfen gewiß nicht einmal nöthig gehabt hätte.